



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

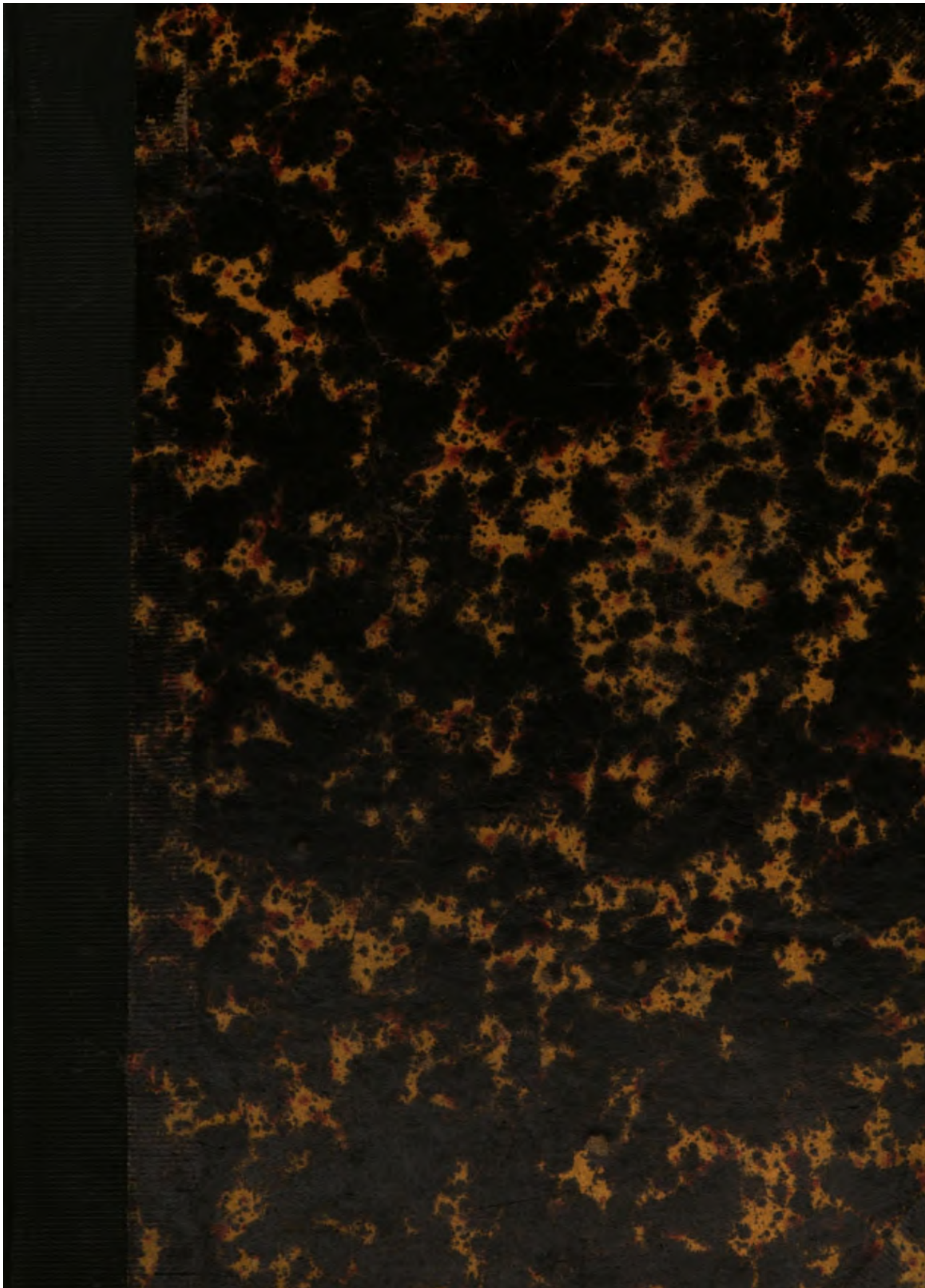
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



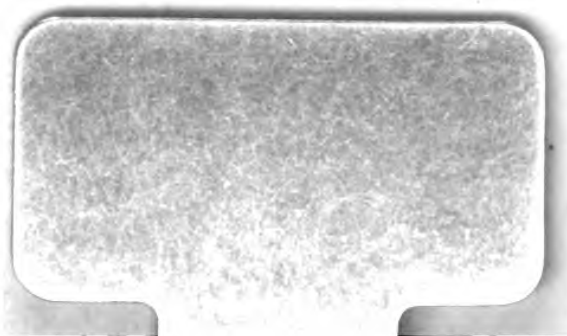
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

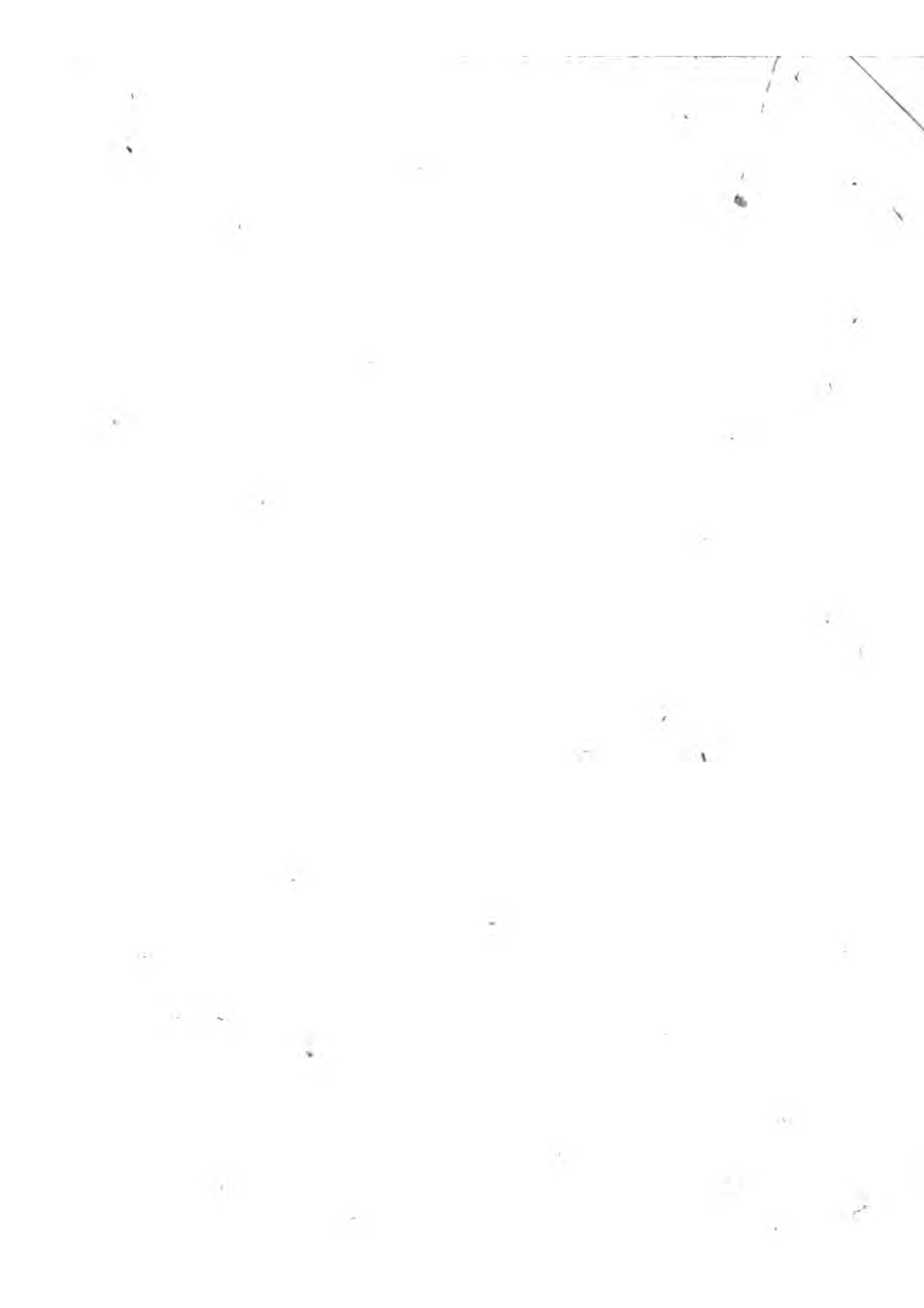


~~UNS. 175 C. 5~~



Vet. Ger. III A. 330









G. Spindler's Werke.

Classiker-Ausgabe.

LX.



Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.

M a n c h e r l e i.

Von

C. Spindler.

E r s t e r B a n d.



Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.



Gedruckt mit Hallberger'schen Schriften.

Die Gesellen der schwarzen Kunst.

1

Der Hofraum des Mainzer Clarenklosters stand weitgeöffnet. Schwerbeladene Fuhrn mit Feldfrüchten und der ersten Garben der Erndte zogen in das Thor ein, und die Hände der Knechte luden die Vorräthe rüstig al un sie zu zählen und in die Scheuer zu bringen. Zwei Klosterfrauen waren von der Aebtissin aus der Clausur gesendet worden, um die Aufsicht über dieses Geschäft zu übernehmen. Während jedoch die eine der Frauen ihrer Pflicht oblag, wandelte die zweite in dem an den Hof stoßenden kleinen Küchengarten mit einem Manne auf und nieder, und ihr Gespräch war sehr lebhaft.

Eine Herzensangelegenheit wurde darinnen nicht verhandelt, denn die beiden Sprechenden waren über die Jahre der Leidenschaft hinaus, und die Züge der Nonne gealtert und herbe. Der Mann, in dem weiten Gewande eines Gelehrten, schien ehrwürdig wie sein Kleid und sein schöner grauer Bart, der ihm bis zum Gürtel reichte. Weit entfernt jedoch, die gallige Festigkeit zu theilen, womit sich die Klosterfrau ausdrückte, trübte er seine heitere Stirne mit keiner Runzel, und das gutmüthigste Lächeln wich nicht von seinem Munde, obgleich seine Begleiterin ihre Vorwürfe nicht sparte. —

„Sage mir um unsrer lieben Frauen Schmerzen willen,“ begann sie auf's Neue, „sage mir, Henne, wo das hinaus will? Schon sind, wenn ich meinem Gedächtnisse trauen darf, nahe an vierzig Jahre verflossen, seitdem Du ein Grübler und Spintistiret geworden bist, und aus allerlei geheimen und abenteuerlichen Künsten Deine Beschäftigung gemacht hast. Du bist darüber ein alter Mann, aber immer noch nicht klug geworden. Heilige Mutter! hätte der unselige Auslauf vom Jahre Zwanzig unsern Reichthum verdoppelt, wie er denselben schmälerte, — dennoch wäre Deine Habe durch Deine Finger, wie durch ein Sieb, gelaufen. Welch ein Unglück, daß Du auswandertest, um zu Straßburg müßig zu gehen, und mit allerhand Diftlern und Kreuzköpfen Dich einzulassen, die getreulich Dein Gut sammt dem übrigen in Rauch und Wind jagten! Was hast Du jetzt vor Dir? den bitteren Mangel und die Verlassenheit, die einem leichtsinnigen Haushälter nimmer ausbleibt.“

„Ach, es ist noch nicht so arg, lieb' Hebele,“ entgegnete der Bruder mit Sanftmuth, „ich bin keineswegs leichtsinnig gewesen. Ich hatte im Sinn, wohlhabend und ein rechter Mann zu werden. Daß mir's nicht gelang, ist Gottes Schickung“

„Und böser Menschen Werk,“ fiel die Nonne ein; „daß sie Dich mißbrauchten, belogen und betrogen, ist leider Deine eigene Schuld. Ein sorgloses Vertrauen wie das Deinige, ist in der weiten Welt nicht mehr zu finden. Hab' ich nicht Recht?“

„Nun ja, lieb' Hebele. Aber ich möchte auch nicht leben ohne dieses Vertrauen.“

„Du weiser Mann, Du gelehrter Mann! Du brüfst Dich mit Deiner Blindheit, während Du Dich schämen solltest, daß eine eingesperrte Klosterfrau die Menschen besser kennt, als Du, der Vielgewanderte. Hopfen

und Malz geht an Dir verloren. — Was willst Du aber eigentlich von mir, Henne?"

Der Bruder antwortete etwas schüchtern: „Wenn Du mir mit dreißig Goldgulden aus einer schlimmen Verlegenheit helfen könntest . . . ?“

Die Nonne sah ihn steif an, den Kopf schüttelnd, die Achseln zuckend: „Leihen ist bald gethan, aber wiedergeben?“ sagte sie.

„Ich habe Hoffnung, Hebele, daß der Doktor Sumery mein kleines Grundstück zu Lorzwiller kaufen werde . . .“ entgegnete Henne.

„Das letzte Stücklein Land, das Dir vom Erbe blieb, mein Bruder!“ Es perlten Thränen in den Augen der Nonne, indem sie fortfuhr: „Dann ist Alles hin — das Haus, der Hof, die schönen Güten von Bodenheim und Mummisheim, der Nothpfenning zu Lorzwiller — Alles, Alles dahin. Der Doktor zieht Dir noch den letzten Rock aus, Henne, und was bleibt Dir?“

„Die Hoffnung und das Vertrauen, ein gut Gewissen und ein stilles Grab,“ versetzte der Bruder mit weicher Stimme. Dann fügte er zuversichtlich hinzu: „vielleicht bleibt noch etwas über's Grab hinaus.“

„Ei, Du Sünder!“ schrie die Klosterfrau: „Du wirst doch nicht an Deiner unsterblichen Seele zweifeln? Die Leute haben doch nicht etwa Recht, die da glauben, der Böse hielte es mit Dir?“

Der Bruder schüttelte lächelnd den Kopf. „Wäre ich denn arm an Gelde, wenn der schwarze Herr mein Bundesgenosse zu werden sich herabgelassen hätte? Du verstehst mich nicht, Hebele. Ich meinte die Ehre, den Nachruhm, und dergleichen.“

Hebele rümpfte die Nase. „Ja, ja,“ sagte sie, das ist euer Trost, ihr Schüler der Weisheit und der geheimen Künste. Aber es kommt der Tod und die Nachwelt

vergift gar leichtlich, wer ihr vorausging. — Ich sage nicht Senne, daß Dir nicht ein ehrenvolles Andenken gebühre. Deine Erfindung mag Lob verdienen, aber es wird Dir ja nicht einmal bei Deinen Lebzeiten von Herzen gespendet. Die halbe Stadt verkehrt Dich, die andere Hälfte versteht nicht, was Du willst. Und — ach, die Klerisei! Du hast unserm Kloster schöne Bücher geschenkt, die Du mit Deiner Färbe- und Schneidekunst gefertigt hast, aber ich traue mich kaum, darinnen zu blättern, weil der Pfarrer und der Beichtvater immer noch zweifeln, ob diese Bücher mit rechten und erlaubten Künsten entstanden sind. Die Schreiber und Briefmaler werden nach und nach brodlos, und wünschen Dir alles Unglück. Du bist daher von Feinden umgeben. Wenn Du aber heimgehst, und Dein Werk käme in Blüthe, werden nicht die Leute, die Dich geplündert haben, allen Ruhm und allen Gewinn daraus ziehen?“

„Sie haben mich nicht geplündert, Hebele. Sie haben nur von ihrem Recht Gebrauch gemacht; einen grausamen Gebrauch, wenn Du willst, liebe Schwester, aber sie durften thun, was sie gethan haben, und das Gericht hat ihre Forderungen geheiligt. *Suprema lex dura lex, sed lex.*“

„Ich verstehe kein Latein, aber ich weiß, daß Lust und Schöffer Dich um Alles brachten, um die Hoffnung auf Erwerb, um Deine Geräthschaften und Werkzeuge. Sie benützen, was Du erfunden.“

„Ich war ihnen viel Geld schuldig; sie durften mir nehmen, was ich besaß. Warum streiten um die alten Händel? Ich hatte versäumt, die Leute durch Verträge zu binden, und wer versieht, hat auch verspielt. Dennoch durfte ich ja eine Presse für mich herstellen, wozu mir der Doktor die Mittel gab; ich durfte vier Gehülfen annehmen, wenn sie nur ansäßige Stadtbürger waren,

und einen Eid leisteten, das Geheimniß Niemanden zu offenbaren. Ich habe auch wieder gearbeitet, aber der Schöpfer hatte einen allzustarken Vorsprung gewonnen. Seine Geschicklichkeit“

Die Nonne wurde abermals heftig, indem sie ausrief: „Seine verwünschte Geschicklichkeit! Du hast die Bahn gebrochen, hast ihnen Alles mitgetheilt, wie ein plauderhafter Knabe. Hättest Du Deine Geheimnisse für Dich behalten!“

„Hebele! was aus dem Geiste entspringt, läßt sich nicht vergraben, wie ein Topf voll Goldes. Es theilt sich von selber mit, wie die Luft. Meine Saat ist bei Schöpfer in einen fruchtbaren Boden gefallen. Hast Du den Psalter gesehen, den er gedruckt hat? Ich beneide ihn um das schöne Werk, das ich nie zu Stande gebracht haben würde. Ich beneide ihn, und bin stolz auf den undankbaren Schüler. Ich habe von Stund' an keine Lust mehr gehabt, selbst zu arbeiten, wenn auch mein Beutel und der Erzbischoff es erlaubten.“

Der Herr zum Guttenberg lachte bei diesen Worten gemüthlich vor sich hin, und erwiderte auf Hebele's Frage, was denn der Churfürst gegen seine Werkstätte habe, mit unerschütterlicher Gelassenheit: „Er ist der Meister und hat meine Druckerei gesperrt, weil ich das Manifest nicht drucken wollte, das in seinem Namen gegen den Herrn Adolph von Nassau, seinen Mitbewerber um die Churwürde, erlassen wurde. Ich habe meine eigene Meinung von der Streitsache; ich glaube, daß Herr Diether von Isenburg nicht in seinem Rechte ist; ich halte den Gegenchurfürsten für den ächten. Ich wollte nicht die Simonie durch meine edle Kunst heilig sprechen. Schöpfer ist nicht so gewissenhaft gewesen. Er hat die Lob- und Kriegsbrede gedruckt, und erfreut sich gewiß doppelt der Gnade des Churfürsten, seit der Nassauer in der Schlacht von Seckenheim überwunden wor-

den ist. Wie gesagt: ein Jeder hat seinen Glauben, Kust glaubt nur an's Geld, Schöffner an's Geld und seine wahrhaftig treffliche Arbeit, ich glaube an die Ehre des Gewissens."

Hebele nickte dem Bruder gerührt zu, und sagte: „Du bist von Alters her nur allzurechtschaffen gewesen. Du bist zu gut für die undankbare Welt. Du hast die Straßburger Spiegel machen und Edelsteine schleifen gelehrt, Du hast ihnen Deine schwarze Kunst hinterlassen, und nichts dafür genommen, als eine Frau, die dich zur Heirath gezwungen hat"

„Meine gute Ennel! Sie hatte Recht, den leichtsinnigen Knaben zum Altar zu zwingen; hat viel Unge- mach mit mir getheilt, und mich gepflegt wie eine Heilige. Gott schenke ihr eine fröhliche Auferstehung!“ Henne wischte sich die thränenbenetzten Augen. —

„In des Herrn Namen!“ setzte Hebele hinzu: „Du bist nun einmal nicht zu ändern, mein Bruder. Was die dreißig Goldgulden betrifft, so werd' ich Dir sie schaf- fen, da ich weiß, daß Du sie nicht in Deiner schwarzen Werkstätte verschleudern wirst. Aber die Zukunft, Du redliches Kind mit grauen Haaren?“

Johann zum Guttenberg deutete auf seinen Kopf und gen Himmel. „Ich brauche wenig, und das We- nige wird mir der Herr und mein Verstand geben,“ sagte er. —

„Weißt Du, was mir einfällt?“ versetzte die Kloster- frau hastig und geheimnißvoll: „Du kannst noch ein reicher, reicher Mann werden; binnen einem oder zwei Jahren kannst Du's werden. Geh fort von Mainz, wo der Churfürst Dich dem Hunger preis gibt, wandre auf und ab durch die großen Städte der Welt; verkaufe in einer jeden Dein Geheimniß gegen schweres Geld“

Lächelnd erwiderte der edle Erfinder der Buchdrucker- kunst: „Ich brauchte meine Füße nicht zu ermüden; die

Städte kämen zu mir. Erst vor kurzen Tagen ist ein Bürger von Paris bei mir gewesen, Konrad Hannequis, gesendet vom französischen König, mein Arkanum zu stehen oder zu kaufen. Da das Erstere nicht anging, ließ er sich auf's Andere ein, und bot mir, ich weiß nicht mehr wie viele tausend von Pariser Pfunden"

„Nun?“ fiel die Nonne begierig ein.

„Nun? ich sagte: Nein. Ich darf die Kunst nicht verhandeln. Das ist zwischen mir und Fust und Schöffer ein noch heute gültiger Artikel, mit den heiligsten Eiden verwahrt. — Und dürste ich's, ich möchte sie dem Franzosen nicht verhandeln. Dem lieben Vaterland gebührt Ehre, Ruhm und Schmuck der edeln Kunst. — Aber auch im Vaterland sind mir noch die Hände gebunden. Da kam heut Morgen erst ein fröhlicher Bursch von Bamberg, Pfister geheißten, und auch eines Bäckers Sohn. Bäcker haben Geld, und wollen gern ihre Söhne angesehen machen. Dem frischen Knaben fiel ein, da er von Studiis und Künsten ein Freund, die Mainzer Kunst des Henne Gensfleisch zu lernen, und er schlug mir vor, mein Lehrling zu seyn, und eine dicke Summe dafür zu bezahlen. Aber ich sagte ihm väterlich, mir sey untersagt, einer fremden Stadt Bürgerkind in die Lehre zu nehmen, und zeigte ihm noch zum Ueberfluß die auf Herrn Diethers Befehl verschlossene Werkstatt. Er ging traurig von dannen, und auch mich bekümmerte der Bescheid; denn der Jüngling hat die Stirn eines erfinderischen Kopfs. — Fehlgeschossen also, Schwester Hebele!“ endigte Gutenberg scherzhaft. „mit dem Schacher kann und darf und mag ich nichts verdienen. Der Herrgott wird schon sorgen müssen, mir auf andere Weise durchzuhelfen, und seiner getröste ich mich.“

Die Klosterfrau seufzte schwermüthig, da sie hierauf sagte: „Ade, mein Bruder. Du schicktest Dich in ein Mönchsstift, weil Du alle Pflichten auf Dich nimmst,

und nicht ein Bröselein dagegen verlangst. Ich fürchte aber, Dich im Spittel enden zu sehen. Hole Morgen Deine dreißig Gulden. Mich ruft mein Geschäft."

"Mutter Bertha!" rief die andere Nonne in der That, als wie bestellt. "Behüte Gott Deine Würdigkeit, bis ich sie wiedersehe," begrüßte zum Abschied der Bruder die Schwester, und wandelte gleichmüthig dahin, im schönen Abendschein einen Spaziergang zu machen.

"Muß mir doch einmal das Spittel recht genau ansehen," sagte er zu sich selbst: "wär' es denn ein gar so großes Unglück, darinnen zu sterben? Es ist ja ein Haus Gottes und der Mildigkeit." —

In jeder Gasse begegneten dem sorglosen Spaziergänger Bekannte in Menge: freundlich grüßende, unwillig zur Seite blickende, neugierig ihm nachsehende. Da kam der wackere Doktor Humery mit freundlicher Rede und wohlgemeintem Handschlag: Nummeister, der ehemalige Famulus Guttenbergs und ein Wissender der schwarzen Kunst, mit ehrfurchtsvollem Bückling: der Richer Johannes Gensfleisch von Sorgenloch, ein Vetter Guttenbergs und sein Gegner in allen Gerichtshändeln, mit seiner vornehm-hoffärtigen Prahlerei. An einer Ecke der Marktstraße trafen zu gleicher Zeit Guttenberg und ein blasser kleinäugiger Mann in schwarzer Kleidung, und ein dicker, weinrother und schlumpernder Mensch zusammen. Der Blasse grüßte den edeln Johann wie ein ertappter Dieb, und schoß vorüber; der Dicke spie vor Beiden aus, und kehrte dem Guttenberg grob den Rücken, um in die Herberge zum „silbernen Herzen“ zu treten. — Unbekümmert und heiter achtete Guttenberg des Menschen nicht, und ging seine Straße fürbaß.

Die Gaststube im „silbernen Herzen“ war schon erleuchtet, und einige Leute saßen darinnen: ein paar Nachbarn, die im Brette spielten; ein junger Mann, der mit

finstern Gesichte, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, am andern Ende der Stube sein Nachtmahl erwartete; und ein Gesell mit Wanderbündel und Reifestab, der, ob ermüdet oder gelangweilt, ebenfalls seinen Gedanken nachhing.

Als das weinrothe Gesicht des Dicken in der Stube erschien, wurden die Wirthsleute lebendig. „Erbs! eine Kanne Bodenheimer für den Herrn Magister!“ befahl die Frau. „Kettgin! einen Polster für den gelehrten Herrn Bryhan!“ gebot der Mann. — Bald saß der Magister weich auf der harten Bank, schlürfte mit zusinkenden Augen seinen ersten Schluck, lehnte sich an die Wand zurück, und betete den seltsamen Spruch: „Wohl bekomm' Dir's, Mauriz, und Gift sey's für die Höllebraten!“

Die Anwesenden horchten auf. Frau Kettgin fragte: „Ist dem Herrn was Böses begegnet?“

Worauf Bryhan: „Die gute alte Zeit, wo ist sie hingeschwunden? An welchem Abgrund haben uns die sogenannte Menschenliebe und die sogenannte Vernunft gestellt? Es ist kein Glaube mehr auf Erden, keine Gottesfurcht, keine Strafe mehr. Die Scheiterhaufen sind erloschen, und daher lauft der Teufel nackt und bloß in der Welt umher. Aber — ist's ein Wunder? Wenn die Fürsten selbst, ja, wenn die Väter und Bischöfe der Kirche allem Unfug durch die Finger sehen . . .! was soll die Heerde beginnen, wenn der Hirte das Drehen bekommt?“

„Erzählt doch, Meister Bryhan!“ ermahnte der Wirth. — Der Magister wischte sich den Mund mit seinem speckartig glänzenden Mantel, und sagte erschöpft: „Eine kurze Geschichte. Der Churfürst hat mir mein Schulmeisteramt genommen, weil ich im Namen meiner Mitbrüder eine Bittschrift verfaßt habe, worinnen die Verdienstlosigkeit und Armuth der Schreiber geschildert, und der Buchdrucker allerdings nicht zum Besten gedacht

wird. — Nun hab' ich meinen Lohn. Der Teufelsbraten Schöffler wird geschützt, und ich darf ohne weiters verhungern oder in den Rhein laufen. Das ist Alles, und mein Born so gewaltig, weil ich so eben den Hauptspitzbuben, dem Gensfleisch und dem Schöffler, auf der Gasse begegnete. **Pereant!**"

Während er trank, sagte Kettgin, die Wirthin: „Es ist unerhört, daß man die Teufelsbanner leben und fortfreveln läßt. Der Gensfleisch hat den ersten Bund gemacht, und nachher den Fust und so manche ehrliche Leute verlockt, daß sie sich der Hölle verschrieben.“

„Der Guttenberg, so arm er sich stellt, soll alle Winkel voll von Gold und Silber haben,“ versicherte Erbs. Einer der Nachbarn setzte hinzu: „Er genießt heimlich die Frucht seiner Sünden, aber der Fust wird noch zwanzigmal reicher. Bei Tag und Nacht donnert's und poltert's in seinen Kellern, daß ich meine, der Teufel münze daselbst seine Thaler unaufhörlich. Kaum daß am heiligen Sonntag der höllische Sabbath schweigt.“

„Ja, die Keller, worein kein Mensch gelassen wird!“ hob Bryhan geheimnißvoll an: „die Nachbarn berichten Abenteuer auf Abenteuer von der Haushaltung des Goldschmieds und seines Schwiegersohns.“

Die Spießbürger rückten zusammen, um besser zu hören. Der junge Bursche, dessen Nachtessen von der aufhorchenden Wirthin vergessen wurde, erwachte aus seinen Betrachtungen, und reckte die Ohren sehr aufmerksam, obschon verdrießlich. Sein Nachbar, der fahrende Gesell, lächelte dagegen spöttisch zu den Märchen und Geschichten, die bald Bryhan, bald ein anderer Stammgast vorbrachte.

„Ich schicke voraus,“ sagte Bryhan, „daß ich ein sehr Kunstreicher und behender Schreiber bin, der sein Handwerk versteht, und Calamum zu führen weiß, der ehemals neben der Schulmeisterei im Jahre an siebzig und achtzig

Gulden mit der edeln Schreibkunst verdiente; der kein halbes Jahr brauchte, um den „Spiegel der Vollkommenheit“ mit zierlichen Federschnörkeln und Malereien abzuschreiben, daß sich ein König des Buchs nicht zu schämen hatte. Ich habe binnen sechs Wochen mit allem Fleiß des heiligen Augustini Kunst des Predigers für den Pfarrer von St. Gereon zu Köln gemacht, daß sich Alles darob verwunderte. Was eine Menschenhand verrichten kann, weiß ich. Aber — betrachtet jetzt die Bücher des Just und Schöffers. Der halbe Preis, und so viel man ihrer will. Sobald ein Käufer da, im Augenblick reichen sie ihm das Buch, und es ist Zug für Zug, Buchstabe für Buchstabe demjenigen ähnlich, das ein anderer Käufer vor einer Stunde abholte. Sagt noch einmal, daß es nicht mit dem Bösen zugeht.“

„Ein Briefmaler hat mir einst gesagt . . .“ fing der Wirth an; aber Bryhan unterbrach ihn alsobald: „Bah! Lüge! ich kenne das. Formen, wie zum Kartenspiel und wie zu den holländischen Donaten? Nichts da. Ich weiß auch, welche Zeit ein Holzschneider bedarf, um eine Form zu schneiden. Was meint ihr denn? Der Churfürst hat sein Manifest gegen den Nassauer zum Schöffers geschickt, und drei Tage nachher war's ein paar hundertmal geschrieben oder gedruckt, wie sie sagen. Der Formschneider wäre in zwei Monden nicht fertig geworden. Nein, es ist die Hölle mit im Spiele. Die Hexenmeister läugnen's nicht einmal, denn ich las erst gestern unter einem Schöffers'schen Blatt das unverschämte Bekenntniß: „Nicht mit Hülfe der Dinte und des Griffels aus Rohr oder Eisen, sondern vermittelst einer fürtrefflichen Kunst verfertigt.“ Dieses Geständniß macht die Zauberer zum Brennen reif; aber der Churfürst lacht zu allen Anklagen, was sehr natürlich, da er sich selber der Hölle-Erfindung zu seinen Zwecken bedient. Aber — was wetten wir? Der Nassauer wird dennoch, obgleich vor Kurzem besiegt, den Isenburger

vom Stuhle werfen. Dann wird endlich Gerechtigkeit seyn, und die schwarze Teufelskunst ihr Ende erreichen."

"Wer treibt sie denn eigentlich? der Fußt und der Schöpfer allein?" so fragten Mehrere.

"Die Beiden und der Böse in Person," gab Bryhan zur Antwort; „zum Beispiel: jezo ist Hans Fußt nach Paris verreist Gott lasse ihn nicht mehr heimkommen! aber der Schöpfer bosselt allein fort; ein Beweis, daß der Satan die erste Person im Geschäft ist. Wie könnte ein einzelner Mann genügen?"

"Es sind ja Gesellen beim Fußt in Arbeit?" meinte Frau Kettgin.

"Wer weiß das so genau? Wer hat sie denn gesehen? Gehört, gehört, als wie die Märchen, die am Brunnen erzählt werden; aber wer hat die Gesellen gesehen, frage ich? Nachtgespenster, Frau Kettgin, höllische Fledermäuse, Meister Erbs. Diese helfen den Zauberern, schreiben gleich eine ganze Seite mit einem heißen Klauen- druck und sprudeln darauf das schwarze, glänzende Höllen- pech, dem Schwamm und Wasser und Essig nichts anha- ben. Darum sind alle Farben der unseligen Bücher gleichsam brennend, funkelnd, unauslöschlich. Brrr! mich schüttelt's und es graut mir vor dem ewigen Verder- ben, dem so viele Seelen jetzt entgengentaumeln. Zwei- felsohne wird ein Jeder, der vorwizig genug ist, sich mit den gefährlichen Schriften abzugeben, des Paktums mit dem Herrn der Finsterniß theilhaftig."

"Was sagt Ihr, Herr Magister? Ich zittre am gan- zen Leibe!" rief die Wirthin. Erbs begann jedoch wie- der: „Der Schöpfer hat im Stillen Leute an der Seite, die ihm helfen. Ich habe selbst einmal durch Zufall einen Blick in sein Gewölbe thun dürfen, und habe mehrere Leute bemerkt, die unten hin- und hergingen, klopfen, klirrten und ein Getöse verursachten, wie ein Eisenhammer aus der Ferne klingt."

„Ja doch, dasselbe hab' ich gehört,“ bekräftigte ein Nachbar: „dennoch sind die Arbeiter nicht weniger des Satans Beute. Sie eben abgesperrt, wie eingemauerte Pfaffen, dürfen sich nie am Tageslicht unter Fremden zeigen. 's ist gewiß ihre Prüfungszeit, und gar Mancher verschreibt sich gern dem Bösen, um nur aus dem Kerker zu steigen und das Leben zu genießen.“

Während Bryhan von neuem gegen den Erfinder und die Meister der rathselhaften Kunst, gegen den Erzbischof und das Kapitel, gegen Kaiser und Reich zu schmähern anhub, und die Andern schnakten, salbaderten und besänftigten, schlug der Fremde, der um den Imbiß gekommen war, unwirsch auf den Tisch, und murmelte: „Eingesperrt und verdammt sehn? — Jetzt thue ich's nicht, so wahr ich Jonas heiße!“

Der Gesell neben dem Bündel schaute ihn verwundert an, — Jonas brummte nach einer kurzen Stille: „Gut gemacht, daß der Alte gerade verreißt ist. Die Mutter mag glauben, daß ich das Geschreibsel abgegeben und Niemand daheim gefunden. Ich wär' ein rechter Narr, wenn ich nicht meinen eignen Weg ginge. „Bah!“ — nun rief er laut: „He, Frau Mutter, he, Herr Vater! Wo bleibt mein Bratenstück? füllt mir die Kanne!“ — Dann setzte er für sich hinzu, indem er seine Neige trank: „Der Krieg soll leben, brav Sold und Beute geben!“

Der ihm gegenüber saß, wagte nun, ihn anzureden. „Wohl bekomm's! Woher die Reise?“

„Von Würzburg, guter Freund.“

„Wir sind Landsleute. Ich bin ein Franke wie Ihr.“

„Em, so? Mir recht. Dieselbe Heimath? der Name?“

„Albrecht.“

Ich kenne keinen zu Würzburg, der also hieße.“

„Es ist ja auch nicht nothwendig, Freund, daß Ihr mich kennet?“

„Ja wohl. hm, ja; es ist gar nicht nöthig. Ihr sagt's. Aber Euer Handwerk?“

„Sporer und Gieser. Das Eure?“

Jonas lachte breit und wenig erröthend: „Ich hab' nichts gelernt, und denke nur, ein Kriegsmann, zu werden, wenn gleich die Mutter es nicht haben will.“

„Das ist der Mütter Weise; ihnen bangt vor dem blaffen Tod. — Was will Eure Mutter denn?“

„Geh't's Euch was an?“

„Behüte. Wenn's Euch nicht Spaß macht, mir zu sagen“

Jonas forschte mit plumper Piffigkeit in dem so unschuldigen Gesichte seines Nachbarn, reichte ihm dann sein Glas, und sprach: „Trinkt eins mit mir. Ihr seyd ein feiner, bescheidener Mensch, und wenn Ihr mir verspricht, meiner Mutter nicht zu verrathen?“

„Lieber Gott, ich komme vor Jahren nicht wieder heim. Was denkt Ihr denn? Wer ist denn Eure Mutter?“

„Die Kerzenmacherin am Leichhof, die Frau Marthe Haidenbach; eine Wittwe und daneben eine Schwester des Goldschmieds Fust, von dem das Volk dort am Tische gesprochen hat.“ —

„Sie plaudern noch von ihm, erzählen dummes Zeug. Ich wünsch' Euch Glück zum Dheim Hexenmeister.“

Jonas machte ein sehr ernsthaft Gesicht. „Hört!“ sprach er, „da ist kein Spaß, das verdient Ueberlegung. Nächst meinem Leben habe ich nichts, das mir am Herzen liegt, wie meine Seligkeit.“

„Billig, recht und billig, kluger Gesell. Aber was kümmert denn Euch des Dheims schwarze Kunst?“

Jonas rückte geheimniß näher: „Viel, Alles, lieber Freund. Ich soll ja bei ihm die gefährliche Kunst lernen.“

„So? ei so? das dachte ich mir nicht?“ —

„Er hat meine Mutter geplagt, daß sie mich zu ihm

schicke. Er wolle einen reichen Menschen aus dem Taugenichts machen, hat er geschrieben. Ich würde Wunderdinge lernen. Das glaub ich wohl: mit gleichen Füßen in die Verdammniß springen, oder in ein Leben voll Knechtschaft, Schmutz und Hunger — das würde ich lernen, wenn ich ginge. Aber — ich will den Brief, den der Scholaster schrieb, verbrennen, unter das reißige Volk des Nassauers gehen, dem einer meiner Freunde dient, und bei Gelegenheit der Mutter wissen lassen, daß ich den Oheim nicht zu Mainz angetroffen.“

„Das wolltet Ihr? Ei, ich hätte schon mehr Lust und Schick zu abenteuerlichen Künsten, und fürchte mich nicht so sehr vor dem Höllenpfehl.“

„Laß' uns trinken. Duzen wir uns, Bruderherz. Du bist ein trefflicher Bursche; aber weißt Du, was ich noch mehr fürchte, als die Hölle? die Arbeit, Bruderherz. Die Arbeit ist ein böses Ding, das Hunger macht, und kaum so viel einbringt, den Hunger zu stillen. Lieber plünderte ich die Bauern, ein freier Reitersmann.“

„Jeder hat seinen eignen Geschmack. Dein Wohl, Bruder Jonas! noch eine Kanne auf meine Rechnung. Kennst Dein Oheim Dich von Kindesbeinen an?“

„Warum nicht gar? Er ist, glaub' ich, nie zu Würzburg gewesen, wie meine Mutter niemals zu Mainz. Beide stammen von weiterher. Der Scholaster hat ihm einigemal wissen lassen, daß ich faul sey und nichts lerne, und so weiter . . . ich bin schon gestern hier angelangt, und hab' noch nicht das Herz gehabt, den Alten aufzusuchen. Denn sieh, noch hab' ich Geld, und in meiner Kammer liegt ein vollgepackter Kasten . . .“

Ei, Bruderherz, mein Geldseckel ist der Deinige, wenn Du nicht selber versehen bist. Das versteht sich ja.“

Und die Beiden plauderten vertraulich und immer vertraulicher, bis Jonas den Wein spürte, und die Nachtglocke die Becher nach Hause rief.

Bryhan schwankte mit seinen Genossen davon.

„Wo schlafe ich?“ fragte Albrecht, und Frau Kettgin versetzte: „'s ist noch eine Liegerstatt in der Kammer dieses Gesellen da und wenn Ihr Euch vertragen wollt?“

„Das ist uns recht,“ antworteten die Wanderer, und stiegen Arm in Arm unter's Giebeldach.

Erbs sagte, indem er des Hauses Thüren schloß, zu seiner Frau: „Kettgin, was ich Dir befehle: dem Bryhan borgst Du keinen Heller mehr. Der Tropf ist durch seine Schuld zum Bettler geworden, und lästert den Churfürsten, daß mir die Haare zu Berg stehen. Wenn er jedoch baar Geld bringen sollte, und jede Kanne im Voraus bezahlte das klänge anders. Baar Geld lacht, Kettgin; und was gehen uns am Ende die Späne zwischen dem Nassauer und dem Isenburger an? Welcher auch von ihnen die Oberhand behalte, wir müssen ihm zahlen, daß wir schwarz werden möchten, und sind um nichts gebessert. Schlaf wohl, Kettgin.“ — —

Am folgenden Tage — kaum hatte das Morgenroth über den Spiegel des Rheins und die Zinnen der alten Bischofsstadt seinen Einzug gehalten — saß schon der fleißigste Mann von Mainz, Peter Schöffler, in seinem Arbeitsstübchen, und führte die Anfangsbuchstaben eines neuen Drucks vollends mit Feder und Pinsel aus. — Das Stübchen war heiter, wie es für die Arbeit paßte, obgleich in den Hof schauend. Denn an dem Hause, das „zum Heimbrecht“ oder auch „zum Heimerhof“ genannt wurde, lief die geräuschvolle und düstre Schustergasse hin, die dem eifrigen Arbeiter weder Ruhe noch Helle hätte zukommen lassen. Die Neugierde der Nachbarn konnte überdies nicht bis zu dem freundlichen Erker dringen, worinnen Peter Schöffler handthierte.

Das Gesicht dieses Mannes verrieth den durchdringendsten Geist, und eine Beharrlichkeit, die, um zum

Zweck zu gelangen, alle Mittel anzuwenden nicht verschmäht. Die Blässe seiner Wangen und ihre tiefen Furchen zeugten von rastloser Bemühung; seine Augen waren von den Anstrengungen des Formschneidens und Illuminirens starr und stechend geworden, zwinkerten, wann sie in's Sonnenlicht sahen, und musterten unruhig jedes fremde Gesicht, das ihnen vorkam. Schöpfers Gewissen war nicht das allerreinste; seine Habsucht groß. — Das Erfinden, nicht die Arbeit, machte ihm Freude; und er plackte sich nur unaufhörlich, um zu erwerben. Die Armuth, die plötzlich zu Kräften kommt, hat selten an einem bescheidenen Gewinn genug.

Peter Schöpfer, ein armer Schüler und Schreiber von Gernsheim, einem mainzischen Städtlein auf hessischem Gebiete, hatte alle Lei en der Dürftigkeit kennen gelernt, während ihm sein erleuchteter Kopf immer vorhielt, daß er solchen Mangel nicht verdiene. Auf einmal hatte ihm bei Fust das Glück gelächelt. Als ein Genosse des reichen Hamsters hatte er bald dem arglosen Guttenberg alle seine Geheimnisse abgelauert, und sie nebst seinen eigenen kostbaren Erfindungen um die Hälfte des zukünftigen Ertrags und die Hand der Goldschmiedstochter an den Wucherer verrathen und verkauft.

Dieser Verrath am Vertrauen Guttenbergs schmerzte und reute den Schöpfer manch liebesmal. Er hatte Sinn für die göttliche Flamme im Haupte des Menschen. Fust achtete den Geist weder in Guttenberg, noch in seinem Eidam. Der selbstsüchtige athmete nur Gewinn, und schnellen hundertfachen Gewinn, ängstlich, wie er war, ob er nicht auf seinen Geldsäcken verhungern werde. Seine Tochter war ein nicht weit vom Stamm gefallener Apfel.

So stand sie heute neben dem Schemel des arbeitssamen Gatten, und keifte nicht wenig über einigen Unfug

ben die Gefellen im Hause angerichtet hatten. „Kannst Du Dir vorstellen,“ endigte sie die lange Litanei, „daß der Giesbrecht sich unterstanden hat, mir ein loses Maul anzuhängen? Ach, wie unleidlich wird der Mensch, seitdem Du leichtsinnig genug gewesen, ihm die Base zu versprechen. Er kennt sich nicht mehr vor Uebermuth.“

„Giesbrecht ist ein trefflicher Gehülfe, bei der Presse wohl erfahren,“ erwiederte Schöffner verdrießlich; „ich weiß wohl, was ich that, da ich ihm die Mechtild zusagte. Ich will ihn fest an uns binden, auf alle Zeit. Ich verlöre lieber tausend Gulden, als den Giesbrecht.“

„Heiliges Leiden? Du sprichst ruchlos wie der Verschwender im Evangelio. Tausend Gulden! Der Giesbrecht ist nicht drei Pfund werth, und jeden Augenblick zu ersetzen.“ —

Schöffner zuckte die Achseln unwillig. „Wie Du's verstehst; hebe Dich weg. — Meinst Du, der Giesbrecht würde nicht steinreich, wenn er mein Arkanum in der Welt ausböte? Ich habe ihn sehr im Verdacht, daß er Alles ausgedistelt hat.“

„Höre, Schöffner, ich glaube, daß die Mechtild nicht mehr lange bei uns gut thun wird. Sie besorgt die Kinder nachlässig, schweift, so oft sie kann, auf den Gassen umher . . . horcht kaum mehr auf meine Worte . . .“

„Geschwäg! sie ist verliebt, Frau. Darum muß der Giesbrecht bald Hochzeit halten.“

„Will er's aufrichtig?“

„Freilich; hat schon gelobt, bei meinen Lebzeiten nicht aus der Arbeit zu gehen; muß alsdann auch als verheiratheter Mann hier im Hause wohnen, mit Weib, Kind und Regel.“

„Herr meines Lebens! das wird Kosten absetzen! Wie sollen wir das erschwingen? das Mädchel hat nichts, und Giesbrecht . . .“

„Hat zu Hause ein fein Vermögen. Ich hab' an

Alles gedacht, Frau. Ich will ihn nicht aus meiner Augen lassen, darum“

„Wo werden wir das Ehepaar hinstecken? Jeder Winkel ist angefüllt. Ach, welche Last, welche Unruhe, welche Ausgaben!“

„Ich hab' im Sinn, das Haus „zum Korb“ anzukaufen und mit dem Heimbrecht zu verbinden. Dann wird Platz sehn.“

Die Frau schlug die Hände über'm Kopf zusammen indem sie aufschrie: „Heiliges Leiden! den „Korb“ kaufen? um das viele Geld kaufen? Wo denkst Du hin? Dir richtest Dich und den Vater und mich zu Grunde! Unterstehe Dich, den „Korb“ zu kaufen!“

Schöffler drehte sich langsam nach ihr um. „Nun? und wenn ich mich's unterstände?“

Alsobald stemmte die Frau die Hände in die Seite. „Ich werd' es nicht leiden,“ zankte sie: „der Vater wird's nicht leiden. Das alte Haus ist groß genug; ihr müßt euch nur einschränken. Ich sehe noch nicht, was bei eurer Abenteuerer-Arbeit herausgekommen wäre. Ich begreife nichts von euerm Laboriren, das so viel Geld und Zeit verschlingt. Du sollst nicht des Vaters Gut verschleudern; er hat's mit sauerem Schweiß errungen. Du weißt freilich auch nicht, wie's thut, mit Müh' und Schweiß reich zu werden; bist immer ein armer Schlucker gewesen, unbedient zum Glück gekommen!“

„Weib!“ Schöffler wurde roth vor Zorn, und zeigte nach der Thür: „So wie Dir einfiel, noch einmal das Lied vom glücklich gemachten Bettelbuben zu singen, Du flögest zum Fenster hinaus, oder ich tödtete Dich zu meinen Füßen!“ Er drohte ihr mit einem Maßstecken, und das Weib, merkend, daß die Geduld des Mannes aufgezehrt, schwieg verstockt, und socht nur noch mit giftigen Blicken.

Schöffner fand dagegen alsobald seine Kaltblütigkeit wieder, indem er nach einer Pause anhub: „Dir ist bekannt, mein Schatz, daß ich nichts verschenke noch verschwende. Aber die Freude am Erwerb hat mich nicht gegen die Vernunft taub gemacht. Der verderblichste Geiz ist derjenige, der sich die nöthigsten Mittel versagt, die seine Vortheile steigern könnten. Was Du auch schwätzen magst, — unser Weizen blüht, unsere Arbeit trägt reiche Sinsen. Du wirst sehen, wie schwer von Golde Dein Vater aus Paris zurückkehren wird.“

Die Verheißung besänftigte das Weib. „Wenn er nur schon da wäre,“ seufzte sie, „es fehlt in allen Ecken, seitdem er verreiste.“

Schöffner erwiderte ungeduldig: „Du meinst? Und ich halte dafür, daß der Sidam das Regiment wenigstens eben so gut als Herr Just zu führen versteht. Hoffe übrigens nicht so bald auf seine Heimkehr. Er hat kaum Zeit genug gehabt, in Paris anzulangen, und ein paar Monate gehen mit seinen Geschäften bald hin. Die Menge von Bibeln! Bis er alle verkauft haben wird?“

„Ei, so mag der Bube sich auch wieder nach Hause scheeren,“ platzte das Weib heraus, und ging spornstreichs nach der Thüre.

Der unwillkürliche Ausruf machte den Mann aufmerksam. „Was? von wem redest Du? wer ist's, der sich heimscheeren soll?“ fragte er die zwischen Thür und Angel geklemmte Frau.

Unwillig zwar und maulfaul, aber gezwungen, dem Eheherrn Rede zu stehen, kam die Gattin wieder herein, und antwortete, immer die Hand auf der Klinke: „Der Bube der Kerzlerin zu Würzburg, der junge Saldenkack.“

„Poß Stern! von dem der Vater schon geredet hat? ist er hier?“

„Freilich; ein plumper, ungerathener Thunichtgut. Er hat einen großen Brief für den Vater, und redet vom

Dableiben. Das wäre mir ein Liebes! Noch ein freßend Maul mehr im Hause, und Alles wird so theuer wegen des verwünschten Kriegs und Straßenreitens!"

„Pst! der Haidenbach ist schon vom Vater angenommen. Wir haben einen starken Kerl an der Presse nöthig.“

„Bah, pah, liegen nicht schon viere an der Krippe? Nun, vom Gießbrecht will ich nicht reden, der ist euer Augapfel. Aber der Franzosenstephan und der wälsche Marx und der Bopfinger, der nie genug in der Schüssel findet . . . sind die nicht mehr als zu viel, eure Arbeit zu thun? Die Mathild hat nicht minder einen begierigen Magen neben faulen Händen, und dann der Knecht . . . die Heiden zehren uns noch rein auf; die schmutzigen Gesellen verderben mir Getüch und Betten, schmieren Tische und Bänke voll mit Ruß und Schwärze. Und noch Einer zu der groben Sippchaft? Gott bewahre. Ich werde den Tölpel fortschicken, und will's schon beim Vater beantworten.“

Schöffler hatte sich während des Scheltens erhoben und der Bankenden genähert. Da sie inne hielt, um Athem zu schöpfen, schwenkte sie Schöffler plötzlich in die Mitte der Stube, sprang zur Thür hinaus, und schloß die Zornige ein. Dann ging er, ohne auf ihr Klopfen zu achten, um den jungen Würzburger aufzusuchen.

Dieser saß mittlerweile im Stübchen an der Hausthüre auf einem der Fensterstübe; den andern ihm gegenüber nahm die Base Mathilde ein, belagert von drei ungezogenen Schöffler'schen Kindern. Ein Bube riß an ihrer Schürze, ein anderer knaupelte an den Haken ihres Nieders, das Schwesterlein leckte behaglich an dem Blei der Fenster Scheiben. — Mathilde, die Wärterin der Unge- thüme, merkte diesmal kaum auf deren Unarten, denn die hellen Thränen floßen aus ihren Augen, indem sie des Gelächters über den Würzburger kein Ende hatte.

Das einfältig mitlachende Antlitz des jungen Mannes, seine ungeschlachten Bewegungen und die steife Haltung seiner Kniee, die er herausgezogen hatte, als kröche eine Schlange zu seinen Füßen, bezeichneten zur Genüge seine Beschränktheit und Blödigkeit. Aber jedes Wort, das aus seinem Munde ging, drückte noch das Siegel auf sein ganzes Wesen.

Er erzählte eben dem aufhorchenden Mädchen von Würzburgs Merkwürdigkeiten, und wie jeder angehende Domherr daselbst bei seinem Eintritt in's Amt eine gute Tracht von Ruthenstreichen, die ihm seine Mitbrüder gäben, aushalten müsse. Dann kam er auf die wunderbaren Bäume, die der heilige Kilian gepflanzt haben sollte, und die alljährlich zu Weihnachten Aepfel trügen, obschon sie keine Aepfelbäume seyen, sondern ganz gewöhnliche Linden.

„Ihr sehd eine feine Gans,“ sagte er ohne Umschweife, „wenn Ihr so unhöflich über ein Ding lachen könnt, das ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe. Gott beffre die Weiber; sie haben's nöthig. Weil ich aber einmal angefangen, will ich's auch trotz Euers Gefichers auserzählen. Um Mitternacht, wie's Zwölfe schlägt, schießen Knospen an den Lindenästen, und eine Stunde darauf treiben die Knöpfe Blüthen, und so wie's bei den Augustinern zur Frühmesse schellt, sind die Aepfel da, so groß wie wälsche Nüsse, und so roth, so roth — wie Eure Backen, würde ich sagen, wenn Ihr Euch nicht so närrisch betrüget.“

Mathilde zwang sich, ernsthaft zu fragen: „Wer pflückt die Weihnachtsäpfel?“ Und der Würzburger, sehr gelassen: „Unser Herrgott!“

Mechtild krächte wieder laut auf, bis der Gesell ärgerlich fortfuhr: „Nun ja, unser Herrgott, oder wenigstens ein Engel aus seinen Schaaren; denn, eh' man sich's versteht, sind nach einer Stunde Aepfel, Blüthen

und Knospen verschwunden. — Das ist, das Wunder des heiligen Kilian, und wenn ich Euer Beichtvater wäre, Jungfer, Ihr dürftet lange auf Absolution warten; denn Eure Frömmigkeit und Euer Glauben sind nicht weit her.“

„Ihr müßt's schon leiden,“ versetzte die Jungfer schnippisch: „Die Mainzer Dirnen sind alle dumm, und wenn auch zu Oppenheim geboren, bin ich doch zu lange schon in der Stadt, als daß ich eine Ausnahme machen könnte.“

„Es scheint, daß Ihr recht habt,“ versetzte seinerseits der Würzburger trocken, und zog ein Stück Fleisch aus seinem Mäntel. Indem er es speiste, sagte er: „Mir wird die Zeit lang, bis der Better kommt.“

„Der Better? Habt Ihr nicht gehört Berterle, gibst Du endlich Friede? Habt Ihr nicht gehört, daß der Better an den Hof des französischen Königs gefahren ist?“

„Eben darum wird mir die Zeit lang,“ meinte der fleißige Eßer, ohne ein Auge von seiner Mahlzeit zu verwenden.

„Der Grasaff!“ schmolte Mechtild vor sich hin, und sagte auf das „He?“ des Fragers, als wäre sie beleidigt: „Langeweile, lange Zeit? bei mir?“

„Warum nicht?“ meinte wieder der Andere, ganz verwundert. Dann fiel er wieder in's gewöhnliche Gespräch von Leuten, die sich zum erstenmale sehen: „Von Oppenheim? leben Eure Eltern noch.“

„Ja wohl. Der Vater ist ein Feilenhauer und die Mutter eine Wäscherin.“

„Verdienen sie viel?“

„Kaum das Brod für ihren Mund.“

„Ihr habt also kein Erbe von ihnen zu erwarten?“

„Wär' ich zu der reichen und geizigen Verwandten

als eine Magd in Dienst gegangen?" fragte Mechtild etwas stolz.

„Schade. Ihr werdet als eine Jungfer sterben müssen.“

„Immer besser, grober Gesell!" rief Mathilde, und stand, halb lachend, halb böse auf, die kleine Ennel auf dem Arm, den Buben die Hand reichend. — Dieses Aufstehen machte auf den Würzburger keinen Eindruck. Er verschlang seinen letzten Bissen und sprach nur: „Meine Mutter, die Kerzenmacherin am Leichhof, ist eine sehr reiche Frau, und ich werde unter den wohlhablichsten Dirnen auf die Freyte gehen.“

Naserumpfsend sah Mechtild auf ihn hernieder. „Meinetwegen Bekümmert Euch nur nicht um meine Zukunft. Ich bin eine Braut, und nach Dreikönigstag im andern Jahr wird mich Herr Giesbrecht heirathen; ein reicher Bürgersohn aus Nürnberg, der unter den wohlhablichsten Dirnen auf die Freyte gehen dürfte.“

„So?" Der Würzburger hefierte plötzlich seine beiden Augen auf die Siegreiche und betrachtete sie steif. Dann versetzte er mit leichtem Kopfnicken: „Es freut mich. Ihr halt gewiß dem heiligen Andreas einen Strauß versprochen?“

Ehe ihm Mathilde mit der schuldigen Galle dienen konnte, trat Schöffner in das Stüblein. Er betrachtete und maß den Kerzlersohn wie ein Luchs, und fand, was er suchte: eine große Einfalt in den Zügen, eine Ungefügigkeit, die auf Alles, nur nicht auf einen erfindersden und abmerkenden Geist deutete, neben einer derben Gestalt mit ungewöhnlich breiten Schultern. Schöffner nickte zufrieden. „Der Brief?" fragte er, und durchlas geschwinde das lange Schreiben, das ihm der Ueberbringer mit bäurischem Gruße darreichte. — Der Inhalt gefiel dem prüfenden Meister über Alles. Er handelte von einem halb und halb verlorenen Sohn, der zur

Ordnung zurückgeführt, zur Arbeit angehalten werden sollte, und deßhalb in die unumschränkte Obedienz gegen Ohm und Better und Base verwiesen wurde. — Eine unterwürfige und willenslose Maschine fehlte zur Zeit in der Werkstatt, um dem sogenannten „Bopfinger,“ einem Urgeschöpf und Vorbild solcher Gattung, an die Seite gestellt zu werden.

Freundlich schlug Schöffler den Neuling auf die Achsel, dann in die rechte Hand, und sagte dabei: „Sey willkommen, Jonas Haidenbach, in Deines Mutterbruders Namen.“

„Danke schön,“ antwortete Jonas; „wer seyd Ihr aber?“

„Deiner Base Mann, also Dein Better, dem Du gehorsam seyn wollest.“

„Das ist Eure Sorge. Es fragt sich nicht, ob ich will, sondern daß ich soll. Ich will nicht gern; auf Euch kommt's an, ob ich soll, was ich nicht will.“

„Sonderbarer Kauz, gerade so bist Du im Brief beschrieben, Du Eigensinn.“

„hm, die Mutter und der Scholaster kennen mich gut. — Die Base aber, der ich folgen soll, wie Euch — ist diese da die Base.“

„Behüte. Mit der Base ist meine Ehefrau gemeint, die allerdings Deine Ehrerbietung anzusprechen hat; aber nicht in allen Fällen Deinen unbedingten Gehorsam. Es trifft sich“ — hier zog der arme Schöffler einen langen Seufzer — „es trifft sich bisweilen, oft sogar, daß mein Weib und ich über irgend eine Sache nicht einverstanden sind. Dann ist an Dir, meinen Befehlen zu gehorchen, und nicht denen der Frau.“

„Meinetwegen.“ Jonas wendete sich wieder zu Mechtild: „Habt Ihr mir nicht gesagt, daß Ihr eine Base seyd? Wie steh' ich mit Euch?“

„Ganz und gar nicht,“ entgegnete das Mädchen übermüthig, und ging an's Fenster.

Schöffler wiederholte halblaut: „Ganz und gar nicht, Jonas. Sie ist nur weittläufig in unserer Sippchaft. Sie dient, gleich Dir und andern Gefellen und Mägden, im Hause. Du magst ihr die Zeit bieten, aber Dich nicht mit ihr einlassen. Zudem ist sie dem Altgesellen versprochen, und Giesbrecht ist eifersüchtig, Jonas.“

Der Gesell lachte herzlich. „Hab' ich doch von Kindsbeinen kein Weibsbild leiden können, die Mutter ausgenommen! Mein, Wetter, das ist nicht meine blöde Seite. Ich schaue keine an, und die soll noch geboren werden, die da sage, ich sey mit ihr höflich umgegangen.“

„Er lügt nicht; ich hab' schon Proben seiner Artigkeit,“ warf Mathilde, wenn schon am Fenster trommelnd, zurück, und gab dem Kletternden Peterle einen erbitterten, heimlichen Rippenstoß. —

— „Desto besser,“ scherzte Schöffler: „so werden unsere Geheimnisse um so sicherer in Deinem Kopfe schlummern. Weiberumgang macht die Zungen locker. Wer aber unermüdtlich arbeitet, vergißt, nach den Dirnen zu schauen, und an der Arbeit soll's Dir nicht fehlen, Jonas.“

Der Haidenbach zog den Mund krumm, kratzte sich hinter den Ohren, und versetzte: „Ist die Arbeit nicht auch ein Weibsbild? Ich mag's nicht läugnen, Wetter: ich will nicht arbeiten.“

— „Du mußt!“ gebot Schöffler herrisch, und wieder sang der Faule den alten Spruch: „Das ist Eure Sorge. Euch geht's an, zu machen, daß ich muß, was ich nicht will.“

„Folge mir jetzt in die Werkstätte, daß ich Dich einstelle. Zwar feiern heute die Arbeiter, aber um so schneller wirst Du sie kenneken lernen. Gute Brüderschaft muß seyn;

ich leide keinen Streit und Unfug. Prügel werden streng bestraft.“

„Du meine Zuberficht!“ klagte Jonas: „wie soll ich dann wissen, wann Sonntag ist?“

„Dummes Geschwätz. Komm.“ — Schöffler ging voraus, und Jonas folgte ihm auf der Ferse. „Ade! Ade, Würzburger!“ spottete ihm Mathildens Stimme nach. Er hatte schon die Thüre zugemacht, aber er klinkte sie wieder auf, steckte den Kopf herein, und fragte: „Wer hat mich gerufen?“

„Ich habe Euch Ade gesagt, weil Ihr nicht die Lebensart hattet, mich zu grüßen.“

„Ja so, ich dachte, Ihr riefet mir.“

„Geht nur. Ihr werdet bald im Magen spüren, daß es gut ist, mit der Mathilde im Einverständnis zu leben.“

„Gleich, Herr Better!“ rief Jonas dem vorangegangenen und zurückfragenden Schöffler nach, und machte die Thüre zu, ohne Wort, Gruß und Blick. — Mathilde schüttelte den kleinen Hans beim Schopf, und klopfte die Gemel hart auf die Finger.

Die Männer begaben sich indessen nach den Hintergebäuden. In der Küche des Hauses war großer Lärm. Der Suppentopf schäumte über, da er ohne Aufsicht geblieben war. Der Hund hatte einen Kessel umgeworfen, und plünderte dessen Inhalt; die Kaze fischte neben ihm mit vorsichtiger Pfote in dem dampfenden Allerhand. Die Magd sah unthätig, aber wehklagend zu. Und aus der Ferne wie aus dem hohen Himmel herab, keifte eine zornige Weiberstimme. Frau Schöffler hatte ein Fenster ihres Kerkers aufgerissen, und brauchte ihre Zunge waidlich.

Der Meister langte schnell in die Tasche nach dem Schlüssel. „Du hast junge Beine,“ sprach er zu dem horchenden Jonas: „spring die Treppe hinauf, öffne dem Weib, das ich unversehens einsperrete, und schließe dann die Thüre wieder sorgfältig; hörst Du?“

Der Better gehorchte. Im Nu war der Schlüssel umgedreht, und aus dem Gemach fuhr die Hausfrau mit dem Ungestüm eines aufgeschreckten Nachtvogels. „Schurke!“ rief sie den Jüngling an: „Du allein bist Schuld am Zwist und Haber und an dem Unglück in der Küche!“ Eine deutliche Ohrfeige begleitete den schnöden Gruß. — Jonas stand verduzt, sah die Meisterin die Treppe hinunterstürmen, und rieb sich die brennende Wange. Nichts desto weniger benützte er die Zeit, die ihm der Better ließ, der sich vor seiner wüthenden Gattin zu verstecken für gut gefunden hatte. Mit forschendem Auge betrachtete er das geheime Arbeitstübchen, daß ihm kein Winkel, kein Kasten, keine Lade entging. Nach dieser geschwinden Musterung verschloß er den hellen Erker, und gleitete zum Better hinunter, der eben hinter einem Haufen von Faßdauben wieder auftauchte.

„Beim Blitz, Better!“ sagte Jonas, die Ohrfeige in der Luft abbildend: „die Base hat mich kaiserlich empfangen. Ich wiederhole es: mit den Weibern hab' ich kein Glück.“

„Der Bursch weiß nicht, wie glücklich er ist,“ dachte Schöffler still in seinem Sinn, und winkte dem Würzburger, ein wenig zu eilen. — Ihr Weg ging durch einen unscheinbaren Schuppen zu einer verschlossenen Pforte. Schöffler that sie auf, und sie traten in den kleinen schwarzen Hof, in welchen die Gitterfenster der Gesellenkammern, und die Kellerlöcher der Werkstätten schauten.

Der Lehrling der schwarzen Kunst stuzte ein wenig vor dem gefängnißartigen Aufenthalt. Mit scheuen Schritten folgte er dem Meister in eine niedrige Stube, die eine Wohnung von Kohlenbrennern zu sehn schien, so rußig und fett waren ihre Wände, Tische und Bänke.

Ein einziger Gegenstand flimmerte feiertäglich durch den Schmutz: das weißgewaschene Festtagshemd des Alt-

gesellen, der mit einem Andern würfelte. Ein Dritter pffiff Lieder, wie der Vogel auf dem Baume, und schnitzelte dabei mit fertiger Hand ein lächerliches Dockengesicht. Der Vierte lagerte auf einer Bank am Fenster, spielte mit einem Rosenkranz, und beschäftigte seinen flugschauenden Kopf mit heimlichen Gedanken.

Beim Erscheinen des Meisters standen Alle auf, und grüßten ihn handwerksmäßig und stumm. Dann richteten sich ihre Blicke auf den Begleiter. „Ich empfehle euch meinen neuen Lehrjungen in der edeln Kunst der Druckerei,“ sagte Schöffler feierlich: „Giesbrecht, ich vertraue ihn Euern Händen, prüft seine Anstelligkeit, haltet ihn zum Fleiße an, und achtet nicht, daß er meines Herrn Vaters Schwestersohn ist.“

Nun drehte er sich zum Jonas, und endigte im obigen Tone: „Du versprichst dem Altgesellen zu folgen, aller Ordnung des Hauses Dich zu unterwerfen, und mit Deinen Genossen verträglich zu leben; vor Allem mit Deinem Kammerburschen Andreas?“

„Um, ich will wohl, wenn's seyn kann,“ antwortete Jonas und gab dem Altgesellen die Hand darauf. — Sodann entfernte sich Schöffler, und Alles nahm in dem verschlossenen Hinterhause wieder seinen Gang. Etienne, der Franzose, pffiff und schnitzelte, Marco, der Benediger, drehte des Rosenkranzes Kugeln, Giesbrecht und Andreas würfelten. Es schien sich lange Keiner um den Lehrling zu bekümmern, der neben seinem Bündel stand, und den Spielenden zerstreut zusah, weil er just nichts Besseres zu thun hatte.

Andreas, der Bopfinger, ein Gesicht voll ehrlicher Dummheit, machte sich zuerst mit dem Fremden zu schaffen. Er warf. „Hundstöpele!*) — Poß Knochen!

*) Die Fünf im Würfelspiel.

Stich ab, Giesbrecht, wenn Du kannst! — Was für ein Landsmann, Schlafkumpan?“

Jonas sagte es. Giesbrecht schenkte ihm einen Blick, dann warf er fünf mit.

Andreas schüttelte begierig den Becher. „Da! 's Galgeleiterle!***) Nutzt Dir nichts, Giesbrecht. — Deine Hand, Würzburger. Wir müssen bei Tag gute Freunde sehn, damit wir's bei Nacht zusammen aushalten.“

„Hm! 's hat mich noch keiner zur Kammer hinausgeworfen,“ meinte Jonas. — Andreas maß seine Schultern. Giesbrecht schenkte ihm abermals, und zwar einen längern Blick. Dann verlor er sein Spiel: und stand gravitatisch auf: ein Stierhaupt mit borstigen Mähnen, ein entschlossener, aufgeblasener Gefell, auf dessen dicken Lippen so viel Selbstgefälligkeit Platz genommen hatte, daß sie sich kaum herabließen, mit Andern und von Andern zu reden. — Er ging einigemal an Jonas vorbei, legte ihm den Zeigefinger auf die Achsel, und hob mit Wichtigkeit an: „Würzburger, ein gescheiter Gedanke hat Dich unserer seltnen und geheimen Kunst zugeführt. Du wirst Dich verwundern; wirst Maul und Nase aufsperrn. Aber fleißig mußt Du sehn, und nicht fragen und nicht deuteln, denn es gibt Geheimnisse in unserer Kunst, die für eines Lehrbuben Augen nicht gemacht sind. Nimm' ein Beispiel an dem Bopfinger, der blindlings thut, was man ihn zu thun heißt, und keine Ader von müßiger Neugierde hat.“

Nachdem sich der Redner gesammelt, fuhr er fort: „Das Handwerk, das Du bislang getrieben?“

Jonas lachte. „Wenn ich etwas gelernt hätte, wäre ich nicht hier.“

— „Sehr wohl,“ sagte Giesbrecht beifällig: „das

*) Die Sechz des Würfels.

berichtigt meinen Irrthum. Da war ein Sporer oder ein Rothgießer unfern vom Laufersschlagthurm zu Nürnberg; der sah Dir auf und nieder ähnlich. Er hatte Deine grobe Stimme nicht, auch nicht Dein Vollmondgesicht, aber er schlug grob drein, da wir Beckenschlager einst mit den Sporern eine Kauferei auf der Schütt ausmachten."

"Hm! ich könnt's auch," versetzte Jonas, und rieb seine Fäuste. — Der Altgesell trat, wie in seiner Würde beleidigt, einen Schritt zurück, und zog sich den Gurt fester. — Andreas, der Handel fürchtete, legte sich in's Mittel. „Sanft doch nicht; Würzburger, vergreife Dich nicht am Altgesellen! Giesbrecht, sey vernünftig. Ihr müßt nicht gleich eine Dummheit aufnehmen, wie sie gemeint ist."

Trotz der vortrefflichen Ermahnung schmolte Giesbrecht, und fuhr ernsthaft fort: „Der Lehrbub' schweigt und schnauft nicht! Ich hab' ein Recht auf seinen Buckel, und wär' er noch um zehn Jahre älter, als Du, Würzburger. Du bist schon ein alter Laugenichts, und mußt Dir nichts auf Deinen Dheim einbilden. Was dem Einen recht, ist dem Andern billig. Vernimm also Deine Lebens- und Tagesordnung. Du wirst mit Tagesanbruch aufstehen, wie der Bopfinger, und Dich niemals weigern, die Nacht hindurch an der Presse zu arbeiten. Du wirst Dich mit einem Stück Brod zum Morgenessen begnügen, und zum Mittagimbiß mit Dank annehmen, was aufgestellt wird. — Hört einmal, ihr Knaben! ist die Stunde der Mahlzeit noch nicht gekommen?"

„Es hat schon zehn geläutet," sagte Andreas, und gähnte herzhaft. — „Warum erscheint Mechtild nicht mit dem Korbe?" fragte Giesbrecht, schüttelte mißvergnügt den Kopf, und setzte seine Lektion fort.

„Du wirst Dich nie den Todsünden des Fraßes und der Völlerei ergeben; denn Nüchternheit ist nothwendig

um unsere edle Kunst zu fassen. Andreas und der Franzose lächelten, und selbst Giesbrecht konnte ein leichtes Schmunzeln nicht unterdrücken. Dem Jonas fielen Mathildens letzte inhaltschwere Worte ein.

Jenseits der Pforte wurde ein Gerassel, wie von Blechlöffeln, hörbar. Frau Schöffler und die Magd brachten das Essen für die Gesellen, welche ihre Näpfe von den Simsen holten, ihr Brod aus dem Schranke, und ihr Besteck aus den Pumphosen langten. — Jonas war mit diesen Werkzeugen noch nicht versehen, und wartete daher vergebens, daß die Reihe an ihn käme, von der bleichen Suppe und dem halbgaren Gemüse zu empfangen. Die Frau ging mit gerunzelter Stirn an ihm vorüber, ohne ihn zu besehen. Während Etienne mit einem tiefen Seufzer den Löffel, womit er die Brühe versucht hatte, sinken ließ, und Giesbrecht spöttisch, die Nase rümpfend, in dem Gemüse herumstocherte, und immer kein Fleisch darinnen fand, zupfte Andreas die Frau am Rocke. „Meisterin, Meisterin, Ihr habt meinen Schlafkumpen vergessen.“

— „Vergessen? Ja und nein. Stopft Euch das Maul, Bopfinger, und mischt Euch nicht in Alles. Der Jonas hat von Rechts wegen heut einen Fasttag, und ihr könnt euch nur bei ihm bedanken, dafür, daß ihr zur Hälfte mitfasten müßt. Die Hexe hat den Kessel umgestürzt, der Hund hat die Suppe, die Kaze das Fleisch gespeist; alle Unholden waren in der Küche los.“

„Und die Meisterin?“ fragte Andreas unschuldig. — Die Frau fuhr mit dem Schöpflöffel in die Höhe. Andreas duckte sich, aber Giesbrecht fing den drohenden Arm mit seiner Faust, und sagte: „Mit Gunst, Meisterin, das geht nicht, und ich darf's nicht leiden. Andreas ist zum Gesellen gesprochen worden, und nur der Meister darf einen Gesellen züchtigen und zwar nur auf seine eigene Gefahr.“

„Grobianus!“ belferte die Schöffer, und verschwand, Men mit trozigen Augen drohend. — Die vier Gefellen machten große Kreuze hinter ihr in die Luft, und der Franzose pffiff, wie eine Fledermaus des Abgrunds. Marco fütterte mit den Krautblättern seines Napfs eine Amsel, die im Kästch hing, schnürte seinen Leib, und sang im Nasenton:

„Chi va a letto senza cena,
Tutta la notte si dimena.“

„Eßt mit mir,“ sagte Andreas zu dem Würzburger, dessen Gesicht nach und nach eine große Traurigkeit ausdrückte. Giesbrecht aber sprach dem Lehrling Muth ein. „Laß das Krakeisen brummen, schelten und drohen. Sie schindet alle Leute, wie ihren Mann. Der Kluge setzt sich über Weibergeschwätz hinweg. Wer möchte nachspüren, wohin eine Weiberzunge ihre müßigen Reden pfautschelt?*) Laß Dir aber Glück wünschen, Würzburger, daß die Hexe von Base Dich nicht leiden kann. Wir werden Dich um so lieber haben; denn, schreib Dir hinter die Ohren, daß wir einen Spion, der etwa beim Meister ausplauderte, was unter uns gesprochen oder gethan wird, nicht ertragen. Heßen und Klatschen würde Dir erstens unsern Haß, zweitens viele Prügel, drittens das endliche Fortjagen zuziehen. Nicht wahr, meine Freunde?“

Die drei Gefellen bejahten, und Jonas horchte dem Altburschen ferner zu, der, den Löffel in der Hand wie einen Gerichtsstab, feierlichst fortfuhr: „Unsere Kunst, Du Menschenkind, ist ein tiefes Geheimniß. Sie läßt sich jedoch nicht von einem Einzelnen ausüben, weil

*) Nürnbergischer Provinzialismus für „vertröbeln, verschleudern.“

der Mensch, das ist, die Creatur, nur zwei Arme und zwei Beine besitzt“

„Eben!“ schaltete der andächtig zuhörende Bospfinger ein: „daß Dich's Mäusle heißt! wenn wir vier Pfoten hätten, es wär' nicht zu viel; bei'm Eid!“

„Daher mach' mich nicht irre, Andreas üben Mehrere die Kunst aus, und das Geheimniß kommt in vielerlei Mäuler“

„Fehlt sich nicht,“ bemerkte der unermüdliche Andreas.

„. . . . und folglich müssen diese Mäuler gehalten werden, sonst fängen bald die Spazzen unsere schwarze Druckkunst von allen Dächern. Da hat denn der Meister ausgerechnet, daß man die Zunge sammt dem Kopf und dem Leibe binden müsse, um seiner Sache recht gewiß zu seyn. Folglich hat er uns alle auf acht Jahre mit Handgelübd' gedungen, und eingesperret, wie Figura zeigt. Es ist hart, die ganze Woche hinter Schloß und Riegel zu sitzen, und nur an Sonn- und Feiertagen ein verstohlenes Spaciment mit dem Meister machen zu dürfen; aber wir sind deswegen auch ganz besondere Leute, geehrt und gefürchtet von Jedermann. Es ist wahr, daß uns nur sehr wenige Menschen kennen, aber in der Unsterblichkeit werden wir einst unsern Lohn finden, und acht Jahre gehen bald herum.“

„Acht Jahre?“ rief Jonas, dem die lange Zeit wenig Freude machte. —

Giebrecht brüstete sich, da er ausrief: „Ein gescheiter Kopf weiß sich zu helfen. Da kommt die Holschaft, die meine Zeit um mehr als vier Jahre abkürzen will.“

„Machtild?“ fragte Jonas, der das Mädchen mit einem Korbe erscheinen sah. Aber nicht sowohl Mathildens Anblick, als vielmehr ein plötzlicher Schreck war Schuld, daß dem Würzburger das Wort im Munde erstarb. Zufällig hatten Andreas, Marx und Stephan

ihre Lederkappen gelüftet, und Jonas sah mit Entsetzen, daß ein Jeder von ihnen den Kopf halbgeschoren trug. Dem Einen war auf der linken, dem Andern auf der rechten Seite das Haupthaar glatt abgesäbelt. — Der Lehrling merkte nun des Meisters argwöhnische Grausamkeit, und sein eigen Schicksal machte ihm Sorge. —

Mechtild brachte Wein; ein Gratial, das Herr Schöpfer an Ruhetagen, hinter dem Rücken seiner Hälfte, seinen Gesellen austheilen zu lassen pflegte. Der arme Mann hatte zwar die ungeschmälerte Obhut des Kellers über sich, aber er getraute sich nicht, offen und ehrlich für seine Arbeiter die Fässer rinnen zu lassen.

Der Wein war sauer; dennoch nahm Giesbrecht davon den Antheil des Löwen; Etienne und Marco erhielten noch einen ziemlichen Mannstrunk; der Bopfinger bekam wenig; Jonas ging ganz leer aus.

„Das ist nicht freundlich von einer Base,“ bemerkte er traurig. Giesbrecht lachte ihn aus. Mathilde schaute so finster als möglich aus ihren schönen Augen, und antwortete dem Lehrling schnippisch: „Ich hab' Euch gesagt: wie man in den Wald schreit, so hallt es heraus. Leckt Euch, junger Bär, und lernt mit jungen Dirnen umgehen. Dann sollt Ihr eine freundliche Base an mir haben.“

„Ein Blizmädel, so klug, so närrisch, so lieb!“ prahlte Giesbrecht aus vollem Halse. Er zog mit der Vertraulichkeit eines anerkannten Bräutigams das Mädchen an sich, und drückte einen Kuß auf dessen Wange. „Laßt mich; ich muß in der Küche sehn, ehe Frau Schöpfer vom Tisch aufsteht, damit sie nichts merke!“ rief Mathilde und entsprang. Jonas sah in aller Geschwindigkeit, daß sie ihm einen flüchtigen Blick zuwarf, und mit einer leichten Bewegung den Fleck abwischte, wo Giesbrecht seinen Kuß angebracht hatte.

2.

Der Sommer hatte schon seit ein paar Wochen dem Herbst das Regiment abgetreten, und die rebenbekränzten Ufer des Rheins prangten mit Gold- und Purpurtrauben. Aber es war unter den Leuten keine rechte Freude, wie in andern Jahren. Die Winzer trugen kaum die Hälfte ihrer Lese zur Kelter, denn allenthalben — mit Erlaubniß oder nicht — herbsteten des Isenburgers und des Nassauers Völker mit; und nicht selten wärmten sie, ihr Werk zu krönen, die Hände an dem Brand der Weinstöcke, nachdem sie an dem Most ihre Köpfe erhitzt hatten. Darum verwünschte Jung und Alt den unseligen Zwist der Fürsten, und hielt sich stille bei den Häusern.

In Mainz war nichts verändert. Der Erzbischof Diether führte einen strengen Scepter, und wer sich an der Sonne seiner Gnaden zu weiden begehrte, mußte auch gefaßt seyn auf einen heißen Tag.

Der Muth des Meisters Peter Schöffler war nicht der glänzendste. Er verzagte aber doppelt, wenn ihn ein Geschäft zum Schlosse des Churfürsten berief. In einer solchen Verwirrung traf ihn an einem der letzten Oktobertage sein Altgesell Giesbrecht, der aus der Spelunke der Werkstätte hervorkam, ihm zu melden, was in der Woche vorgefallen war.

Schöffler suchte seinen Feststaat zusammen. „Ich bin in's Schloß beschieden,“ rief er dem Nürnberger schon von ferne zu: „mir pocht das Herz, ob mein Gesuch in Gnaden aufgenommen, oder in Ungnaden abgeschlagen wurde. Wenn Ihr mir was zu sagen habt, so spütet Euch.“

Gießbrecht versetzte: „'s hat nicht viel gegeben. Der Traktat „de utilitatibus monocordi“ ist fertig geworden. Der Franzosenstephan und der wälsche Marx haben ihn recht ordentlich gesetzt, der Würzburger und ich, wir haben ihn gedruckt, daß es eine Freude ist, wie ein Spiegel glatt und ohne Fehl. Zwölf Blätter, die uns Ehre machen werden, trotz des Psalters und der Bibel.“

„Gut, gut, mein Freund. Ach! die Bibel fällt mir schwer auf's Herz. Unserm Herrn Gust ist's böß ergangen! Er hat mir von Metz einen Brief zukommen lassen. Er liegt dort krank, der arme Mann. Ich habe nicht Muße, Euch zu erzählen . . . aber wenigstens bringt er Geld in Menge, wie ich glaube.“

„Das macht mir Freude um Cuertwillen, Meister. Eure Frau wird das Schelten ein wenig einstellen, und Ihr werdet um so eher das Wort halten, das Ihr mir gegeben . . .?“

Schöffler stellte sich, als habe er nicht verstanden, und zog, ohne zu antworten, an den Schnüren seiner Schuhe, an den Schleifen seines Kleids. „Was gibt's ferner,“ fragte er, ohne den Kopf zu erheben.

„Wie soll's mit den clementinischen Constitutionen gehalten werden,“ fragte Gießbrecht entgegen; soll die neue Auflage mit den abgenutzten Holzbuchstaben der ersten gedruckt werden, oder welche von den neuen gegoffenen Schriften befehlt Ihr?“

„Ich bin daran, eine ganz neue Schrift zu gießen; bis die Probe gemacht ist, verschieben wir. Sagt dem Haidenbach, er solle morgen wieder bei mir helfen. — Oder ist der Bopfinger wieder gesund?“

„Ja, Meister, ich weiß nicht, was ich von dem Schwaben denken soll. Ich halt's für eitel Faulheit und Wohlleben. Es schmeckt ihm doch Speise und Trank, sein Gesicht ist roth; von Tag zu Tag wird er dicker. Er ist gewiß nicht ernstlich krank.“

„Ich werde den Bader schicken. Mechtild, wo ist meine Mütze? die sammtne mit der Troddel, dann den Hut! — Im Ganzen, lieber Giesbrecht, vermisse ich den Bopfinger nicht. Der Jonas ist anständig, begreift also bald, was ihm geheißen wird, macht keine Worte, — und versteht im Grunde eben so wenig, was ich schaffe, als der Bopfinger es bisher verstanden hat.“

Giesbrecht zuckte abermals die Schultern in die Höhe, und wiederholte sein ewiges: „Ja, Meister, ich weiß nicht. Manchmal kommt mir vor, als wäre der Jonas doch nicht so gar einfältig, wie der Bopfinger. Er plaudert zu wenig, der Andres hat nimmer die Zunge in Ruh. — Redlich gesprochen, Meister: Ihr solltet dem Jonas die Haare scheeren lassen, wie den Andern; 's ist vielleicht ein verschlagner Vogel. Nehmt alsdann einen andern Gehülfen bei Eurer Gießerei. Nehmt mich, so werdet Ihr endlich Euers Wortes ledig. Mir fehlt nur das Geheimniß des Formen- und Matrizengusses und der Mischung, die dazu gehört, um in der Druckerkunst meinen Mann vorzustellen. Ihr habt mir das Geheimniß versprochen; erfüllt Euer Versprechen.“ —

„Mechtild; hole meinen Stock; den mit dem Gemshorn. Verlange von der Frau den Bleikamm, daß ich damit durch meinen Bart fahre. Er macht sich grau, der Bart. — Ja, lieber Giesbrecht . . . wenn ich nur schon wieder zurück wäre, mit dem Befehl in der Tasche . . .!“

Der Nürnberger fuhr ungeduldig in die krumme Rede, indem er sagte: „Ei was; das sicht mich nicht an; aber ich warte schon seit einer Viertelstunde auf eine Antwort, die mir gebührt. Gebt mir endlich einen Bescheid.“

„Närrchen! Spasmmacher! war's so ernstlich gemeint? Dem Jonas den Kopf scheeren lassen? Nicht doch; er läuft nicht weg. Ein Lehrling muß den vollen Schopf haben; er ist die beste Handhabe an einem Lehrbur-

schen. Zudem haben die Weiber seine gelben Haare losgebeten, bis auf weitere Entscheidung des Schwiegervaters, der doch seinen Neffen mit allem Zubehör begrüßen will."

"Die Weiber? Meister, was haben die Weiber mit des Würzburger's Schopf zu thun?"

"Meine Hausfrau will das Scheeren nicht, weil sie denkt, Herr Fust werde den Jonas alsobald wieder fortschicken, was nicht anginge, wenn der Knabe geschoren wäre. Ihr habt ein halbes Jahr gebraucht, Giesbrecht, bis Euer Haar wiedergekommen war. Wißt Ihr noch?"

"Ja doch; aber — die Weiber?"

"Nun, die Kerzlerin hat auch gebeten, daß man ihren Sohn nicht verschände. Ein Pilger nach St. Jakob hat das Schreiben gebracht. Der Mensch hatte so listige Augen im Kopf, daß ich ihn gar nicht zu dem Jonas dringen ließ. Wie schnell schnappt ein witziger Kerl Verborgenes weg? — Seyd Ihr nun zufrieden, überlästiger Frager? — Wo nur Mechtild mit dem Gemshorn bleibt? — Sogar die Mathilde meinte, es wäre Schade um des Jonas Locken."

"Ihr speißt mich ab, wie ein böser Schuldner thut," brummte Giesbrecht; „was thue ich mit den Kindereien, die Ihr vorbringt? Mir liegt die Gießerei am Herzen, das Geheimniß. Wie lange soll's noch dauern, bis Ihr . . . ?"

"Sobald Ihr mit der Mathilde vermählt und mein Nefte geworden . . ." erwiderte Schöffler ausweichend.

"Bis zum Dreikönigstag ist's lange, Meister. Und wenn ich Euch erinnern wollte, daß ich's zur Bedingung gemacht habe, vor der Hochzeit ein Wissender zu werden?"

"Weiß nichts davon."

"Puh, Ihr läugnet? Heirathe ich denn, um alsdann zu lernen? Ich will lernen, und alsdann dafür zum schuld'gen Dank die Mathilde heirathen, obschon sie nichts hat."

„Ei, ei, Nürnberger! Der Schwarze traue der Dankbarkeit. Gescheite Leute fordern Bürgschaft. Frau, schau, wem!“

Der Nürnberger wurde grob, daß er rief: „Ja, freilich heißt es so. Gerade so habt Ihr den Gänsfleisch behandelt, darum träumt Euch vom Teufel. Hab' ich aber mit meiner Redlichkeit dieses Mißtrauen verdient? Beim Eid, Ihr jagt mich in Harnisch; ich bin voll Galle!“

Schöffner schlüpfte ihm unter dem Arme weg, indem er zurücksprach: „Pah, pah, besinnt Euch, mein Schatz, mäßigt Euch. Was dem Einen recht, ist dem Andern billig. Zudem ist jetzt nicht die Zeit; der Erzbischof.... wenn ich zu spät komme....?“

Seine Worte verhallten unterm Gerassel der zufallenden Hausthüre. Schöffner hatte in der Hausflur der entgegenkommenden Mathilde die Mütze, den Hut, den Stab mit dem Gemshorn abgenommen, und sich ohne Verzug davongemacht. —

„Kann ich dienen?“ scherzte Mathilde, dem Gesellen den verschmähten bleiernen Kamm hinhaltend. — Unwirsch erwiderte dieser: „Schier könnte ich mir ein solches Ding anschaffen, denn ich werde nächstens grau wie ein Esel werden. Wie ein Esel! Das ist das rechte Wort. O, ich Müllerroß, das sich auf Schöffners Verheißung verließ! Mathilde, Guer Better ist eine schlechte Seele, die mich nur am Narrenseile herumführt. Mathilde, ich bin betrogen, Ihr seyd betrogen, Alles ist nur Spiegelfechterei des Alten gewesen.“

Er erzählte barsch, wie Schöffner sich ausgerebet, und fügte hinzu: „Was haben wir zu erwarten? Eine ewige Knechtschaft. Ihr werdet immer Frau Gesellin bleiben; ich werde als ein gehänselter Thor sterben. Der Meister gibt seine Heimlichkeiten nicht her, und wenn ich Euch zehnmal geheirathet haben werde; das merk' ich, das spüre ich, das macht mich rasend.“

„Ihr habt vollkommen recht,“ antwortete Mechtild theilnehmend, „dasselbe fürchte ich lange. Aber — Gießbrecht! wolltet Ihr mir das gegebene Wort brechen, weil's den Anschein hat, als würde Herr Schöffner das feinige nicht halten?“

Gießbrecht besann sich ein bißchen, musterte des Mädchens gespanntes Antlitz, und versetzte mit süßer Herablassung: „Davor bewahre mich Gott und mein Schutzpatron, Mathilde. Wie mögt Ihr glauben, daß mein liebendes Herz sich zufrieden geben könnte? Ihr seyd die ächte Liebfrauenmilch meiner Gedanken, das immergrünende Liebstöckel meiner standhaften Minne! Aber — goldenes Kleinod, darf ich nicht betrübt seyn bis in den Tod, weil mir nicht gelingen will, Euch zu zieren mit allen Ehren? Ach, ich hatte viel Schönes mit Euch im Sinn, aber meine Hoffnungen wollen zu Wasser werden.“

„Ei, sagt doch an. Was hofftet Ihr? Darf ich's nicht wissen?“ Mathilde rückte neugierig näher. — „Wenn Ihr mich nicht verrathen wollt?“ — „Behüte! 's wird doch nichts Böses seyn?“ — „Warum nicht gar! eine kleine Schelmerei läuft wohl daneben hin; aber sie sollte Euch eine beneidenswerthe Zukunft schaffen.“ — „Laßt hören; geschwinde.“

Gießbrecht hustete; er sah sich nach allen Seiten um. Dann hob er vertraulich an: „Liebste Jungfer, wir Beide sind wohl werth, das Leben in unsern schönen Jahren zu genießen.“

„Freilich; allerdings. Das Dienen und Kinder-schleppen ist mir längst ein Dorn und Kreuz.“

„Nun, ich hab' den Dienst nicht weniger satt bis an die Kehle. Aber da ist kein Absehen. Ich bin freilich der Erste in der Werkstatt; um Euch zu gefallen, habe ich mich von der garstigen Tonsur befreit gesehen; jedoch nichts desto weniger bin ich ein Gefangener, und habe versprochen, es zu bleiben, so lange der Meister

das Leben behält. Alles Euch zu Liebe, Alles nur um Cuertmillen. Ihr wißt, wie gut ich's zu Hause haben könnte; ich bin, um Euch zu gewinnen, meiner Heimath ein Fremdling geworden."

"Das dank' ich Euch, Giesbrecht. Ich will's Euch vergelten."

"Ihr seyd ein liebes Herzelein, aber in Zukunft würde dennoch alles bleiben, wie es heute ist, Ihr die Magd der Meisterin, ich der Gesell des Meisters, nach der Hochzeit, wie zuvor. Und berechnet selbst, wie lange noch? Ei, Herr Schöffner kann noch dreißig Jahre leben; sein Weib ist ohnehin zählebig wie eine Schlange. Wir hätten nach dem Todesfall des Meisters gerade das Alter, um uns eine Pfründe im Gutleuthause zu kaufen, und hinter'm Ofen zu vertrocknen. Wäre das nicht jammerschade? Was hättet Ihr von zwanzig oder dreißig Jahren des Sudelns und Pudelns? Kein Puz, kein Tanz, keine Kirchweih, keine Gesellschaft bei fröhlichem Wein und Kuckeneffen. Mir ginge es eben so, und ich hätte nicht einmal meinen Zweck erreicht; denn ich wette, daß Herr Schöffner seine Geheimnisse nicht herausgibt, daß er sie vielmehr in die Grube mitnimmt."

"Ihr malt da ein sehr trauriges Bild vor meine Gedanken hin. Das Alles wäre entsetzlich, aber es möchte wohl so kommen. Wie würdet Ihr jedoch dem Unglück abhelfen, und mich glücklich machen? O, ich kann schweigen, trotz des Betters."

"Wenn Ihr helfen wolltet? ich weiß, daß Herr Schöffner alle seine Recepte aufgeschrieben hat, und in einer Schublade des bunten Schrankes in seiner Erkerstube, sorgfältig verriegelt, aufbewahrt. Wenn Ihr bei Gelegenheit den Schlüssel fändet, und die Papiere mir gäbet? ich würde in aller Eil von den Scripturen Abschrift nehmen, und sie wären wieder an ihrem Platze, ehe der Meister ein Stäubchen davon inne würde."

„Das heißt: ich soll entwenden, was er nicht geben will?“ fragte das Mädchen bedenklich. Giesbrecht antwortete wie ein Professor:

„Das heißt: Ihr sollet mir verschaffen, was mir versprochen ist, was der Meister unredlicher Weise mir vorenthält; Ihr sollet der Welt zu Gute kommen lassen, was der ganzen Welt gebührt: das Licht, die Weisheit, die Freiheit des Wortes, und die Kunst, dieses Wort für alle Zeiten fest zu halten; damit nicht etwa, wenn der Türk auch über uns käme, er mit einem einzigen Rienspan den Bücherschatz von Deutschland zu Asche brenne, wie er schon einmal in Egypten, das anderemal in Constantinopel gethan, der türkische Maulesel!“

„Still, still, mir klingen die Ohren von dem Geschwätz, das ich nicht verstehe!“ rief Mathilde. „Ihr seyd klüger, als ich, Ihr sollt Recht haben, ich will versuchen, was Ihr begehrt. Seyd Ihr zufrieden? Was aber nachher?“

„Nachher nichts mehr und nichts weniger, als eine fröhliche Hochzeit, wobei Ihr die Braut seyn werdet, und bald nach der Hochzeit — unsere Dienstherrn werden uns nur wenige Sonigtage erlauben — eine schnelle und geschickte Flucht nach Nürnberg. Ich werde dort eine Druckerei errichten, wie die zu Mainz ist; ich werde meinen Antheil an dem Reichthum haben, den die Kunst ihren Jüngern spendet. Ich werde ein berühmter Meister, und nicht ein armseliger Bopler, Ihr werdet meine Meisterin, meines Hauses Krone, und nicht eine gehudelte Magd seyn. Se, wie gefällt Euch das?“

„Recht wohl, Herr Giesbrecht, gar wohl. Eine Meisterin mit eigenem Haus und Hof, mit Geld und schönen Kleidern im Kasten, das lasse ich mir gefallen!“

„Darum eben nehm' ich Dich, Du hochmüthiger Knabe,“ setzte Mathilde in Gedanken bei.

„Also, die Hand darauf?“ — „Da, meine Hand.“
 — „Und sobald als möglich?“ — „Versteht sich, Giesbrecht.“ — „Und mein liebes Weib sehn?“ — „Um, freilich.“ — „Mich nicht eifersüchtig machen?“ — „Ihr schwagt einfältig.“

Giesbrecht blähte sich wie ein Pfau, und lächelte selbstgefällig. „Wißt Ihr, daß ich einen Nebenbuhler habe? Nun, werdet nicht roth; 's ist nicht der Mühe werth. Ich scherze nur, denn ich weiß, daß Ihr mich liebt, wie Euer Auge. Ihr habt doch endlich das verwünschte Umherlaufen und Spazieren gelassen, habt Euch gewöhnt, bei Hause zu bleiben. Aber . . . ja, ja, mit dem Nebenbuhler hat es seine Richtigkeit.“

„Wer denn?“ fragte Mechtild spottend, doch mit einem Anflug von ängstlicher Erwartung. Giesbrecht versetzte, in rohes Gelächter ausbrechend: „Jonas, der Küpel, hat Euch in sein Herz geschlossen.“

„Ach! nicht möglich!“

„Beim Eid! Er ist in Euch vernarrt. Der Tölpel denkt, ich merke es nicht. Aber, da möchte Einer früh aufstehen; nicht wahr, Mathilde? Wann er sich nur einmal recht verschnappte, ich würde ihn tapfer in die Lauge nehmen. Er schmiert Euers Namens Anfangsbuchstaben an alle Wände. Er hat schon einmal in der Berstreuung Euern Namen in die Schrift gesetzt, als er eine Probe seiner Anstelligkeit ablegen mußte. Ich bitt' Euch, Mechtild: macht uns den Spaß, dem Burischen eine Nase zu drehen. Stellt Euch ihm hold; das wird tausend Narrheiten absetzen, und unser Klausnerleben erheitern.“

Giesbrecht wollte noch etwas hinzufügen, als sein Blick von ungefähr durch die Scheiben auf die Gasse fiel. Da verfärbte sich der Gesell, seine Nase wurde spitziger. Die Veränderung entging dem Mädchen nicht. — Indessen klopfte eine fremde Hand an's Fenster, und

ein Mann fragte herein: „Ich möchte mit dem Nürnberger Giesbrecht reden?“ Mathilde öffnete den Fensterflügel, und der Fremde rief nun: „Se, da ist er selber! wart', ich komme hinein.“

„So wollte ich doch!“ fuhr dem Gesellen in seiner Ungeduld heraus. Indessen arbeitete der Andere bereits am Klopfer der Hausthüre.

„Ich muß ihm schon aufthun,“ sagte Giesbrecht ärgerlich: „daß der Meister gerade nicht zu Hause seyn muß! Wenn er hört, daß wieder ein Bekannter dagewesen, mit dem ich außer seiner Gegenwart gesprochen, . . . er wird Wunder denken; wie neulich . . .!“

Indessen war Giesbrecht hinausgegangen; und Mathilde flüsterte in ihr Busentuch: „Warum ist denn der Mensch erschrocken? Das bedeutet gewiß etwas.“ — Sie horchte an der Thürspalte. „Sie tuscheln draußen ganz leise. Es ist offenbar der Mann, der heuer schon einmal — ich glaube zu Ostern — dagewesen ist, und den der Better abgewiesen hat. Jezo hat er die Stunde besser getroffen.“

Die Landsleute von Nürnberg kamen in die Stube. Mit verlegenem Gesichte reichte Giesbrecht dem Mädchen den Schlüssel zur Druckerei, den er kraft seiner Altgesellenwürde führen durfte. „Holt mir doch . . . nein, sagt doch dem Franzosen, er solle an seiner Arbeit fortmachen; ich würde etwas länger hier bleiben. Geschwind, geschwind, Mechtild. Ich will indessen den Mann da zufrieden stellen, ehe der Meister vom Schlosse kömmt.“

Mechtild ging, gleichgültig, wie es schien. Draußen hob sie aber den Finger drohend auf. „Er will mich durchaus forthaben? Warte, Luckmäuser! Du hast es dich hinter den Ohren, aber mir fehlt's auch nicht an List. Warte!“ — Sie ging noch einige Schritte, und machte das Gitter des Hofraums klappern, als wär.

ste auf dem besten Wege. Dann huschte sie links eine Stiege hinan, und gleitete in das Schlafgemach der Schöfferschen Eheleute. Nebenan tobten die Kinder, schalt die Meisterin; das Mädchen war jedoch ganz allein, duckte sich zum Boden nieder, und spitzte das Ohr, indem sie es an den Schieber im Fußboden hielt, der zur Winterzeit der Ofenwärme erlaubte, aus der Stube des Erdgeschosses in die Kammer des obern Stocks zu dringen. Sie horchte, anfänglich mit eben so geringem Erfolg, wie zuvor an der Thüre. Endlich wurde ihr vernehmlicher, was unten geredet wurde, und sie hörte deutlich, wie der Fremde sagte: „Seh versichert, Giesbrecht, daß ich nicht noch einmal den weiten Weg machen werde, um mich an Deinen Prahlereien und leeren Versprechungen zu sättigen. Meine Schwester ist jetzt achtzehn Jahre alt und hat der Freier genug. Die Zeit ist da, die Euer Vertrag und Eure Beredung bestimmten. Jetzt entscheide Dich einmal. Ich will Dich ja nicht zwingen, die Ottilie zu ehelichen, aber der Vertrag muß erfüllt werden.“

Nach einer Pause erwiederte Giesbrecht höhnlisch: „Das wäre ein theurer Neukauf. Mein halbes Erbe! Glaub' mir, Peuntner, ich denke nicht daran, die Ottilie im Stich zu lassen. Mit ihrem Gelde! es wäre zu dumm. Und schön muß sie geworden seyn . . . schön . . .!“

Der Bösewicht küßte dabei seine Fingerspitzen so vernehmlich, daß der Horcherin das heiße Blut zu Herz und Hals drang. „O der Lügner!“ flüsterte sie. Derweilen redete wieder der Peuntner: „Schön, wie ein Engel, ohne ihr zu schmeicheln. Darum wird's immer schlimmer, sie zu hüten. Sie hat vier Jahre gewartet, weil Du von Jahr zu Jahr sie mit goldenen Bergen hinhieltest. Aber ich fürchte, Deine abenteuerliche Kunst und Hoffnung sind ein Blendwerk, wie Deine Treue.

Du sahest gar vertraulich bei einer Dirne, als ich kam. Wer ist sie? eine Tochter? die Magd?

„Dürfte ich nur an Deine Augen, Du nürnberg'scher Schroll!“ dachte das Mädchen, und machte Krallen aus seinen hübschen runden Händen. Dabei entging Mathilden nicht, daß Giesbrecht auflachte, und hinzusetzte: „Die Närrin! aber sie ist das Mittel, endlich hinter Alles zu kommen, und mein Glück vorzubereiten. Heirathe sie dann, wer will. Beim Eid, Peuntner, ich werde doch nicht der reichen Ottilie die Bettlerin vorziehen, und dabei noch obendrein meine eigene Habe einbüßen? Nein; was geschrieben, ist geschrieben. Aber“

„Aber? was willst Du noch?“ fragte Peuntner; worauf Giesbrecht mit gedämpfter Stimme: „Aufschub und Vertagung bis zum nächsten Dreikönigsfest. Wäre ich an jenem Tage noch nicht zurück, so mögt ihr immerhin glauben, ich sey verdorben und gestorben, mögt immerhin mein Geld zur Hälfte schlucken. Sorgt aber nicht, daß ich euch die Mühe mache.“

Nach einigem Schweigen und Hin- und Hergeslüster sagten sie unten: „Lopp,“ und klatschten einander in die Hände. „Spitzbuben!“ murmelte Mechtild.

Es klopfte plötzlich am Hause. Zugleich polterten die Kinder die Treppe hinunter, und Frau Schöffler schrie nach Mathilde, der saumseligen Kindswärterin. — Das Mädchen rührte sich nicht von der Stelle, niedergedonnert, und neugierig bis auf's Letzte.

„Fort!“ sagte Giesbrecht: „der Meister ist's, er darf Dich nicht hier sehen. Stelle Dich in den finstern Winkel an der Pforte, wenn Schöffler herein ist, schlüpfe Du alsdann hinaus.“ Sie gingen zusammen. Mathilde fühlte an ihre Stirne, sie glühte. „Hab' ich denn ein Mühlrath im Kopfe?“ fragte sie: „Betrug auf Betrug. Der Mensch ist eine schlechte Seele, wie der Better.“

Aha, Freund Giesbrecht, Ihr haltet Euch für unergründlich, für gar zu klug? — Erbärmliches Männlein, das in seiner Eitelkeit nicht einmal versteht, daß eine Jungfer wie ich einen Menschen wie Euch heirathet, nur, um eine Frau Meisterin und wohlhabig zu werden. Wär's nicht das, ich wüßte Schönerer zu finden als nur Euch, borstiger Eber."

Es entstand in der Unterstube ein Lärm, als ob lebhaft gezankt würde. Aber es war just das Gegentheil. Schöffler war jubelnd heimgekommen, und machte seinem Behagen stürmisch Luft. Auch Giesbrecht stimmte in des Meisters Freude, von der Mathilde nichts begriff. Im Augenblick verließen Meister und Altgesell das Gemach, und liefen spornstreichs nach den Hintergebäuden. — Mathilde rührte sich noch eine Weile nicht; endlich schlich sie an das Treppfenster, in den Hof zu schauen. Aus den Räumen der Druckerei scholl ein „Bivat!“ nach dem andern. Die Gesellen alle schienen des Brodherrn Vergnügen zu theilen. — Nicht lange, und sie kamen, wie zum Spaziergang angekleidet, Schöffler an der Spitze, in fröhlichem Getümmel aus dem Schuppen. Mathilde zog sich schnell zurück, sie sagte, in das ihr plötzlich so verhaßt gewordene Gesicht des Nürnbergers zu schauen. — „Ich werde mich recht zusammennehmen müssen, um des Lügners Gegenwart ertragen zu können," sagte sie grollend zu sich selber, und athmete leichter, da sie hörte, daß der lustige Schwarm sich aus dem Hause entfernte und die Straße hinabzog.

Erst nachdem völlig Ruhe geworden, ging das Mädchen hinunter, auf derbe Scheltworte der Frau Schöffler gefaßt. Zu ihrer Verwunderung jedoch saß die Letztere blaß und steif auf dem Küchenschemel, winkte der Base näher, und fragte schüchtern: „Weißt denn Du, was vorgegangen ist? Mein Mann stellt sich fürwahr an als wäre er im Gehirne thöricht geworden. Das hab'

ich noch nicht erlebt! Weißt Du, was er gethan hat? Er hat den Gesellen einen freien Tag gegeben, und sie aufgefordert, mit ihm den Herbst zu feiern. Sie sind vor's Raimundithor gezogen, und laufen nach des Rappenbergers Weingarten."

„Was ihr sagt!“ rief auch Mathilde erstaunt.

„Mir ist der Schreck in die Glieder gefahren; gewiß und wahrhaftig. Ich kann heute kein Bißchen arbeiten. Die Tollheit, der räthselhafte Schwindel schlägt mich darnieder. Wenn das der Vater erfährt! die Haushaltung steht auf dem Kopfe, und ich weiß nicht einmal weßwegen? Sieh zu, Mathilde, wie Du heute fertig wirst. Ich will mit den Kindern zu der Frau Henslerin gehen, und mich bei ihr zu Gast laden. Schließe das Haus fein sorgfältig. Halte gute Wacht. Zur Vesperzeit komme ich wieder heim.“

Mathilde hielt die Meisterin nicht auf. Es konnte ihr nichts erwünschter seyn, als allein zu bleiben mit ihren Gedanken. Daher beförderte sie auf's Eiligste die schwindelnde Hausfrau sammt ihren kleinen Plagegeistern aus dem Heimbrecht, und riegelte sich ein, wie in eine Festung.

Sie sann und sann, und des Meisters sonderbare Freude bekümmerte sie dabei nicht im Geringsten; sie hatte bloß mit der Demüthigung zu thun, die der hämische Giesbrecht ihr bereiten wollte. Sie musterte alle Mittel, sich zu rächen, die ihr einfielen. Keines lächelte ihr; — endlich klopfte sie in die Hände. „Wenn ich's dahin bringen könnte . . .?“ flüsterte sie, sich erheiternd. Bald setzte sie traurig hinzu: „Nein, ich glaube nicht, daß mich der ungeschlachte Jonas lieb hat! — Er ließe mich's doch merken; er hätte selber gemerkt, daß ich ihn freundlicher behandle als die Andern, freundlicher sogar als den Giesbrecht. Er ist aber zu roh; seine hübsche

Gestalt verdiente einen andern Herrn. Unser Herrgott hat ihm Augen gegeben, deren er nicht würdig ist. Ja — wenn er sein höflich und mir hold wäre ich hätte viele Lust, den aufgeblasenen Nürnberger mit seinem eigenen Rathschlag zu Schanden zu machen. Aber wie dächte der Jonas meiner im Ernste?“

Sie wollte sich den Würzburger aus dem Sinn schlagen; vergebliche Mühe. Sie hatte sich noch niemals so viel und eifrig mit ihm beschäftigt, und zürnte der Magd, die auf die Schulter der Sitzenden und Brütenden klopfte, mit den Worten: „Je, Mechtild! was nehmen wir denn heute zum Imbis? Die Frau ist wie unsinnig davongelaufen, und es brennt nicht einmal das Feuer in der Küche.“

„Eßt, was ihr wollt!“ versetzte Mathilde. Die Magd deutete auf die verschlossenen Schränke. — „Nun, so holt die Schlüssel von der Meisterin.“ — „Ich werd' mich hüten. Heut ist ein böser Tag.“ — „So kann ich nicht helfen. Fastet, ich thu's auch.“

Die Magd maulte; sie begann aber auf's Neue, und diesmal mit schlauer Heuchelei: „Mir wär's recht; 's ist ohnedies alle Tage in diesem Hause Charfreitag; aber mich dauert der arme franke Gesell, der auf seiner Kammer liegt, eingesperrt wie ein Hund, und nicht wissen wird, warum er heute ganz und gar hungern soll, während seine Brüder sich lustig machen.“

Das Mitleid bewegte Mathildens Herz. „Meinst Du den Bopfinger? sind nicht Alle mit dem Herrn fortgegangen?“ — „Ich hab' ihrer nur viere gezählt,“ antwortete die Magd, und rechnete an den Fingern: „den Altgesellen, den Wälschen, den andern Wälschen, den Jonas — nein, den Bopfinger — nein, doch den Jonas; das waren Alle.“

„Nun ja, der Andreas ist krank; ich will dem Andreas etwas bringen, und auch Dir den Mund stopfen;

denn, so Du der Meisterin sagtest, daß ich einen versteckten Vorrath aufgespeichert habe!"

Die Magd lachte pffiffig, und legte den Finger auf den Mund. Da sofort Mathilde hinging, und aus ihrer Kammer ein Stück Käse und ein gesalzenes Rippenstückchen brachte, nahm die Rükchendirne ihren Anthheil dankbar, und sagte nur: „Es ist gut, daß der Knecht gen Meß gefahren ist und von Euerm Reichthum nichts ausplaudern kann. Mir soll's schmecken, und Gott schenke Euch viele Marktpfennige, Jungfer. Leider kommt's gar zu selten an Euch, den Markt zu besuchen.“

Mathilde hörte nicht auf das Gerede, ließ die schwangende Magd hinter sich, und ging nach der Druckerei. Vor der verschlossenen Pforte stuzte sie, und schlug sich vor den Kopf. „Wie einfältig! hätte ich nicht wissen sollen, daß der Vetter stets den Schlüssel bei sich trägt?“ Dann griff sie, rasch besonnen, nach ihrer Tasche: „Ah! da habe ich ja noch den Schlüssel, den mir Giesbrecht gegeben. Der Tropf hat ihn vergessen.“

Die Thüre war schnell offen, eben so schnell wieder zugemacht. Die Schelmin wollte von der Gelegenheit Vorthail ziehen. „Ob wohl mein Name noch an allen Wänden steht?“ fragte sie sich, und drang in die düstern Gewölbe der Werkstatt; der hungrige Andreas mochte warten. Sie durfte darauf rechnen, daß der träg zu Bett liegende Schwabe sie nicht stören würde.

Die Heimlichkeit ihres Beginnens und der eigenthümliche Farb- und Deldunst in der Werkstatt schnürten ihr das Herz ein wenig zusammen. Leisen Schritts und schüchtern, als wandle sie an einem heiligen Orte, verlor sie sich in dem Labyrinth der Werkische, der Pressen, der Sezerstände. Sie betrachtete mit verwunderten Augen die Kasten, voll von hölzernen Buchstaben, von gegossenen, nagelneublickenden, von geschwärzten

und unkennlichen Lettern. Vor den abgelegten Formen der nach alter Weise durchaus in Holz geschnittenen Columnen, die bestäubt im Winkel lehnten, wie vor dem Schöndruck eines aus der Presse gekommenen Bogens, den die Gesellen hatten liegen lassen, wie er lag, wick das Mädchen aus, wie vor Zauberdingen. Sein Blick flog an die Wände. Sie waren mit Sprüchen und Buchstaben in weißer, gelber und rother Farbe beschrieben von oben bis unten, und manches M glänzte aus dem Krimskrans prahlerisch hervor; aber vor den Augen der Jungfrau schwammen gräuselnd die Schriften durcheinander, denn sie hatte die blaue Mütze bemerkt, die Jonas zu tragen pflegte, und wohl auf seinem Stand vergeffen haben möchte. Mechtild bewunderte die Ordnung auf diesem Plage; den Spiegel, der daselbst angebracht war, damit der Jüngling, zum Dienst bereit, jeden Wink sehen möchte, den ihm einer der Gesellen zu geben hatte; das grüne Gärtchen von Schlingpflanzen, welches der Würzburger an dem Gitter des neben seinem Stande gähnenden Kellersfensters gezogen hatte, um die kerkerhaften Schranken zu verkleiden. Auf dem Lenakel des Sezerlehrlings steckte ein Papier, worauf groß zu lesen: „Mathilde.“ Gleich dabei lag der Winkelhaken, worein große und neue Buchstaben gesetzt waren. Das Mädchen nahm das seltsame Ding in die Hand, konnte sich in die krausen Buchstaben nicht finden; jedoch, da es zufällig dieselben gegen den Spiegel drehte, las es darinnen unschwer und abermals: „Mathilde.“ —

„Ach so hat der Betrüger diesmal doch nicht gelogen?“ sagte sie halblaut mit inniger Befriedigung; „Jonas denkt meiner, hat mich lieb, und will meinen Namen mit den schönen silbernen Buchstaben verherrlichen?“

„Ihr seyd mehr als Silbers, Ihr seyd Goldes werth, und keine Perle des Morgenlandes reicht an Eure Köst-

lichkeit!" hob plötzlich hinter ihr eine Stimme mit freundlichem Scherze an. Mathilde drehte sich nicht um; der Spiegel zeigte ihr des Liebenden unerwartete Person; der Winkelhaken fiel aus ihrer Rechten, aus der linken Hand das Körbchen mit dem Imbis aus dem Stegreif; Mathilde selbst ohnmächtig an die Brust des hocherfreuten Lehrlings, dem in seiner Begierde, der Geliebten zu helfen, keine bessere Arznei einfiel, als seine Küsse. Er küßte sie, bis sie erwachte, bis sie schamroth wurde, bis sie sich erzürnte — bis sie vergab, bis sie vergalt Gleiches mit Gleichem.

Und nachdem einige Minuten der unschuldigsten Seligkeit also hingeschwunden, war Mathilde schon tapfer genug geworden, daß sie dem Jüngling die gelben Haare aus dem rosenrothen Gesicht strich, ihm tief in die Augen sah, und mit freudigem Staunen fragte: „Sagt mir nur, Jonas, was Ihr mit Euerm Antlitz angestellt habt, und ob Ihr zwei Zungen im Munde führt, die grobe und die feine? Denn Euer Gesicht ist so klar und verständig, und — so viele junge und alte Mannsbilder mir bisweilen in die Ohren flüsterten, was mir gefiel, wenn ich's schon nicht merken ließ — Schöneres als Ihr haben sie mir, alle zusammengenommen, nicht gesagt.“

Der Gesell lachte wie ein Schalk. „Die Minne bändigt Löwen, erzählt man, und Löwen sind die ungeschliffensten der Raubthiere. Warum sollte der grobe Jonas nicht zahm werden, da Ihr ihm erlaubt, in Euer Herz zu gucken, worinnen für ihn ein Zaubergarten blüht, voll von Liebesblumen?“

Das Mädchen horchte immer verwunderter zu; der Jüngling hielt ihre Hände sanft in die seinigen geschlossen und fuhr fort: „Hätt' ich mir doch nicht träumen lassen, daß die Strahlen freudiger Minne diese ruhigen Wände vor meinen Augen vergolden würden! Diese Wände, in die ich einging mit Schrecken und Besorgniß, als ein

scheuer Dieb, und worinnen mir auf einmal ein Kleinod wird, das sich mir von selber schenkt, das ich nicht zu fehlen brauche? Und ich grämte mich, und ich zählte kummervoll die Tage, und hatte kaum den Muth, meine Sehnsucht in Einfalt und Tölperei zu ver mummen? Ich ärgerte mich, daß Mathilde des hochmüthigen Dummkopfs Frau werden sollte, und siehe: sie wird mein, mein Weib!"

Mechtild erschrock. „Ei, Ihr baut Eure Schlösser geschwinde und hoch in die Luft," sagte sie: „Ihr seyd schon im Reinen; — wir dürfen uns nur in Haus und Hof setzen, glaubt Ihr? Aber Ihr vergeßt den Giesbrecht, und den Eigensinn des Meisters, und seine Frau, die Euch nicht ausstehen kann"

„Was hat das Volk zu sagen?" lachte Jonas, und streichelte Mechtilds glühende Wange; „der Vater Feilenhauer, die Mutter Wäscherin nur diese haben zu entscheiden."

„So? wie steht's aber mit Eurer Mutter? die reiche Frau wird sich für das Kirchenmäuschen von Schwieger-tochter bedanken; he?"

„Die Mutter läßt mir den freien Willen; thut's doch sogar der Vater."

„Ach, das glaub' ich: Euer guter Vater, der im Himmel sitzt"

„Das hör' ich zum erstenmale, Mathilde."

„Ihr redet ruchlos, wie ein Mohr! Ihr habt den Kopf nicht beisammen, Vetter!" — Kaum war das Wort heraus, so that Mathilde einen kleinen Schrei, und fügte trostlos hinzu: „Ach, wir sind Vetter und Base, Jonas! Ach, wir dürften vielleicht gar nicht Mann und Frau werden! Ach, Rom ist so weit und der heilige Vater ist nicht alle Tage aufgelegt, Dispens zu ertheilen!"

„Welch' ein Lärm um nichts, Mechtild! Es ist ja gar nicht wahr, daß ich Dein Better bin!“

Das arme Kind war versteinert. „He, Jungfer, die Frau ist wieder daheim, und fragt nach Euch!“ kreischte die Magd im Schupfen, und trommelte an der Thür mit plumpen Fäusten. — So nahm das behagliche Geplauder und Geständniß der ersten Brautlaufstunde ein Ende. —

Und nur ein kleines Stündchen später sah es in dem Heimerhof gar seltsam aus. In einem Winkel trugte Mathilde, die von der Meisterin gescholten worden war, weil sie im Dienste läßig, und zu lange bei dem kranken Gesellen gewesen; in einer andern Ecke kaute Frau Schöffler erbittert an den Nägeln, umgeben von ihren Kindern, die sich mit dem Kummer der Mutter nichts zu schaffen machten, aber dafür kaum ihre Augen von einigen schwarzen Herren verwendeten, die sich plötzlich eingefunden hatten und geheimnißvoll schweigend in dem Wohnzimmer standen oder umhergingen. Die feierlichen Besucher waren Herr Gensfleisch zum Guttenberg; der Doktor Humerh, dessen Freund; der Notar Hemassperger, mit dem Schreibzeug am Gürtel; und der ordentliche Richter Gensfleisch, auch Johannes genannt, wie sein Verwandter, der die Buchdruckerkunst erfunden. Keiner von ihnen sprach eine Sylbe; sie schienen zu warten.

Es ging schon gegen Abend, als ein Gerichtsbote in's Haus trat und dem Richter meldete, daß er den Meister Schöffler nebst vier andern zu ihm gehörigen Leuten im Rappenbergischen Weingarten angetroffen habe, und daß ihm besagte fünf Männer auf dem Fuße folgten.

Humerh fragte seinen Freund triumphirend: „Glaubt Ihr nun endlich, Henne, was ich so lange schon in Euer Ohr redete? Jetzt haben wir den Vogel mit seinen heimlichen Gesellen, und es müßte wunderbarlich zugehen, wenn er sich herauszulügen wüßte.“

Der arglose Guttenberg schüttelte den Kopf, erwiderte: „Verdammt nicht, Ihr hättet zuvor den andern Theil gehört. Ich glaube immer noch an ein Mißverständnis. Wir hatten's schriftlich ausgemacht, und der Fußt wie der Schöffler halten ernstlich am Geschriß.“

„Daß meine ich ebenfalls,“ nahm der Richter, seines Verwandten Feind, mit Festigkeit das Wort: „Es kann Euch Strafe kosten, Guttenberg, Humery. Wenn Schöffler bewiese, daß seine Gehülfen geborne und ansäßige Mainzer seyen“

„Dann hätt' ich nichts zu sagen, und abermals einen Handel verloren,“ erwiderte Guttenberg gefaßt.

„Wir wollen sehen. Die Strafe zu zahlen ist dann immer noch Zeit, und zwar meine Sache, weil ich die gerichtliche Forschung veranlaßte.“ — So sprach der Doktor, der seiner Sache gewiß war. — Eben traten Schöffler und die Seinen in die Fußtapfen des Gerichtsboten.

Sie waren klarer im Kopfe, als gewöhnlich Leute, die aus den Weinbergen kommen, zu seyn pflegen. Die Sparsamkeit des Meisters bürgte übrigens hinlänglich für seiner Leute Mächtigkeit und Ordnung. Der Bospfinger allein war lustiger und noch vorlauter als gewöhnlich. —

„Was begehren meine weisen und geehrten Herren?“ fragte Schöffler mit der demüthigen Freundlichkeit, die er anzunehmen mußte.

Der Richter, statt sein Amtsgesicht vorzunehmen, fragte leuselig entgegen: „Wollt Ihr uns eine geringe Auskunft geben, Meister? denn voraus bemerke ich, daß ich an Eurer Rechtschaffenheit zu zweifeln keine Ursache habe. Aber das müßige Maul der Leute schwagt viel, wenn der Tag lang ist, und das ist auch der Fall gewesen, da man sich von Eurer Kunst und Nühlichkeit unterhielt.“

Humery zuckte ungeduldig mit den Schultern, trippelte mit den Füßen. Der Richter sendete ihm einen strafenden Blick, und fuhr fort: „So ist das Geschwätz so weit gegangen, daß man behauptete, Ihr hättet in Eurem Hause Gesellen verborgen, die Euch verboten sehen. Was sagt Ihr darauf? Besinnt Euch, guter Meister. Wir hören Eure Erklärungen gerne an.“

Schöffner entgegnete aber geschwinde: „Wäre mir verboten, Gesellen zu halten? — Allerdings habe ich deren viere. Ich brauche die Vier. Womit sollte ich mein“ — er sah den Guttenberg fest an — „so theuer erkauftes Gewerbe betreiben? Meine Hände und Augen reichen allein nicht hin.“

Der Bopfinger setzte vertraulich hinzu: „Wenn der Meister auch mit allen Vieren arbeitete, so langt's nicht. Es ist noch ein Fünfter da. Wo ist der Fünfte?“ — Auf einen Rippenstoß des Giesbrecht besann er sich und schlug sich vor die Stirn: „Ja so, der Würzburger! er hat mich heute abgelöst.“

„Man schweige!“ befahl der Richter. „Laßt den ehrlichen Menschen nur reden,“ sagte hinwieder der Doktor, „hört selbst, ob er eine mainzerische Zunge führt, oder eine schwäbische.“

„Silentium!“ sagte der Richter: „Es handelt sich nicht eigentlich um die Gesellen, Meister Schöffner“

„Dennoch, dennoch!“ unterbrach der unermüdlche Humery: „auch um die Zahl handelt es sich. Vier ist die ausgemachte und beschworene Zahl, und der ehrliche Schwabe hat einen fünften gestanden. Wo ist der fünfte? Dann wollen wir erst weiter sehen.“

„Kein Gesell. Ein Lehrling,“ bemerkte Giesbrecht.

„Auch den Lehrling wollen wir heraus haben,“ forderte der unerbitliche Doktor. — Der Richter kaute an den Lippen, und befahl, daß man den Lehrling vorführe. — „Holt ihn, Giesbrecht,“ sagte Schöffner lächelnd.

Giesbrecht griff nach dem Schlüssel, schaute dann verstoßen nach Mathilden, die seine Verlegenheit zu bemerken schien. „Ich habe den Schlüssel verlegt, Meister,“ antwortete er. Schöffner schüttelte unzufrieden den Kopf: „Ich werde selbst den Jonas herauslassen. Auf Alles, meine Söhne, was Euch die gelehrten Herren da während meiner Abwesenheit fragen möchten, antwortet nur die lauterste Wahrheit.“ Somit begab er sich hinaus.

Guttenberg flüsterte dem Doktor zu: „Wir sind im Unrecht, ich will's erleben. Ihr seyd so hastig, Herr, so vorschnell. Der Schöffner — er mag seyn, wie er will — hält sich streng an's Recht, ich bin davon überzeugt. Seht nur seine Ruhe, seine Zuversicht. Ihr glaubt immer das Böse von den Menschen. Schade um Euch, Humery.“

„Ihr wollt nimmer klug werden,“ gab ihm der Doktor zur Antwort; „doch läugne ich nicht, daß die Kälte des falschen Christen mich stutzig und ungewiß macht. — Erlaubt, Herr Richter Gensfleisch, daß ich diese Leute indessen nach ihrer Heimath befrage.“

Der Richter meinte zögernd: „Es ist nicht Brauch und Herkommen, daß außer der Gegenwart des Beklagten vorgefahren werde“

„Ei, warum denn nicht? Zudem gab der Meister seine Zustimmung. Ihr erlaubt, wohlweiser Herr.“ — Mit den Worten drehte sich Humery zu dem Giesbrecht: „Eure Heimath?“

„Nürnberg, Gostenhof, die Vorstadt. Ich bin vier Jahre hier in Arbeit.“

„Aha! der Zweite?“

„Andreas Guldenschaf, von Bopfinger gebürtig. Mein Vater und meine Mutter stammen aus der Wetterau, und ich habe noch einen Bruder, der zugleich meine Schwester ist: Zwillinge, zu dienen, edler Herr. Diese Zwillinge sind aber die einzigen Guldenschafe, die außer mir“

„Gut, gut, mehr als genug. — Der Dritte?“

„François Etienne, aus Lyon, im Königreich Frankreich.“

„Immer besser. Der Vierte endlich?“

„Marco Bodini, ein Unterthan der erlauchten Republik Venedig.“

„Oho? auch Wälschland hat seinen Beitrag geliefert? Wie traf sich's, daß ihr Beide, Etienne und Marco, so weit von eurem Vaterlande, in Schöffers Dienste gekommen seyd?“

„Wir waren vordem Goldschmiedegesellen und Juwelenarbeiter zu Paris und Nancy, und endlich in der Werkstätte des Meisters Johannes Fust,“ berichtete Etienne.

Marco setzte hinzu: „Herr Fust und Schöffler haben uns zu der neuen Schwarzkunst geworben, weil die lateinische Sprache uns geläufig ist. Wir hofften auf eine gute Zukunft im Vaterland, aber die gegenwärtige Zeit ist hart; wir sind Gefangenen gleich. Betrachtet unsere Haarschur; wenn wir zu Zeiten unserem Kerker auch entlaufen könnten, um einen Abend unter fröhlichen Leuten zu verbringen, wir thäten's nicht, weil wir uns der Tonsur schämen und darob ausgelacht werden würden.“

„Wollt Ihr noch mehr, Herr Richter? und Ihr, allzunachsichtiger Freund?“ fragte Humerh, sich die Hände reibend; „fünf Gesellen, statt viere, und ein Jeder von ihnen der Stadt Mainz wildfremd?“

Schöffler kam in Begleitung des Jonas zurück. Der vierschrötige Lehrjunge wurde mit Lachen begrüßt. Der Notar erhob sich und begann eintönig, ein Pergament entfaltend: „Da zu erhellen scheint, daß Ihr, Meister Peter Schöffler, ein eingekaufter Bürger von Mainz, Euch gegen einen wichtigen Artikel verfehlt habt, der in dem Vertrage zwischen Euch und dem edlen Herrn Gensfleisch von Sorgenloch, genannt zum Guttenberg, de dato Vorabend des Himmelfahrttages des Jahres unsers Herrn“

„J, Albrecht! wie kommt Ihr in dieses Haus? fragte Guttenberg unbefangen und freundlich, indem er auf den sogenannten Lehrling zuging. — Die Gesellen lachten, und Jonas erwiderte kurz: „Was geht das Euch an? Weißt Ihr?“

„Habt Ihr mein Gesicht so schnell vergessen? Raum sind ein paar Monden verstrichen . . .“

„Weiß nicht, was Ihr wollt. Ich kenne Euch nicht, so wenig, als Ihr mich kennt, sonst müßtet Ihr meinen Namen wissen, und der ist Jonas Haidenbach, ein Würzburger, mit Vergunst.“

„Mein Better, meines Schwiegervaters Nefte, bekräftigte Schöff, und raunte dem Jonas zu: „Mergere Dich nicht, der Mann wird schwach vor Alter, sein Gedächtniß wankt.“

Guttenberg wiegte, zurücktretend, sein Haupt zweifelnd. Humerus erinnerte ihn dringend, daß er bei der Hauptsache bleiben möchte. „Was kümmert Euch der Bursche? Behauptet Euer Recht, das so schändlich verletzt worden ist. — Weiter, Notarius! Erwägt Alles fein unparteiisch, Herr Richter!“

Die Stimmen des Letztern und des Notars erhoben sich zumal. Schöff winkte dagegen mit der Hand, und rief: „Nur ein Wort, liebe Herren und Freunde. Alles, was ich gethan, durfte ich thun. Seht dieses Privilegium unsers hochwürdigsten Herrn Erzbischofs. Es entfesselt unsere freie, würdige Kunst von allen Banden der Verträge, rückwirkend, so wie für die Zukunft beschließend. Wollet lesen, Herr Notarius.“

Richter, Doktor und Guttenberg horchten überrascht zu. Das Privilegium befreite in der That die Meister Kunst und Schöff von allen Pflichten und Lasten, die ihnen Verträge, Eide und Bestätigung jemals hatte auferlegen können, und erlaubte den Meistern, so viele Gesellen als nöthig, und zwar aus aller Herren Länder ohne

Unterschied anzunehmen. „Alles aus gnädiger Erkenntlichkeit für den Gehorsam, den die Meister dem Fürsten geleistet haben; unter Androhung des höchsten Zorns, wenn einem Menschen beigegeben sollte, die Inhaber des Gnadenbriefs in dem Genusse ihrer Privilegien zu stören.“

Richter und Kläger umgaben den Notarius, und lasen ihm nach von Satz zu Satz. „Hm?“ fragte der Richter langgezogen und sehr zufrieden. „Hm!“ stieß Humerh kurz und verdrießlich heraus, „Hm?“ schnurrte Guttenberg ohne Verzagen, sondern lächelnd dem Doktor zu: „Wer hatte Recht, Freund Humerh? Ich dachte wohl, daß Schöffler gut geharnischt seyn würde. Nichts für un- gut, Meister. Ich hatte mich beschwazzen lassen. Aus lauter Freundschaft hatte mich der Doktor beschwazt. Ich bitte Euch den Ueberfall ab. Ihr werdet wissen, daß mir der Handwerksneid ein fremdes Ding ist. Macht fort; Euer trefflicher Kopf und Eurer Hände wunderbare Geschicklichkeit werden meine rohe Erfindung zu hohen Ehren bringen.“

Schöffler bückte sich beschämt. Er wußte sich nicht Rechenschaft zu geben, ob der Biedermann seiner spotte, oder nicht. Seiner ungetreuen Ränke sich bewußt, mit einer Aufwallung von Neue, wagte er, dem Guttenberg seine Hand hinzustrecken, und zu sagen: „Ich bitte um die Fortdauer Eurer Freundschaft.“

Die Hand des Rechtschaffenen kam schon der wucherischen entgegen, als Humerh böse dazwischen trat. „Was fällt Euch ein, Freund Guttenberg? Wann hätte je der Geplünderte dem Plünderer ein „Lopp“ gesagt? Kommt, kommt, Ihr geschlagener Mann. Ich will zu Hause die Sporteln abzählen, die mich dieser Gang kostet, und wir können uns dabei von der Blindheit der Frau Justitia unterhalten.“

Indessen gratulirte der Richter dem Schöffler, und der Notar packte seine Geräthschaften zusammen. Die

Gefellen schwakten bunt durch einander. Jonas, der alle Welt beschäftigt glaubte, zupfte den Guttenberg verstohlen beim Mantel. „Verrathet mich nicht,“ bat er leise den Umschauenden. Mit einem leichten Kopfschütteln die Bitte gewährend, ging Guttenberg nebst dem Doktor fort; der Richter, der Notar, der Bote folgten. — Aber des Lehrlings Geflüster war, wenn nicht gehört, doch bemerkt worden; von dem Auge des Argwohns und dem Auge der Liebe. —

Giesbrecht hatte sich der Frau Schöffers genähert, und mit ihr ein paar Worte gewechselt. Die Meisterin raunte dem freudetrunkenen Meister etwas in's Ohr, und befahl der Mathilde, die Kinder zu Bett zu bringen. Das Mädchen gehorchte mit äußerlicher Gleichgültigkeit. Giesbrecht strich an ihr vorüber. „Wo habt Ihr meinen Schlüssel, Nachlässige?“ murmelte er. Mathilde hörte nicht, und ging in das Schlafgemach der Schöffers'schen Eheleute hinauf.

„Legt euch schlafen,“ sagte der Meister, seine eiteln Prahlereien plötzlich unterbrechend: „Geht, Jonas, Steffen, Marx. Ich habe die Thüre offen gelassen, weil Giesbrecht so unvorsichtig gewesen, den Schlüssel zu verlegen. Ich sperre zu, wann der Altgefell und der Bospfinger das Nest suchen. Vor der Hand habe ich mit beiden noch zu reden.“

Die drei Entlassenen zogen sich zurück. Nachdem sich Schöffers versichert, daß Keiner forschend zurückgeblieben, sprach er: „Nun, um des Herrn Blut willen! was soll die Hintersteckerei? was willst Du, Frau? was Ihr, Giesbrecht? was habt Ihr mit mir und dem guten Kerl, dem Andreas, vor?“

Die Schöffers begann: „Nun? als ich Dir sagte, den Jonas fortzuschicken? he? war ich klug?“

„Weib, ich verstehe Dich nicht.“

„Soll Dir der Giesbrecht die Schuppen von den Au-

gen ziehen, wie er mich mit ein paar Worten sehend machte? Redet, Nürnberger."

"Meister, Ihr seyd nicht allein so dumm," lachte der Bopfinger; "ich weiß auch nicht, was die Meisterin mit ihrem Kauderwelsch sagen will."

"Du wirst es bald begreifen," nahm Giesbrecht mit gewohnter Salbung das Wort: "Du sollst uns erst recht auf die Sprünge helfen. — Meister, ich fürchte, Ihr und wir Alle sind schändlich hinter's Licht geführt worden."

"Boß Stern! wie so?"

"Der Jonas . . . ? wie hat ihn der Guttenberg angeredet? Nun? er hat geläugnet, frech und tapfer und glücklich geläugnet. Wohl, aber — beim Eid! der Bursche ist nicht, wofür er sich ausgibt."

"Bah! Ihr habt Käfer im Kopfe!" spottete der Meister, und hielt sich lachend die Rippen. Noch lauter lachte Andreas. "Nürnberger, sey gescheit! wer soll er denn seyn, wenn er nicht Er selber ist?"

"Dummkopf!" keifte die Schöffer: "sagt's ihm; das von dem Zupfen, Giesbrecht; sagt's ihm, dem ungläubigen Thomas."

"Der Altgesell erzählte weitschweifig „das von dem Zupfen," und wie Jonas dem Guttenberg in die Ohren gezielt habe, — Schöffer, der, wie alle Leute, die sich auf ihren Scharfsinn viel einbilden, durchaus nicht zugeben wollte, daß er sich in seiner Meinung von einer Person geirrt habe, erwiderte auf Alles nur: "Ihr seyd närrische Menschen. Der alte Guttenberg ist halb blind, und kennt seine Leute nicht mehr beim Lampenschein. Mein seliger Großvater hat einmal einen Weidenstumpf für den Amtmann angesehen und ihm den Rock küssen wollen. Von dem Gezupf glaube ich nichts. Blendwerk! Der Jonas hat vielleicht die Mechtild gezupft, und dem Giesbrecht sind dabei die Augen übergegangen. Der neue Wein, die Eifersucht, sie machen blind, wie

der Schwalbenmist. Hahaha! der Haidenbach wäre nicht der Haidenbach! Und der Brief von seiner Mutter, und die Familien-Geschichten, und der leibliche Oheim vor der Thüre? Hahaha! dergleichen Abenteuer werden heutzutage verständigen Leuten nicht mehr vorgespielt."

„Hahaha!“ lachte Andreas mit; „das wäre just, als ob mein Zwilling käme, und sagte, er ginge mich nichts an, und er sey Bruder und Schwester von einem andern Bruder!“

„Schweige, Du Schnepferer!“ unterbrach ihn Giesbrecht unwirsch, „ich habe jetzt gerade mit Dir zu reden, und auf meine Fragen antworte, wenn's beliebt. Paßt auf, Meister. Jetzt treffe ich den rechten Fleck, Meisterin. — Sag an, Du fauler Gesell: wie lange bist Du krank gewesen?“

Der Bopfinger, verlegen: „Ei ja ich weiß nicht hab's nicht gezählt“

„So? der Spuck hat lang genug gedauert. Wo hat's Dir gefehlt?“

„Hm ei überall. Viele Müdigkeit, viel Schlaf . . .“

„Viel Hunger und Durst?“

„Richtig, und dabei daß Dich's Mäusle! wie sag' ich nur? dabei keine Freud an der Arbeit; ja, das war's.“

„Das glaub' ich Dir herzlich gern. Du redetest aber von Kopfweh und Seitenstechen?“

„J, der Jonas hat mir's angerathen, denn, sagte er, in Kopf und Leib können sie Dir nicht schauen, Du armer, geplagter Knabe.“

„Ha! der Jonas?“ riefen die drei Zuhörer.

Der Bopfinger wurde bleich ob seines vorlauten Geschwäges, aber der Fluß, worein seine Zunge gerathen, war nun nicht mehr zu halten. Er bekannte umständlich, daß ihn Jonas beredet habe, sich krank zu stellen, und daß er's gerne gethan, weil Jonas sich anerbieten, seinen

Dienst beim Schriftgießen zu versehen, und ihm noch obendrein Geld gegeben, damit er seine Verstellung fortsetze, und nicht plaudere. „Dessen hätt' ich mich auch nicht unterstanden,“ schloß Andreas seine Beichte: „weil ich gemerkt hatte, daß mein Schlafgesell viel stärker ist, als ich, und weil ich nicht gern bei Einem schlafe, der mich prügelt, Nacht für Nacht, was mir unfehlbar mit dem Jonas im Garten gewachsen wäre. Und als heute der Meister kam, uns in den Most zu führen, da war ich traurig, und meinte, ich dürfe nicht mit. Nun war aber der Jonas heut ein guter Kerl, und befahl mir, mitzugehen und mich gesund zu machen. Er wolle allein zu Hause bleiben, denn er habe zu schaffen, sagte er.“

„Zu schaffen, zu schaffen!“ wiederholte Schöffler, indem er weiß wie die Wand wurde, und krampfhaft in seinen Taschen suchte. Dann plagte er, wie ein Verzweifelter heraus: „Zu schaffen? Ja wohl, ja wohl! ich bestohler, elender Mann. Wenn doch der Erzbischof im Himmel säße! er hätte mich heut nicht rufen lassen, ich hätte nicht in der Bestürzung vergessen, meine Arbeitsstube zu verriegeln ach, mein Gott! alle meine Geheimnisse sind preisgegeben; meine Recepte, meine Formeln lagen auf dem Tische ausgespreitet. Der Jonas hatte die Nacht hindurch mit mir gearbeitet er hatte just frischen Zeug *) in die Stube gebracht er wird alles gestohlen haben!“

Voll von eigener Begierde und Lüsterheit nach den ersehnten Arkanen warf Gießbrecht dem Meister ein: „Nicht doch, Meister. Der Bube klopfte hernach so getrost an unsere Thüre, kam so unbefangen in die Druckerei, um mich zu Euch zu berufen, er hat seinen Auftrag so glatt und dreist ausgerichtet, daß ich nicht an

*) Metallmischung zum Gießen.

den Diebstahl glauben kann ob er schon ein verdächtiger Bube ist. — Setzt Euch, Meister, Eure Beine zittern ich will gleich nachsehen“

Der raublustige Altgesell, die Gelegenheit erfassend, hatte schon einen Fuß außer der Thüre, als die Meisterin den Eiligen mit Geierfingern packte, indem sie schrie: „Halt, halt, Ihr seyd alle Spitzbuben! Keinem von Euch ist zu trauen. Geh selbst, geh selbst, Du langweiliger, vergeßlicher Peter! geh selbst, oder ich will Dir Füße machen.“

„Du hast Recht, fürwahr,“ erwiderte Schöffler geschmeidig, erholte sich, und lief, was er konnte. Seine Frau stellte sich breit vor die Thüre der Stube, und ließ weder den scheltenden Gießbrecht, noch den Bopfinger, der gerne dem aufziehenden Donnerwetter entgangen wäre, aus dem Gemach.

Raum waren einige Minuten verstrichen, so kam Schöffler mit sonnenklarem Gesicht zurück. Er hatte Alles in Ordnung gefunden, er vermisse keinen Papierstreifen. Das Selbstbewußtseyn des Glücklichen thronte wieder auf seiner Stirne. „Blinder Lärm, leere Angst!“ sagte er, verschmaufend: „das war ein Tag der Irrungen. Ich will Euch nicht mehr schelten, Gießbrecht, daß Ihr einen Schlüssel verlegt habt, da mir's selbst nicht besser ging. Aber der Schlüssel muß sich wiederfinden, Gießbrecht, das sag' ich Euch, und ehe wir von Euern Hirngespinnsten weiter sprechen, befehle ich horch! was poltert denn so spät durch die Gasse?“

„Ein Wagen Pferde trappen, Räder knarren der Wagen hält still wer klopft?“ So fragten Meisterin und Gesellen horchend.

„He! he! Kathrein! Kathrein! Mechtild! Peter, mein Eidam, wo steckt Ihr?“ rief eine heisere Stimme an's Fenster, und der Knecht des Hauses flatschte draußen den wohlbekanntnen Peitschengruß.

„Was? wie? der Vater! der Vater!“ Schöffner und seine Frau stürzten hinaus, die Magd brachte Lichter an die aufrasselnde Hausthüre. Die Gesellen gafften. Aus dem mit Segeltuch bedeckten Karren stieg, in den schweren Pelzrock gehüllt, die Sammetkappe über die Ohren und den Nacken gezogen, der Meister Johannes Fußt. Nicht die Hand, aber eine schwer mit Geld gefüllte Waidtasche reichte er seinen Kindern zuerst; behutsam wurde der Mammon in's Haus geschleppt, und, sobald sich der müde Greis gesetzt hatte, unter den Stuhl, als in eine sichere Höhle, niedergelegt.

„Bringt Ihr den Kindern etwas mit?“ fragte die Tochter.

„Habt Ihr gute Geschäfte gemacht?“ fragte der Schwiegersohn.

„Ich hab' Alles verkauft, schwer Geld gewonnen, aber keine Geschenke mitgebracht, weil die weite Reise an und für sich theuer genug war,“ antwortete der Vater hustend. Da bemerkte er die beiden an der Wand aufgepflanzten Gesellen, und bereute, daß er von Geld gesprochen, und suchte die unbesonnene Rede zu verbessern. „Das heißt: wenn ich von schwerem Gelde rede, so verstehe ich darunter anvertrautes Gut, das mir der Rentmeister von Alzey mitgab. Es gehört dem Churfürsten, und hat mir bittere Angst gemacht, denn allenthalben redet man von nichts, als von den Schaaren des Nassauers, die sich in der Gegend sehen lassen, und alle Wege verlagern sollen.“

„Heilige Mutter! wenn Euch das Geld abgenommen worden wäre!“ schrie Frau Schöffner, die ihren Vater begriffen hatte, da er das Märchen von dem Rentmeister vorbrachte.

Schöffner, gleichfalls einverstanden, setzte hinzu: „Mit den Nassauern hat es seine Wichtigkeit. Bei Rappenber-

gers ist davon geredet worden. Einer von Ingelheim wollte viel reifig Volk im Felde gesehen haben."

"Gott sey gepriesen, daß ich wieder im sichern Mainz bin!" seufzte Fußt von Grund seines Herzens; „der Knecht, den Ihr mir schicktet mit dem Wagen, fand mich schon auf der Reise.“

„Freilich. Ihr wärt erst in einigen Tagen eingetroffen; so rechneten wir.“ Das sprach der Schwiegersohn, indem er nach dem Rechnungsbeutel griff, und seinen Fuß entzückt auf die vollgepropfte Weidtasche setzte.

„Ja ja, ich hab' mir Gewalt angethan,“ fuhr der Greis hustend fort; „ich dachte schon, ich sollte in Metz begraben werden, . . . aber ich raffte mich zusammen, und reiste trotz der Krankheit ab.“

„'s ist wahr, Ihr seyd krank gewesen?“ sprach die Tochter gleichmüthig; „der Aufenthalt in der Fremde ist gar theuer, und wenn nun vollends eine Krankheit oder ein Sterbfall mitunterläuft . . . die Herberger schreiben unchristlich auf, verkürzen die Erben, stehlen ihnen wohl ganz und gar ihr bescheiden Theil . . .“

Fuß scharrte unwillig mit den Sohlen. „Nun, nun,“ brummte er, „man ist, Gott sey Dank, mit dem Sterben nicht so geschwinde bei der Hand. Warte noch, Kathrein. — Aber zum Leben braucht man, was Leib und Seel' zusammenhält. Da sitze ich nun schon eine halbe Stunde, müd und matt und magenschwach, und ihr habt mir nicht einen Bissen, nicht einen Tropfen vorgesetzt.“

Schöpfer ging langsam in den Keller. Die Frau nahm den Brodlaib langsam aus dem versperrten Schranke. Sie setzte Kümmel und Salz daneben, und sprach: „Ihr eßt das so gern, Vater; begnügt Euch heute. Wir haben nicht gekocht, und waren Eurer Ankunft nicht gewärtig.“

Der Greis verzog sein Gesicht freilich, und ärgerte

sich schwer; doch wollte er die Grundsätze nicht schelten, die er selbst der Tochter beigebracht hatte, und den Gesellen ein Beispiel geben. Darum aß er ganz munter von dem harten Brode, und trank den sauern Wein, als wäre es der beste Nebensaft von Nierstein. Dennoch erinnerte er sich mit Sehnsucht des Mädchens, das ihn gewöhnlich zu versorgen und zu bedienen hatte. „Wo steckt die Mechtild?“ fragte er. —

„Sie lullt die Kinder in den Schlaf. Wärt Ihr um etwas früher gekommen, so hättet Ihr die lieben Engel noch sehen können.“

„'s ist morgen auch ein Tag,“ versetzte Just nun seinerseits sehr gleichgültig. Von allen Großvätern eine Ausnahme, sah der Alte in seinen Enkeln nur die Verzehrter eines mühselig zusammengescharrten Erbes. — „Ihr bekommt eine wackere Frau,“ fuhr er, zu Giesbrecht gewendet, fort, „wenn ich sie in Paris bei mir gehabt hätte, ich wäre glücklich gewesen. — Ach, zu Paris ist mir's schlecht ergangen! ich wäre bei einem Haar hört nur mit an, ihr jungen Männer, wie's Einem in der Welt draußen gehen kann. Ich wäre also bei einem Haar“

Schöffner, der eine von den langen Geschichten fürchtete, die Herr Just gar zu gerne endlos ausspann, während sie mit zwanzig Worten gesagt worden wären, unterbrach ihn: „Wollt Ihr auch bis morgen verschieben, Cuern Neffen Haidenbach zu sehen?“

„Ist der Laugenichts eingetroffen? Sieh, davon hat mir der Knecht kein Wörtlein geschnauft. Nun, von dem Haidenbach nachher. — Ich wäre also zu Paris bei einem Haar gesteinigt oder gar verbrannt worden.“ —

„Gesteinigt? verbrannt?“ wiederholte die Familie im Chor.

„Hört nur zu. Ich hatte meinen Handel kaum eröffnet, so kamen die reichen Leute, sich mit Bibeln zu

versorgen. Ich nahm ihnen hundert Kronen für jedes Stück ab. Ein wohlfeiler Preis, da nicht unter dreihundert Kronen die Bibel abgeschrieben werden könnte. Demungeachtet war ich bald mit den Reichen zu Ende, und es kamen Leute, die nicht gleich Hunderte auszugeben im Stande sind. Da setzte ich den Preis herunter, und nahm achtzig, sechszig, ja endlich, um den Rest los zu werden, nur dreißig Kronen, und siehe: der Gewinn war immer noch schön genug. Aber — was fällt den ersten Käufern plötzlich ein? — sie vergleichen die theuern Bibeln mit den wohlfeilen, finden die einen ganz genau den andern ähnlich, und verlangen ohne Weiteres von mir den Ueberschuß, den sie gegeben, zurück. Es versteht sich, daß ich nichts herausgab; aber die Pfaffen fingen nun an, die Schüler aufzuheizen; die Schüler jagten das gemeine Volk auf. Sie schalteten mich einen Hexenmeister und Teufelsmann; sie beleidigten mich auf der Straße, warfen meine Fenster ein, drohten mit dem Parlament und mit dem Scheiterhaufen, und würden mich ganz gewißlich elend ermordet haben, wenn nicht" — hier zog der Alte demüthig seine Mütze vom weißen Haupt — „wenn nicht des Königs Herrlichkeit sich in's Mittel geschlagen hätte. Der leutfelige Monarch nahm sich des Fremdlings an, und sendete ein Duzend seiner Bogenschützen, die mich allenthalben begleiten und bewachen mußten, bis ich mit heiler Haut der gefährlichen Stadt den Rücken kehren mochte.“

„Das war brav vom König,“ meinte Schöffner.

„Habt Ihr Euch bei ihm bedankt?“ fragte die Frau.

„Freilich, allerdings,“ versetzte Fust mit schlaudem Augenzwinkern; „ich habe alsobald auch eingesehen, daß des Königs Schutz nicht so ganz uneigennützig gewesen. Er hat zwar nicht seinen Antheil vom Gewinn begehrt, wie ich schier fürchtete; aber — Meister, hat er mir gesagt, ich hätte nichts dagegen, wenn Ihr wieder an

meine Hofstatt kämet, und es würde mich um der Kunst willen freuen. Jedoch müßt Ihr einen Franzosen in Euer Geschäft und Gewerbe aufnehmen. Es kann Euch Niemand sodann den Handel wehren, nicht einmal das Parlament. Zudem ist mir darum zu thun, daß Eure treffliche Wissenschaft sich in meinen Ländern nach und nach verbreite. — Darum war mir's nun freilich nicht zu thun, und ich sagte es auch so glimpflich, als ich vermochte. Der König nahm hierauf sein listiges Fuchsgesicht an, und sprach mit süßer Stimme so viel Bunttes und Verworrenes durcheinander, daß ich's kaum verstand: die Kunst der Druckerei sey eine Wohlthat, die der ganzen Welt zu Gute kommen müsse, sie werde den menschlichen Geist erst groß und frei machen, sie werde Wunder der Gelehrsamkeit aus dem Reime locken, den Guten eine Sonne, den Bösen ein Schrecken seyn, und was dergleichen mehr. — Mein Gott und Herr! das Salbadern nahm kein Ende, und was sollte mir's frommen, he, Schöpfer? Was gehen uns Wohlthaten, Freiheit, Gelehrsamkeit und all das wüste Zeug an, von dem der schlaue König redete, als wäre er ein Prophet? Der Beutel ist ja doch einmal die Hauptsache, und wenn ein Handwerk keinen goldenen Boden hätte, wer triebe es dann?"

„Ganz recht! wohl gesprochen! die reine Wahrheit!“ bestätigten alle Anwesende aus vollem Herzen. Schöpfer setzte giftig hinzu: „Der König von Frankreich ist ein Räuber an unserm sauer erworbenen Eigenthum. Ich hoffe aber, daß Ihr nicht eingewilligt habt?“

„Ihr habt gut reden, Peter,“ brauste der Alte auf: „Ihr saßt in Euerem warmen Neste; mir schwoll die Gefahr bis an den Hals. Es war nicht zu wählen, denn zum Schluß kam der König dürr und trocken auf das alte Lied zurück. Entweder mußten wir das französische Land meiden, wo doch so viel zu verdienen ist

— mehr als in Deutschland — oder wir mußten in den fauern Apfel beißen. Endlich, wer bürgte, daß nicht dem König einfiel, meinen Beutel um die Hälfte leichter zu machen? Sie haben verruchte Gesetze, die Franzosen. Wäre ich unter ihnen verstorben, — Alles, Alles hätte dem König gehört, was ich besaß und bei mir hatte. — Ich machte daher ein gut Gesicht zu bösen Karten, und sagte „Ja,“ noch immer auf Verzögerung hoffend. Aber der König hatte bereits einen Mann im Vorschlag, und ich habe eine Einigung mit dem Pariser Bürger Conrad Hannequis unterzeichnen müssen.“

„O weh, o weh! das wird uns bitter heimkommen!“ schalt die Tochter, schalt der Eidam. Der Letztere fügte im Unmuth bei: „So geht's, wenn alte Leute immer vorne dran sehn und Alles regieren wollen.“

„Undankbarer Bube!“ fuhr der Greis auf, und drohte dem Schwiegersohn mit zitternder Hand. „Nun?“ fragte Schöffner herausfordernd. — „Ruhe, Ruhe, ihr Herren!“ riefen die Gesellen, den Einen wie den Andern beschwichtigend, während das Weib Beiden Vorwürfe machte. „Willst Du Händel mit dem Vater, und verdankst ihm Alles?“ schalt sie dem Mann in's Gesicht. „Schämt Euch, so wild aufzufahren als ein alter Mann!“ schrie sie den Vater an, und ihre gellende Stimme machte die Streiter schweigen. — „Reden wir von etwas Anderm,“ sagte endlich der Greis ermüdet. „Meinetwegen; einen andern Text,“ murmelte der grollende Schwiegersohn.

Und sie begannen von dem Neffen Haidenbach zu reden.

Der Genannte stand indessen im schwarzen Dunkel des Schupfens vor der Druckerei, gewarnt von einer freundlichen Stimme, und er hielt umschlungen Diejenige, welcher die holde Stimme gehörte. Er sprach zu Mathilde: „Seh unbesorgt, unser Glück ist gemacht: der

böse Giesbrecht heze am Meister, so viel er wolle. Ich habe das Meiste den Geheimnißkrämern abgesehen, und heute Nachmittag in aller Eile ein paar Recepte abgeschrieben, die ich in Schöffers Stube gefunden, und wieder hinaufgetragen, als der Meister mich und die Andern in's Bett geschickt hatte. Jetzt komme, was da wolle. Selbst dem alten Fust werde ich eine Kälte entgegensetzen, die ihn erstaunen soll. Er jage mich fort; ich hab' meinen Zweck erreicht, und führe Dich, Du liebe, mitleidige Horcherin, sobald es angeht, aus diesem Fegfeuer in ein häusliches Paradies."

"Eure Worte bezaubern mich freilich, Jonas, — aber"

"Laß den garstigen Namen hinweg, und büße dafür mit einem Kusse."

"Räthselhafter Mensch, — wer sehd Ihr denn eigentlich, und hätte Giesbrecht etwa nicht Unrecht?"

"Der blinde Hahn fand diesmal die Perle. Du wirst Alles erfahren, mein Herz."

"Mutter aller Gnaden! die Gatterthür geht auf. Eine Laterne ach, der Giesbrecht der Bopfinger wenn sie mich hier fänden?"

"Verstecke Dich hinter jene Kelter; ich schlüpfe hinein, daß sie nichts merken. Gut' Nacht und vielen Dank!" —

Nach wenigen Minuten führten die abgeschickten Gesellen den Würzburger vor seinen Oheim.

"Der alte Herr freut sich so innig, Dich zu sehen, daß er sich noch eine Viertelstunde vom Schlaf abbrechen will," hatte Giesbrecht zu dem Lehrling gesagt; "sey, wo möglich, mit dem alten Herrn fein höflich; hörst Du?" —

In der That empfing Herr Fust den Neffen mit der größten Liebe, küßte, segnete ihn, ließ ihn an seiner Seite sitzen, und fragte ihn aus, und plauderte bald mit ihm so

behaglich, daß Giesbrechts und der Meisterin Gesichter immer länger wurden, immer dünner das Antlitz des Andreas, immer frohlockender Schöffers Augenpaar.

„Du bist ein recht unnützer Bube gewesen“ sagte Hans Fust, den Jüngling beim Haar schüttelnd, „hast der Mutter viel Kreuz gemacht — ein Widerspiel zu Deinen wackern Geschwistern. Aber ich meine“ — der Alte lachte von Herzen — „ich meine, daß der Guckuck Dich der Kerzlerin eingelegt habe. Du schaust gar nicht in die Sippschaft. Die gelben Zotteln Deines Hauptes sind unerhört in unserer Verwandtschaft; mich dünkt auch, als ich Dich einmal als einen dreijährigen Buben herumkriechen sah, einen Schwarzkopf gesehen zu haben?“

„Das ändert sich,“ versetzte der Nefte ruhig; „habt doch Ihr selbst vor Zeiten schwarze oder braune Locken aufzuweisen gehabt!“

„Ach ja; Du sprichst klug, lieber Jonas. Es kommt auch nicht auf die Haare an, sondern auf's Herz, auf den Fleiß, auf das Betragen. Du sollst viele Untugenden abgelegt haben, sagt Dein Vetter Schöffler. Kanst nicht dafür, daß hinter Deiner Stirn nicht viel Wisz zu finden. Sey dafür nur fleißig. Schlage Deinem Vater in diesem Stücke nach.“

„Ich will wohl, aber es geht nicht immer, Ohm,“ antwortete der Nefte, und gähnte und streckte sich.

„Du bist schläfrig, lieber Jonas?“ fragte der Alte freundlich; „wir wollen Alle zu Bett gehen; ich bedarf des Schlummers nicht minder, als Du. Zuvor jedoch trinke einen Schluck mit mir auf die Gesundheit Deiner Mutter.“

„Meinetwegen, Ohm. Sie lebe.“

„Noch einen Schluck zu Deines wackern Vaters Andenken!“

„Meinetwegen auch. Der Selige! wir denken seiner!“

„Du bist so kalt, Jonas? Dein Vater hatte Dich so

lieb! Leichtsinrige Jugend, die solche Liebe nicht versteht! Er war ein braver Mann, Dein Vater, unermüdet, an der Arbeit von früh bis spät. Er wachte schon, ehe die Lerche sang, und schlief erst, nachdem die Gule sich satt gelacht."

"Ja, ja, Oheim. Das muß wahr seyn. — Uah!"

"Wenn nur sein verwünschter Stelzfuß nicht gewesen wäre!" fuhr der Alte immer gesprächiger fort; „der Klotz hinderte ihn sehr; nicht wahr, Jonas?"

Der Nefse blieb mit der Nase etwas lange im Becher, den er schnell zur Hand genommen. Dann erwiederte er: „Ja wohl; . . . man merkte es schier nicht . . . aber dennoch . . ."

„Steckt der Hund unter dem Tische," fuhr die Schöpfer auf, deren Fuß von der schweren Sohle des Alten berührt worden war.

„Nicht doch; der Greifan ist draußen," antwortete die m's Zimmer geschlichene Mathilde.

Der Greis winkte ihr gütig zu, dann fuhr er fort: „Wo hatte Dein Vater seinen Fuß verloren? Hilf mir darauf; das Alter macht vergeßlich."

„Hm! hm! ich hab' ein schlechter Gedächtniß, als Ihr, Oheim. Kein vergessen, ganz und gar." Der Nefse nieste.

„Helf' Gott, Jonas, helf' Gott! das reinigt unser Gehirn!" lachte der Oheim; „sieh, jetzt ist mir's plötzlich eingefallen: die Engländer schoßen ihm das Bein ab, unweit von Orleans, wo die deutschen Reiter so jämmerlich ausreifen mußten. He? nicht wahr? mein Gedächtniß ist wirklich besser, als das Deinige."

„Ich wünsch' Euch Glück, Oheim. Es verhält sich so. Er hat oft von dem Gesecht erzählt, der Vater, und von Herzen die Engländer verwünscht. Aber verzeiht, ich falle um vor Schläfrigkeit."

Giesbrecht hatte mittlerweile noch einmal Mathilden heimlich gefragt: „Wo habt Ihr meinen Schlüssel, Boshafte?" und das Mädchen hatte geantwortet: „Ihr werdet ihn wohl

selber suchen müssen, Freund: Was geht er mich an! habt Ihr doch Eures Herzens Schlüssel an die Dittlie verschenkt?"

Der Altgesell stuzte und verstummte. Indessen gab es Rumor in der Stube; denn auf die letzten Worte des Neffen war Meister Fust aufgestanden und sprach zu Schöffner: „So führt noch einmal denn in Gottes Namen diesen schläfrigen Menschen in Euer ehrliches Bett, weil die Stunde heut zu spät ist, um den Richter zu holen. Morgen jedoch möge der Betrüger das Gefängniß beziehen, und zwar mit dem Frühesten.“

Nun schrieken und lachten Alle durch einander, am meisten schrie der entlarvte Würzburger: „Wer schilt mich einen Betrüger? Warum werd' ich also gescholten?"

„Weil Du von Deinem sogenannten Vater eine Geschichte glaubtest, die meinem leiblichen Bruder begegnet ist. Wie konntest Du — wärst Du der Haidenbach — zugeben, daß Dein Vater ein verstümmelter Reiter gewesen, während er ganzbeinig war wie Du?"

Mit vieler Ruhe entgegnete der junge Mann: „Das muß daher kommen, weil ich in der That der Jonas nicht bin.“

Schadenfrohes Gelächter und Geschrei des Erstaunens ringsum. „Daß Dich's Mäusle!" rief der Bopfinger: „wie frech er sich dem alten Ohm abläugnet!"

„Woher? wer seyd Ihr? wie heißest Du?" fragten sie den Eingeschlichenen von allen Seiten.

„Gott grüß' Euch, aber ich will Euch nicht sagen, was Ihr verlangt!" lachte der fecke Lehrling. —

„Bursche! . . . wie kamst Du zu dem Briefe, zu dem Ränzel?" fragte wieder der alte Fust, von einem Gedanken erschreckt: „Gewiß hast Du den armen Jonas irgendwo erschlagen und beraubt.“

„Beter! Beter! Blut über den Landstreicher!" freischte die Schöffner.

„Schont Euern Hals!" rief ihr der Jüngling zu: „ich will den meinigen schon bewahren. Aber komm

jetzt, Andres. Da mir noch einmal im Hause zu schlafen erlaubt ist, so will ich, bei Gott, von dieser Erlaubniß zwölf Stunden lang Gebrauch machen.“

„Nicht doch, nicht doch!“ drohte Fust: „in wenig Stunden graut der Tag, und mit Aufgang der Sonne wirst Du in den Kerker fahren.“

„Kommt, kommt, ich will euch unter Schloß und Riegel legen!“ brummte Schöffler: „Du sollst mir den Fastnachtschwanz theuer bezahlen, unbekannter Strolch. Andres! Du stehst mir für den Spitzbuben, daß er nicht entweicht. Giesbrecht! zur Strafe für Eure Nachlässigkeit sollt Ihr die ganze Nacht an der Pforte der Druckerei als Wächter sitzen.“

„Wenn den Burschen nur die Hölleflammen verschlingen!“ murrte der Altgesell, und stieß den Fremdling nach der Thüre. An der blassen Mathilde vorübergehend, während Giesbrecht, rückwärts schauend, den Meistern noch betheuerte, daß der Vogel gut bewacht seyn würde, wagte der Jüngling einen flüchtigen Händedruck. Er spürte, daß im selben Augenblick ein ziemlich schwerer Gegenstand in seine Tasche fiel. — „Fort mit Euern Händen!“ zürnte Mathilde, und lief davon, als hätte sie ihre Finger verbrannt. —

Die Weinglocke läutete, da waren Andres und der gefangene Lehrling schon im Bette, und Giesbrecht schlief Schildwache an der Pforte, die Schöffler von außen mit allem Eifer verschlossen hatte. — Der Nürnberger träumte von Ottilien und Mathilden, und konnte sich selbst im Traum nicht erklären, wie das Mädchen hinter seine Schliche gekommen sey. Aber er träumte auch von Versöhnung.

Der Bopfinger hatte gelauscht, bis sein Schlafgesell sanft schnarchte, und dann ebenfalls im Vertrauen auf Gott und das starke Thürschloß und die allenthalben vergitterten Fenster die Augen zugemacht.

Aber der Lehrling schlummerte nicht, sondern verarbeitete Gedanken auf Gedanken, Entwurf auf Entwurf

in seinem Kopfe. Das Geschenk, das ihm Mathilde so stumm in die Tasche gesenkt hatte, machte ihn frei, und er wartete nur die Mitternachtstunde ab, worinnen zwar die Gespenster wandeln, aber die Menschen von Fleisch und Blut am besten schlafen.

Die Nacht war still, kein Mäuschen rührte sich. Da erhob sich allmählig von Ferne ein Gebrause, das näher rückte mit Windesschnelligkeit. Eine Menge von Stimmen, von Fußtritten, von Hufschlägen wogte herbei und es fing sogar an, in den engen Gassen, woran die Druckerei stieß, lebendig zu werden. Verworrenes Geschrei, dann und wann ein Geräusch, wie Waffenstoß, endlich freischender Trompetenschall, der Trommeln dumpfes Rasseln, das Stampfen von Kriegern, das ganze Getümmel, gekrönt von der heulenden Sturmglocke, überstrahlt von rothem Schein des Brandes, der grell in die Fenster schien.

„He! Feuer! he! Bopfinger!“ schrie der Lehrling, und sprang in die Kleider, verbarg ein unscheinbares Päckchen Papier im Busen, und faßte den Schlüssel, den ihm Mathilde gegeben: „Bopfinger auf! es brennt in der Stadt! Hinaus, hinaus, daß wir nicht wie Schinken und Würste im Rauchfang geschmort werden!“

Er rüttelte den Kumpan auf, und half ihm in die nothdürftigsten Gewänder.

Indessen waren die Meister im Vorderhause wach geworden, und von Angst erschüttert, denn die Gefahr war wohl eine größere, als nur die einer Feuersbrunst. — „Nassau!“ Nassau!“ brüllten wilde Soldatengurgeln durch die Marktgasse; an den Hausthüren tobten einbrechende Kriegsknechte mit Partisanen und Mordärten. Knall auf Knall, Schrei auf Schrei, und immer heller, immer gewaltiger der Feldruf: „Nassau! schlägt Isenburg todt! Nassau! Mainz gewonnen!“

„Ein Ueberfall!“ heulte die Schöffer, und flüchtete mit ihren Kindern in den Keller. — „Mein Geld!“

jammerte Fußt, und schleppte seinen Schatz von Winkel zu Winkel. — „Meine Recepte, meine Scripturen!“ feuchte Schöffner, und riegelte sich in seine Arbeitskammer ein, um auf seinen Geheimnissen zu sterben. — Niemand dachte an die Gesellen und die Druckerei, niemand als Mathilde, die an die Pforte der Werkstätten flog, und klopfte. — Giesbrecht klopfte hinter der Thüre, wie ein Verzweifelter. „Macht auf, Giesbrecht, zu Hülfe!“ flehte das Mädchen. „Macht auf, daß ich nicht verbrenne!“ bat kläglich und erbärmlich der Prahlhans. — Endlich erschien der fabelhafte Würzburger neben ihm und rief: „Platz da! ich will euch aufthun, da unsere Herren uns vergessen und verlassen. Aber ein Schurke, der noch einen Augenblick länger in diesem Hause bleibt!“

Die zusammengelaufenen Gesellen, alles früher Vorgefallene vergessend, riefen die Bannformel nach, und ihr Anführer öffnete. — Mathilde lief in ihres Freundes Arme. „Fort! fort von hier!“ sagte er, und trug sie schwebend auf seinen Armen davon, unter den Augen des Nürnbergers, der jedoch an sein armes Leben dachte, und nicht an die Braut.

Im Nu war die Hausthüre erreicht, aufgerissen. Da reckten sich den Flüchtlingen Waffen entgegen. „Halt! wer da?“ rief eine barsche Stimme. — „Jonas!“ entgegnete der sogenannte Würzburger. „Albrecht!“ schallte es zurück: „was willst Du, was beginnst Du?“ — „Das frage ich Dich, Jonas. Wie kömmt Du an diese Thüre?“ — „Soll ich nicht des Oheims Habe schützen? Wir sind unser zwanzig, die das Haus vertheidigen, und der Herr von Nassau wird uns loben.“

„Vivat Adolphus!“ rief ein ritterlicher Kriegsmann, der einherkam durch die lärmvolle Gasse: „Die Stadt ist unser! der Erzbischof will den Heimerhof geschützt wissen.“

„Wir sind schon daran, edler Herr,“ antwortete der ächte Neffe des alten Fußt; „es soll kein Nagel aus dem Hause verloren gehen.“

„Aber die Gesellen? macht ihr sie nicht frei, die armen Schlucker?“ fragten Albrecht und der Nürnberger. — „Geht hin in alle Welt, auf Eure Gefahr,“ entschied der Junker; „von den Gesellen hat Se. fürstliche Gnaden nichts verlauten lassen.“

Im Augenblick zerstreuten sich die Gesellen der schwarzen Kunst, und auf diese Weise ist sie plötzlich in die vornehmsten Länder verpflanzt worden.

„Gib mir ein paar von Deinen Gefährten bis zum Thore mit,“ bat Albrecht den reißigen Jonas; „ich will meine Braut in Sicherheit bringen. Grüße Du Deine Sippschaft von mir, und ich ließe mich für Alles bedanken.“

„So kam nun Alles, wie es mußte,“ meinte Jonas; „Du hast Deinen Vorwitz befriedigt; ich stecke im Koller eines Kriegsmanns. Ich denke, um meiner Schutzwacht willen, des Oheims Vergebung zu erhalten, und grüße ihn von Dir. — Dort reitet der Friedensherold auf, im Schein des jungen Tages. Geh hin an seiner Seite. Die Waffen sind gestreckt, die Herrschaft ist erobert, mache Dich mit dem Bräutchen davon.“

„Wohin, Albrecht? wohin gehen wir?“ fragte die schüchterne Mathilde, da sie in der Mitte der nassauischen Knechte vom Geliebten gegen das Rheinufer geführt wurde.

„Nach Oppenheim, Liebste, um Dich in Sicherheit zu bringen, und Deiner Eltern Segen zu holen,“ erwiderte der Geliebte zärtlich.

Und an dem Tage, da der biedere Guttenberg vom Erzbischof Adolph zum Edelmann seiner Kammer ernannt, und, um seiner Erfindung willen, mit einem ehrlichen Jahrgehalt begnadigt wurde, brachte Jonas dem alten Herrn einen Brief von Bamberg, worinnen ihm Albrecht Pfister, der Buchdrucker, meldete, daß er seine Werkstätte geöffnet, und die holde Jungfrau Mathilde Maienreis von Oppenheim zur ehelichen Hausfrau erwählet habe.

Abt und Lehensleute in der Reichenau.

1.

Der Mond schien so hell in das Fenster herein; der würzige Duft der Weinblüthe wiegte sich auf den silbernen Strahlen. In einiger Entfernung, nicht störend, sondern Ohr und Herz beruhigend, rauschte der Wellenschlag des schwäbischen Meeres an die Ufer der heiligen Insel; die Glocken der Peterskirche sangen ihr letztes Abendlied. — Die Stunde war günstig, um traulich in der Stube zusammenzurücken, und zu plaudern, oder einer Sage aus verklungenen Zeiten zu lauschen, wie sie der Ahn so gern auf die Enkel vererbt, zu seinem Gedächtniß. Denn so oft der Nachkomme des Vorfahrs Erzählung wiederholt, steht auch dessen Bild vor seiner Erinnerung, schöner und lebendiger als die abenteuerlichen Gesichter an den Saalwänden alter Edelgeschlechter.

Der Mond schien so hell in das Fenster der niedrigen Hütte des alten Fischers Gebhard, der da wohnte am Gestade der Insel Reichenau, auf dem Flecke, der genannt wurde „zum Marner“, — am Rande der blühenden „Er-gat“ gelegen, wie die fruchtbare Ebene heißt, die den Mittelpunkt der Insel ausmacht. — Der Hausvater mit grauem Haar und Bart saß auf dem buntbemalten Schemel unfern der offenen Thüre; neben ihm ruhte feiernd sein Weib Edeltraut; Conrad, der Sohn, knüpfte an einem Netze; Luitgard, die Tochter, lehnte müßig an dessen

Seite. Außerhalb der Schwelle, unter dem Behänge von Windpflanzeln, die schier jedem Hause der Reichenau noch heutzutage das Ansehen einer italienischen Landwohnung verleihen, standen einige Nachbarn mit ihren Weibern und Kindern, der Arbeit ledig, und horchten auf die Geschichte, die ihnen Gebhard erzählte.

..... „Wie also zwei Jahre zuvor,“ sprach der Fischer, „der Herbst so geschwinde mit seinem Segen auf unsere Insel gekommen war, daß gerade am Festtag des heiligen Lorenz die Weinlese beginnen mochte, deren Reichthum kein Ende nahm, — also kam zur Zeit, wovon ich rede, der Winter ungewöhnlich früh, und nahm den See, den obern, wie den Ueberlinger und den unsrigen gefangen, daß er auf seinem ganzen Spiegel eine dicke Eiskruste tragen mußte. Sogar der unbändige Rhein mußte sich dem Joch unterwerfen; es half nichts. Und als die Kruste fertig war, und die Wellen still standen überall, fiel ein gewaltiger Schnee darüber hin, und von Ufer zu Ufer war nur eine große weiße Fläche zu schauen, wie das ebenste trockene Land. Mit Schiffen und Fischen war's vorbei: eine trostlose Zeit. Nur mochten die Klosterherren leichter denn gewöhnlich ihr Holz aus den Wäldern jenseits des See's beziehen, die einst Kaiser Karl der Große dem würdigen Gotteshause angewiesen und geschenkt hat. — Da geschah es, daß ein rüstiger junger Mann aus dem Baierlande bei Lindau an das schwäbische Meer herabkam. Er war flüchtig, weil er in der Heimath ein Verbrechen begangen, und achtete sich auf schwäbischer Erde nicht sicher. Seiner Flucht Ziel war entweder das Schweizerland oder die Insel Reichenau, woselbst er am Altar des heiligen Bluts die Losprechung von seinen Sünden hoffte; denn unser Gotteshaus hat ganz besondere Vorrechte, die denen zu Rom wenig nachgeben. — Weil indessen die Rächer seine Spur verfolgten, lief er zur Nachtzeit fürbaß, und ruhte am Tage. — In der Stadt Lindau hatte er nun keinen

Menschen, dem er sich hätte offenbaren mögen, wie unkundig der Gegend er auch war. Daher verließ er, ohne einer Seele ein Wort zu sagen, beim Anbruch der Dämmerung die Stadt, rechnend auf das Schneelicht und den Mond, der ihm leuchten sollte, wie er uns heute leuchtet. Er stieg am Hafenthor hinunter, und dachte bei sich: „Wenn ich nur einmal am See bin, so will ich schon einen Schiffmann finden, der sich meiner erbarmt, und mich gen Costnitz schafft, oder im schlimmsten Fall laufe ich dem Ufer nach, und kann meines Wegs unmöglich verfehlen.“ — Nach einem kräftigen Gebet zu seinem Patron, daß er ihn schütze vor nächtlicher Irrung und Abenteuern, wandelte er frisch gegen den Niedergang zu. Der Weg war gut, wenn schon nicht gebahnt; nur wunderte den Flüchtling, daß er so weit vom Hafenthore sich entfernen müsse, ohne doch des Sees ansichtig zu werden. — Der Fremdling wußte freilich nicht, daß er bereits auf des tückischen Meeres Rücken dahinging. „Ich werde das Wasser zu meiner Linken gelassen haben,“ sagte er sich endlich, seinen Augen mißtrauend: „aber ich muß am Ufer sehn, und der Weg ist so gut und glatt, und ich werde mich nicht verlaufen. Auch wird der Tag endlich kommen, der ein sichreres Licht spendet, denn der Schnee und der zweifelhafte Mondschein. Zudem will ich im nächsten Dorfe den Hirten fragen, wo denn eigentlich meine Straße.“ — Aber er ging wacker drauf los, Stunde für Stunde, und die Ebene nahm kein Ende, und nicht ein winziges Dörflein ließ sich sehen. Kein Hundegebell, das den nächtlichen Wanderer so sehr erireut; kein Gebrüll aus gastlichen Ställen; nicht der Schatten eines Hauses. Todesstille um ihn her; nur dann und wann strich eines Vogels Fittich über seinem Haupte weg; nur hie und da hörte er neben oder unter seinen Füßen ein dumpfes Brausen, wie vom Zuge eines stürmischen Wassers, das

ihn erschreckte, und bald links bald rechts von seiner Straße scheuchte, weil er fürchtete, in einen schwach überfrorenen Strom einzubrechen. — Aber rechts und links war dieselbe breite endlose Winterhalde, die Sterne hingen wie neugierige Augen über seinem Scheitel, die Wolken glitten still darüber hin; jezuweilen schneite es, aber der Schnee ist so stumm! — Nicht ein Baum, nicht ein Strauch, in dessen dürrer Nester der Wind geraschelt hätte! — Der flüchtige Mann rannte, was er konnte; ihm wurde immer ängstlicher zu Sinne. Die Einsamkeit dünkte ihm schlimmer als Kerker und Ketten. — Durch seine Ermüdung gezwungen, endlich zu rasten, setzte er sich in den Schnee und erwartete den Morgen. Es wurden auch zur gewöhnlichen Zeit die Sterne blässer, und der Himmelstrand heiterer; die Gebirge stiegen aus ihrer Nacht auf, und die Schneewolken legten sich hinter ihnen nieder. Das große Zelt unsers Schöpfers, des Herrn aller Heerschaaren, funkelte blau mit purpurgeflamnten Säumen; die Sonne reckte ihr golden Schild über Tyrol und den Bregenzerwald empor. Des Flüchtlings Seele wurde wacker, aber um ihn her hatte sich gleichwohl schier nichts verändert. Das winterliche Lailach war ungemessen weit ringsum ausgespreitet; nur an dessen äußersten Grenzen, kaum erkennbar für ein geübtes Auge, ragten hie und da Thurmspitzen oder Hügel, die dem Giebelbache einiger Häuser ähnlich sahen. — Trostlos die Hände ringend, und sich vergebens fragend, wo er hingerathen, kehrte sich der junge Baier nach der Seite, woher er gekommen. Die Stadt Lindau war nicht mehr zu sehen, war verschwunden. Jedoch, wie der Pilger, gedankenvoll die bisherige Straße weiter verfolgend, nach einer guten Weile das Haupt aufrichtete, sah er plötzlich vor sich eine Stadt mit Thürmen, Dächern, Kirchen und Kapellen, die breit über die Ebene herlag, als hätte sie unser Herrgott selbst dahingesezt,

um der Wüste zu sagen: „Stehe still!“ — Der junge Landfahrer fühlte sein Herz in der Brust schwellen vor Entzücken, und lief immer stärker dem gastlichen Orte zu, wo er mit Speise und Trank erquickt zu werden hoffen durfte. Obgleich staunend, daß ihm in der Nähe der großen Stadt kein Mensch begegnete, wanderte er stracks darauf los, und konnte bald unterscheiden, wie auf einer niedrigen Mauer, die sich weithin dehnte, eine Menge Volks zusammenlief; wie das Volk sehr lebhaft sich geberdete, verwirrt durch einander rief, und mit allen Merkmalen der Verwunderung auf ihn, den Wanderer zeigte. „O weh, ich bin verrathen und gefangen,“ seufzte er, dieses gewahrend: „ich habe in der Nacht meine Geleise verloren, und bin gewiß, statt am Bodensee, in's Schwabenland hineingelaufen, und des Herzogs Büttel sind schon da, um mich zu greifen!“ Dennoch, ermattet, wie er war, mochte er nicht umkehren, wollte lieber sterben, als die Fersen wenden. Darum klimmte er unerschrocken und wild eine gepflasterte Straße hinan, die an die Stadt führte, und sagte zum Volke, das in schwarzen Haufen ihm schreiend entgegenlief: „Da habt ihr mich! macht mit mir, was ihr wollt. Aber, bevor mich des Herrn Reiter von dannen führen, gebt mir zu essen und zu trinken, und sagt mir um der Jungfrau willen, wo ich bin!“ — Hierauf sagten sie ihm, er sey zu Costniz angelangt, und über den ganzen Bodensee gelaufen, was vor ihm noch Keiner unternommen, weil das Eis noch wanke und bei jedem Schritt Gefahr drohe. — Was geschah? der arme Schelm, der sich nun frei wußte, und einer so ungeheuerlichen Lebensgefahr entronnen, worein er ohne Wissen und Willen gerathen, — ist in eine tiefe Ohnmacht gefallen, und noch am selbigen Tage gestorben; am andern begraben worden. Seiner Seele sey Gott gnädig, und sein Leib ruhe in Frieden!

„Amen! Amen!“ fügten die Zuhörer mit andächtiger Erscheinung bei, und beteten für die Abgeschiedenen, wie's Brauch war. Dann schüttelten die Nachbarn dem alten Gebhard die Hände, ihm dankend, daß er ihnen abermals aus dem Schatz seiner Erfahrungen und Historien eine Geschichte mitgetheilt, die neben ihrer Wunderlichkeit auch ein frommes Gefühl, die Demuth vor der Stärke des Allmächtigen, in ihnen rege gemacht habe. Einen Born von seltsamen Träumen für die Nacht im Kopfe tragend, begaben sich die schlichten Klosterbasallen in ihre Hütten und zum Schlafe neben ihren Rudern und Netzen, neben ihren Webstühlen und Kestern.

Conrad sagte indessen, sein Geschlecht aufhängend: „Der Baier war ein rechter Thor, vor Freude und nachhinkender Angst zu sterben. Ich hätte von Stund an fröhlicher gelebt, denn zuvor, und aus Fürwitz noch einmal den gefährlichen Weg unter meine Füße genommen.“

„Den Fürwitz straft Gott,“ versetzte Edeltraut mit sanftem Vorwurf: „der Herr schützt nur den Gläubigen und den, der ist, wie Kinder sind.“

„Was hilft's, wenn ich darüber dennoch mein Leben einbüßen soll?“ fragte Conrad ungehalten: „was hatte der Baier davon? doch halt' ich die ganze Geschichte für ein Märchen. Der wäre kein Mann, dessen Haut nicht ertrüge, worunter der Baier erlegen sehn soll.“

„Schweige alsobald!“ befahl der Vater streng: „ich habe jenen grausamen Winter selbst erlebt, und Deine Mutter ebenfalls; nicht wahr, Traute? Was ich heute erzählte, ging dazumal in Kostniz von Mund zu Munde.“ — Zu dem Weibe gewendet, fuhr Gebhard fort: „Weißt Du noch, Mutter? Unser Ehestand war fünf Jahre alt. Wir waren kinderlos; aber kurz darauf kam der Bube da, und wieder nach einem Jahre kaum, — Du gedenkst des Brandes von Marbach . . .? wieder nach einem kleinen Jahre kam die Luitgard.“

Die Mutter warf einen bedeutsamen Blick auf den Sohn, und drückte, ohne zu antworten, ihres Gatten Hand recht innig. — „Wo ist die Tochter?“ fragte Gebhard, das Mädchen vernissend. —

„Die träge Dirne wird das Lager gesucht haben,“ meinte Conrad mißgünstig: „die schwere Arbeit an dem zierlichen Webstuhl greift das Edelfräulein gar zu sehr an. Auch das Spielwerk ist ihr zu mühsam geworden.“

„Schäme Dich, mit der Schwester dergestalt zu eifern,“ brummte der Vater. Die Mutter setzte hinzu: „Wahrlich, Du verdienst nicht, daß Luitgard Dich liebt, wie sie es thut.“

Conrad spottete, aber nicht ohne Gutmüthigkeit: „Ei, wenn sie mein Liebchen wäre, vielleicht spräche ich anders. Ein zartes, rosiges Ding, ich läugne es nicht. Doch möchte ich sie nicht einmal; nein: ich wählte sie nicht zu meiner Hausfrau, die Ungeschickte, die Träge. — Und als meine Schwester liegt sie mir vollends wie Blei auf dem Nacken, und macht mir Zorn im Gemüthe. Ich muß alles thun, das Ruder führen, die Netze stricken, flicken, werfen, ziehen, die Neuzen flechten, den Zimmermann vorstellen, das Feld pflügen und anblümen, Heu machen und die Erndte schneiden . . . tausenderlei Handwerk und Mühseligkeit, und Luitgard legt die Hände in den Schooß. Rechen, Hacke und Gabel sind ihr fremde Dinge. Kaum, daß sie — selten genug — den Ueberfluß unsers Fischfangs nach Allensbach oder Zell zu Markte trägt; und selbst dann geht sie nur mit der Mutter, damit ihr nicht zu weh geschehe.“

„Du Lästermund!“ unterbrach ihn Gebhard: „dürft' ich wagen, eine Dirne, schön wie Luitgard, allein unter fremde, wilde, oder schlaue Leute zu schicken? Nein, Herr Conrad: sie ist eine Blume, die nicht für das grobe Volk zu Radolfzell, am wenigsten für die summenden Hummeln vom Herrenstift zu Constanz geschaffen wurde.“ —

„Nun, nun, der Krummstab herrscht auch über uns,“ meinte Conrad: „beim Münster steht auch ein Herrenstift, und eine schöne Blume finden Alle schön.“

„Du machst mich lachen,“ erwiderte Gebhard aufgeräumt. Die Mutter fügte ernsthafter hinzu: „Versündige Dich nicht, Conrad. Ist nicht unser ehrwürdig Gotteshaus und Kloster ein Tempel aller Andacht? Leider ein verfallender, darob einem jeden Christenmenschen das Herz bluten sollte und möchte. Mein Gott und Erlöser! die wenigen gnädigen Herren, die noch in dem verarmten Hause und in den haufälligen Kapitelhöfen leben! Kaum sind ihrer noch sechs oder sieben, einer älter als der andere; und an ihrer Spitze ein wahrer Spiegel der Ehren, der freundliche Abt Werner! Er könnte den Aposteln als ein Muster dienen!“

„In der Armuth? ja,“ erwiderte Conrad: „ob auch an Frömmigkeit? das weiß ich nicht. Aber, wär' er selbst ein Heiliger, und die Brüder des Convents noch älter und häßlicher, als sie schon sind, einen einzigen ausgenommen — dieser einzige, Vater, wär' mir an Eurer Statt ein Dorn im Auge. Ich meine den Neidigen.“

„Ein biedrer junger Herr!“ — „Ein Licht der Kirche und ein besonderer Verehrer der heiligen Mutter Gottes!“ sagten Vater und Mutter preisend. —

Worauf Conrad dreist und rauh: „Ich mache es, wie Pontius Pilatus; ich wasche meine Hände. Ihr werdet noch ein großes Unglück mit der Luitgard und dem Neidigen erleben. Statt den blaffen Klosterbruder im Hause zu hegen und zu hätscheln, — statt ihm zu erlauben, bei der Dirne zu sitzen, und ihr vorzuschwätzen von Sternen, Thieren, Pflanzen, Gesang und allerlei unnützen Dingen, solltet Ihr ihm das Haus verbieten, und der Luitgard baldigst einen Ehegatten erwählen.“

„Wir warten nur Deines Befehls,“ lächelte Gebhard: „Luitgard ist jedoch in dieser Sache zu befragen

und ich denke nicht, daß einer von den Freiern, die um sie geworben, ihr gefalle.“

„Sie ist wählig, weil Ihr sie verzogen habt,“ schmälte Conrad: „Mir ist's nicht so gut geworden, beim Haupte des heiligen Markus! Was habt ihr jedoch mit ihr vor? Bessere Hochzeiter, als die sich ihr jezo angeboten, findet sie nicht mehr. — Da ist der Gauchlin von Niederzell, ein reicher Mann, ein seltener Vogel unter den Hörigen des Klosters . . .“

„Ja freilich; aber ist Dir's Ernst mit dem dicken Gauch, dem filzigen Küßdenpfennig?“ fragte der Alte.

Worauf Conrad: „Nun denn, wenn nicht dieser, ist doch ein Anderer gerecht. Salomo, der Maler bei St. Adalbert . . .?“

„Ach, welch' ein Abgrund von thörichter Einfalt!“ klagte die Mutter: „Am längsten Tage redet der Mann nicht zwei Worte mit Verstand.“

„Das hat ihn nicht gehindert, wohlhüßlich zu werden,“ murrte der Sohn: „zudem ist er aus dem ältesten Geschlecht der Insel.“

„Ich weiß das, und wenn ich's nicht wüßte, er sagte mir's zehnmal in einem Athem,“ versetzte Gebhard: „was soll die kluge Luitgard, die so viel von ihrer Mutter und dem Herrn von Neidingen gelernt hat, was soll sie mit dem leeren Fasse Salomo?“

„Ei nun, — so ist der Winterkorn von Allensbach weitaus der beste Freiersmann!“ rief Conrad: „ich gebe ihm von Herzen den Vorzug vor den Andern, obschon alle drei unbescholtene Leute und dabei Lehensträger des Abts sind. Aber ich verlange, daß sich Luitgard entscheide, und daß Ihr ein väterlich Machtwort sprecht! In unsern Gemeinden zeigt schon alles Volk mit Spott und Hohn auf Luitgards weißes Antlitz, auf ihre feinen durchsichtigen Finger, auf ihren sorgfältig wunderlichen Buß, der einer Schifferdirne schlecht ansteht. Ein brau-

ner Nacken neben rothen Wangen und starken Armen gefällt uns wohl, denn sie zeugen von Fleiß und Arbeit, und wir haben deren vonnöthen auf diesem Eiland, wo uns die Pfaffheit hart besteuert, und der See alljährlich an den Ländereien schädigt. In der Stadt ginge es besser an, eine Docke wie Luitgard zu unterhalten, und wenn Ihr zu Costniz geblieben wärt, Vater . . . ?“

„Conrad! Conrad! willst Du schweigen?“ bat Edeltraut beweglich, auf den Vater zeigend, der unruhig von seinem Schemel aufstand. — Conrad schwieg betroffen; aber Gebhard hob an seiner Statt an: „Laß ihn, Traute, laß ihn. Es ist der Fluch eines jeden Fehltritts, daß er, schon lang vergessen, dennoch von Zeit zu Zeit wieder sein schwarzes Haupt aus den Wellen streckt, und wenn auch eines geliebten Kindes leichtsinniger Mund das Ungeheuer heraufbeschwören sollte!“

„Vergebt, Vater,“ bat Conrad reuig: „Ich wollte Euch nicht böshaft kränken. Ich bin ein ungeschliffener Bauer, ein roher Schiffsgesell, ungestüm, wie der See, den ich durchpflüge, aber es sollt' Euch nicht mit Vorbedacht beleidigen, was ich in der Hitze sprach . . .!“ Gebhard reichte ihm versöhnt die Hand. „Was ist's weiter?“ fragte er sanft: „was einmal geschehen, nimmt keine Macht der Erde mehr von der sterblichen Brust. Im Himmel wird's dereinst wohl anders seyn. Es ist der ganzen Reichenau bekannt, daß ich, weil nach einem zornigen Wortwechsel der Silberschmied Hartung von mir schwer verwundet worden, von Constanz nach dem Eilande entsprungen bin, dahintenlassend Sippchaft, Habe und Bürgerrecht, und annehmend des Klosters Dienstbarkeit, um Haupt und Hand zu retten. Ich habe mit langer Knechtschaft und saurem Handwerk die vorschnelle That gebüßt. Manchmal ist die Buße schärfer als das Beil gewesen. Aber die Huld des Herrn hat einen Engel gesendet, um mich aufrecht zu erhalten.“

Gebhard blickte seinem Weibe zärtlich in die Augen. Schluchzend umschlang ihn das Weib. Er fuhr bewegt fort: „Sieh, Conrad! ich wünsche Dir keinen größeren Reichthum auf Erden, als ein Weib, wie Deine Mutter. Die Spiele der Jugend, die Vertraulichkeiten der Nachbarschaft hatten unsere Herzen vereinigt. Getrennt, da wir heranwuchsen, — ich auf der Wanderschaft schweifend, sie nach dem Willen ihrer Vormünder in das Kloster gesperrt — verloren wir uns zwar aus den Augen, aber nicht aus der Seele tiefstem Gedächtniß. — Möchte ich nach meiner Heimkehr aus der Fremde, frevelnd an einem Menschenleben, immerhin eine noch größere Kluft zwischen uns aufreißen, wir waren bestimmt, uns zu finden.“

„Sicherlich stand es geschrieben, Gebhard!“ fiel die Mutter freudig ein: „ich hatte mich gar nicht an den Gedanken gewöhnen können, eine Klosterfrau zu werden. Vom Sterben träumte ich wohl öfters, und freute mich, Dir im Fegfeuer oder im Himmel zu begegnen, weil ich fest der Hoffnung war, der liebe Gott würde Dir den raschen Frevel um Deines guten Herzens willen bald verzeihen. Darum war ich schier bekümmert, als die geistliche Frau Mutter mir eines Tages ankündigte, ich sey zu schwach, die Prüfungszeit durchzumachen und des Ordens Pflichten zu beobachten; ich möchte also nur immerhin aus dem Kloster gehen, und dafür tugendsam in der Welt leben. Ich ging wahrlich unter Thränen aus dem Hause, und war mutterseelenallein in der Welt. Da hörte ich von Dir und Deinem Aufenthalt in dieser Insel . . . den einzigen Freund wiederzusehen, fand ich Gelegenheit . . .“

„Du hast Alles verlassen, um mein Weib zu werden!“ ergänzte Gebhard: „Dich schreckte nicht die Dürftigkeit meines Lebens, die Gefahr meines Gewerbes, die schwere Bürde der Knechtschaft. Du theiltest mit mir Hitze und Mangel, den Sturm auf dem See, die Kriegsnoth, als unsere ehemaligen Mitbürger in der Fischerfehde unser

bischen Grund und Boden verwüsteten; — Du wichest sogar nicht von meiner Seite, als des grausamen Brandis Gebot mich nebst vielen andern Dienstmannen der Reichenau hinüber gen Marpach sendete, um die Burg zu vertheidigen, worinnen wir alles Elend des Hungers, des Sturms, der Blünderung und Todesgefahr auszustehen hatten . . .! Edeltraut, Du bist die erste aller Frauen! Conrad, glaube mir: Luitgard wird ihrem Gatten einst nicht weniger sehn. Zart, wie Deine Mutter, gelehrt wie sie in weiblichen Künsten, die der Bauer nicht kennt, ungelentf dagegen zur Feldarbeit, ist darum ihr Herz nicht feige, ihr Sinn nicht niedrig. Vielleicht wartet ihrer ein großes und reiches Geschick, und diejenigen, die heute sie lästern und verspotten, werden sie alsdann beneiden. — Hadre nicht mit der Schwester, Conrad Nicht allen Menschen sind gleiche Gaben zugetheilt. Wohl dem, der noch etwas Höheres und Schöneres kennt, als eines Nebmanns Sorgen, und des Fischers veränderliches Glück!“ —

„Mag sehn,“ antwortete Conrad trocken: „ich bin, wie's scheint, aus andern Thon geformt, kann mich über mein Gewerbe nicht erheben. Mich freut die Traube am Stock, die volle Aehre, die mir Brod gibt. Mir lacht das Herz, wenn meine Netze von Fischen wimmeln, und mein Kahn vollgeladen zu Markte fährt. Ich muß einmal mit harter Faust mein Leben gewinnen, und dem Münster Zins und Gaben zahlen. Um mir das Loos zu erleichtern will ich ein fleißiges Weib nehmen, und brauche für dasselbe Platz am Herde. Daher bitte und fordere ich von euch, daß ihr die Schwester endlich aus dem Hause thut. Sie heirathe einen Bauer oder einen Edelmann, sie gehe in ein Kloster oder an des Kaisers Hof — gleichviel. Sie räume nur endlich diese Hütte, worinnen sie Eurer zukünftigen Schwiegertochter eine unbequeme Nachbarin, vielleicht sogar um ihrer trägen Vornehmigkeit willen ein Aergerniß seyn würde. Laßt's

Euch gesagt seyn; gute Nacht. Ich gehe morgen zum alten Dthmar, dem Bäcker, um seine Tochter anzuhalten. Gute Nacht, Vater. Schlaft in der Engel Obhut, Mutter!"

Der rauhe Gesell ging von dannen an den Strand, um nach der Fischer Brauch und Sitte den Wind und die Wellen zu beobachten, und zu schauen, ob die Rähne wohlverwahrt am Ufer lägen. — Der Vater deutete ihm nach mit den Worten: „Ein hainbuchener Klotz von einem Kopfe! Er hat nicht in allen Stücken unrecht, Traute. Aber merke den Unterschied des Bluts! Jener Bursche, halb Raubfisch, halb Mensch, und dagegen unser Marpacher Kindlein! Der vornehme und erlauchte Stern über der Wiege läßt sich nicht verkennen. Dennoch, wie gesagt, hat Conrad in manchen Stücken Recht. Endlich wird die Luitgard doch mit einem Bauer vor den Altar treten müssen.“ —

„Nicht doch, Mann. Ich habe eine Ahnung im Geiste, als ob sie zu viel Besserem berufen wäre!“ meinte die Mutter zübersichtlich: „Gib nur nicht zu, daß der Conrad gewaltthätig gegen sie werde. Sie weint stets bitter über seine Lieblosigkeit. Es wäre das Elend vollkommen, wenn er mit des Bäckers Tochter Ernst machte.“

„Bah; noch hat der Bube Zeit,“ versetzte der Vater mit schlauem Lächeln: „Dthmars Sybille läuft ihm nicht weg, und der gnädigste Herr Abt muß vorerst die Heirath zugegeben haben. Ich will den guten Herrn schon stimmen, daß er mit der Einwilligung, wie's recht ist, zögere. Bekümmere Dich nicht vergebens, Traute.“ —

Das Ehepaar ging hinein, zu beten und zu schlummern. Indessen stand hinter der Hütte, durch einen leichten Gartenhag davon getrennt, ein großer, blasser Jüngling im Gewande des heiligen Benedikt, und schaute voll von Seligkeit in Luitgardens schönes Antlitz, das sich, vom Monde beglänzt, aus dem dunkeln Hüttenfenster

neigte. — „Ich höre die Eltern schlafen gehen,“ flüsterte das Mädchen: „Lebt wohl, und träumet süß, hochwürdiger Herr!“

Der junge Mönch streckte die Hand, die Luitgarde's Rechte nicht erreichen konnte, gegen sie zum Grusse aus, und sagte mit der sanftesten Stimme auf die Anrede der Jungfrau: „Gott schenke Dir eine heitere Nacht ohne Sorgen und Gespenster. Er lasse uns morgen den goldnen Tag des Wiedersehens erscheinen. Erlaube, daß ich von Dir Abschied nehme mit den unsterblichen Worten unsers gelehrten und tugendhaften Walafried:

„Wenn des Mondes reines Licht niederstrahlt vom blauen Aether,
 „Tritt hervor aus Deiner Thür, staune an das Wunderschauspiel,
 „Wie die Himmelslampe glänzt, aus der Mitte goldner Sterne,
 „Weit hin leuchtend in die Welt, uns mit ihrem Schein umfließend,
 „Uns, getrennt durch weiten Raum, vereint jedoch in treuer Liebe!
 „Kann ich, Aug' in Aug', Dich, holde Maid, gleich nicht erblicken
 „D so sey uns dieses Licht ein Pfand und Bürge unserer Minne!
 „Nimm den süßen Gruß von Deines Freundes treuen Lippen,
 „Wenn der Treue Ketten auch Dein Herz umschlungen halten:
 „Glücklich sey! ist mein Gebet: glücklich sey durch alle Zeiten!“ *)

*) Walafried Strabo, Abt des Stifts Reichenau, zur Zeit Karls des Kahlen: der gelehrteste Mann und zierlichste Dichter, den das Kloster je hervorgebracht. Canisius hat seine Gedichte herausgegeben, worunter das obige, frei übersetzt, unter der Aufschrift: „Ad amicam.“

2.

Die Reichenau ist ein entzückendes Eiland, ein Stückchen vom Himmel, gefallen in denjenigen Theil des Bodensees, den man den Unter- oder Zellersee nennt. Karl Martell, der tapfere Majordomus und Sarazenen-tödter, Pirminius, der heilige Bischof aus Gallien, haben vor vielen Jahrhunderten die verwilderte Au in eine so paradiesische und fruchtbare umgewandelt, daß sie mit Recht die reiche geheißen werden mochte. Sie haben ein großes Stift und Münster auf der Au errichtet, und demselben nicht nur das Eiland selbst, sondern viele Flecken, Dörfer und Güter auf schwäbischen und helvetischen Ufern unterworfen. Pipin, des Martell kühner Sohn, Karl der Große, dessen glücklicher Enkel, haben großmüthig die Schenkung ihres Vorfahrs bestätigt und erweitert. — Das Kreuz regierte und erleuchtete die Au und ihr Gebiet; das Schwert tapfrer Vasallen war berufen, sie zu vertheidigen. Und wie das Gotteshaus zugenommen an Macht und Ansehen, so nahm dessen Abt an Würdigkeit und Ehren zu, daß er vom Kaiser als ein Fürst des deutschen Reichs, vom Papst als ein Bischof mit Ring, Inful und Stab geachtet wurde, ein mächtiger Nebenbuhler und Nachbar des Bischofs von Constanz, der oft mit neidischlüsternen Augen die Insel betrachtete, begierig, sie an sich zu reißen. Kaiser und Könige wallfahrteten zu dem ehrwürdigen Tempel, beladen mit Geschenken und Privilegien; die adelichen Geschlechter der anstoßenden Länder geizten nach dem Ruhm, der Reichenau zu dienen. Wer es gesehen, das stattliche Münster, zur Zeit seines höchsten Glanzes, konnte nicht satt werden, es zu preisen. — Da stand mit hohem Glockenthurm die uralte Stiftskirche, der Mutter der

Heilands und aller Himmel Königin geweiht; umgeben von den Zwingern der Abtei des heiligen Benedikt, und von den Höfen der in Aemtern stehenden Kapitelherren. Der Tempel des heiligen Pelagius und der des Täufers Johannes lagen an den Pforten der Abtei. Viele Kapellen, zum Theil verschwenderisch begabt, und erbaut zu des heiligen Laurentius, zu Cosmä und Damiani Ehren, dem heiligen Bartholomäus, Meinrad, Nikolaus und Kilian geweiht, umringten die Mutterkirche. Im Mittelpunkt der Insel ragte St. Adalberts Kirche, von dem Papst Leo IX. eingesegnet; in der Gemeinde gegen Osten, die man Oberzell heißt, hatte der berühmte Erzbischof Hatto von Mainz, ein Abt der Reichenau, zu St. Georgs Ehren einen großen Tempel errichtet; in der Gemeinde Niederzell hatte Eginno, ein Bischof von Verona, den Apostelfürsten St. Peter und Paul ein doppeltgethürmtes Haus erbaut. — Die zahlreiche Bevölkerung von drei blühenden Dörfern, aus Fischern, Bäckern, Wollewebern und Rebleuten bestehend, erfüllte die reiche, königliche Au, und gehorsamte dem Stift, das viele Convents Herren und Brüder zählte, und eine starkbesuchte Schule für Geistliche und Weltliche von edeln Geschlechtern aufzuweisen hatte. Nur der hohe Adel fand Zutritt im Convent zu Reichenau; ein minderer als ein Graf oder Freiherr wurde nicht in dessen Schoos aufgenommen. Der Palast des fürstlichen Abts war nicht geringer an Pracht und Reichthum, als die königliche Pfalz, die daneben stand, erbaut zur Beherbergung durchlauchtiger Gäste. Die Liberei des Klosters stritt mit der vom Stift St. Gallen um den Preis, als einer der größten Bücherschätze jener Zeiten. Ein festes Schloß, auf die Fundamente gegründet, die einst ein heidnisch Volk an der äußersten Spitze der Insel gelegt, das feste Schloß Schopflen beschützte das Eiland gegen Constanx. Die am helvetischen Ufer liegenden festen

Thürme Sandegg und Steckborn, auf schwäbischer Seite Ratolfszell, Mägberg und andere Burgen, waren die Waffenplätze des Abts. Zu Allensbach hatte er seine Malstätte, wo seine Bögte über Haut und Haar richteten. — Aber wer zählte die Menge der Klosterbesitzungen, die in Deutschland, in der Schweiz und im fernen Wälschland der Reichenauer Herrschaft unterthan gewesen? Die Sage ging: der Abt der Au könne, so er nach Rom reiste, sein ehemaliges Nachtquartier auf eigenem Grund und Boden nehmen, bis vor die Thore der ewigen Stadt. In Deutschland reichte sein Stab und Gesetz hinauf bis Ulm, das einstens ganz und gar mit allen Rechten und Gefällen ein Eigenthum des Klosters gewesen. Was endlich all diese Macht und Gewalt nicht auszuführen vermocht hätten, mußte sich erfüllen durch das Dienstaufgebot der ritterlichen Vasallen, die vom Kloster Schlösser und Herrschaften zu Lehn trugen. Ihre Zahl war dreihundert gewesen, worunter Erzherzoge von Oesterreich, Mark- und Pfalzgrafen des Reichs und siebenundzwanzig Grafen deutscher Nation. —

Aber wie jedes Ding unter der Sonne seinen Aufgang, so hat es auch seinen Untergang. Der Stern der Reichenau mußte erbleichen, wie ein anderer. Die ihrer Regel vergessenden Jünger des heiligen Benedikt sollten erfahren, daß ihre Entartung die bittere Strafe schon mit sich führe. Ihr Hochmuth, ihre Pracht und Hoffahrt wurden ihr Verderben. Zum Unglück für das Stift waren manche seiner Söhne zum Bischofsamt gen Constanz oder Mainz berufen worden, und hatten dort fürstlich, königlich, kaiserlich leben gelernt. Ihre Nachfolger thaten's ihnen auf dem Stuhl der Reichenau nach. Von den Obern lernten die Untergebenen leicht. Die Amtherren verschwendeten; die mindern Brüder wurden läßig in ihrer Pflicht. — Was von Außen einwirkte, war nicht

besser. Was die Carolinger und Ottonen dem Kloster geschenkt, schmälerten die haushälterischen und wenig andächtigen Hohenstaufen. Der unselige Handel in Schwaben, zwischen Herzog Ernst und Kaiser Conrad, hatte schon früher die Reichenau erschüttert; da kamen die Mißhelligkeiten der Kaiser und der Päpste, der Reichenau mit Constanzer Bischöfen, die Kriege zwischen König Rudolph und Kaiser Heinrich, zwischen Otto und Friedrich, zwischen Oesterreich und Ludwig dem Baier. — Die Reichenau, immer handelnd als Parthei für den Einen oder den Andern, sah ihre Schatzkammern geplündert, ihre Güter gebrandschatzt; genöthigt, ein Gefäll nach dem andern, eine Besizung nach der andern zu verpfänden, konnte sie oft nicht mehr lösen, was versallen war. Der stolze Haushalt ging demungeach et seinen Gang, die Besuche fürstlicher Gäste, so lästig sie waren, mußten mit unerhörtem Aufwand empfangen werden; die Reichenauer Herren zu Ulm lebten dergestalt in Sauf und Brauf, daß, nach dem Zeugniß eines Zeitgenossen und Chronisten, „Tag für Tag ein Zinslein oder Dörfle draufging.“ Die Ulmer lieben ihr Geld mit hinterlistiger Freigebigkeit den schwelgerischen Regenten, und kauften damit, Pfening um Pfening, die theure Freiheit und Selbstständigkeit aus den Händen leichtsinniger Verweser. — Der Staat der Abtei war schon in dringender Gefahr. Da brach, durch die Tyrannei des Abts Eberhard von Brandis und seines Veters, des Probstes von der Au, veranlaßt, die blutige Fischerfehde zwischen Costniz und dem Kloster aus, und drückte durch ihre Verheerungen das Siegel auf das Mißgeschick und die Zerüttung des Gotteshauses. —

Fünfzehn Jahre später, — nachdem der Friede verzehrt, was die Fehden noch übrig gelassen, war Herr Wörner von Rosenegg, ein Freiherr aus dem Hegäu, zum Abt erwählt worden, der Zahl nach der einund-

fünzigste. — Acht Konventualen — der Rest von sechzig oder siebenzig Mönchen — hatten die Wahl vollzogen; kurz darauf waren zwei gestorben. Von den sechs Ueb-
 riggebliebenen wohnten zwei zu Ulm, der Spitalherr
 in seinem Hof beim Münster in der Au; in der Abtei
 jedoch allein nur Dreie: einer von Altenklingen, ein
 Graf von Lupfen, und der Freiherr von Neidingen, der
 jüngste der Brüder, und ein Neffe des Spitalherrn. —
 Diese Wenigen fanden aber kaum ein Obdach in dem
 Kloster, das der Fenster, Thüren und Siegel größten-
 theils ermangelte, auf dessen nackte Wände und einstür-
 zende Ringmauern Wind, Sonne und Regen mitleidig
 Sträucher, Gras und Schimmel säten, die Verwüstung
 zu verkleiden. Auch die Pfalz lag halb in Trümmern;
 in der Wohnung des Abts war alles Geräusch ver-
 stummt; die Cantoren und ihre Lieder waren von dan-
 nen gezogen; das lärmende Hofgesind war geflohen vor
 dem Mangel, dem bleichen Herrscher. Die Trinkstube
 des Fürsten und seiner Kapitularen war öde, ihre Tafel
 zerbrochen wie die Bänke und Pulte der Schulen. Eine
 häßliche alte Magd wandelte wie das stille Unglück in
 den Kammern des Prälaten; ein- bis zweimal im Tage
 erschien darinnen der Kirchendiener, um zu melden, daß
 in Kirchen und Kapellen nichts vorgefallen sey; denn
 schon seit langem war der Chor aufgehoben worden; es
 wurden nicht Metten, nicht Vesper gesungen. Es konn-
 ten drei bis vier Tage vergehen, ohne daß nur das Meß-
 opfer verrichtet worden wäre. — Das Volk hatte sich
 daher so ziemlich vom Münster entwöhnt, und verlassen
 den Hof des Abts, von dessen Armuth nichts mehr zu
 erbetteln war. —

Eines Tags indessen erschien — ein feltner Besuch
 — der Spitalherr und Kapitular Friedrich Summerkalt
 von Teggenhsauen in eigener Person im Borgemach des

Abts; ein schwerer Mann mit hängenden Backen und niedriger Stirn. Die Ungeduld, womit er die Verzögerung seines Eintritts in des Abts Schreibkammer ertrug, da der letztere mit einigen Unterthanen Geschäfte abzumachen hatte, zeigte an, wie sehr er seine Würde überschätzte, und von der Regel des Gehorsams und der Demuth abgewichen war. Lärmend ging er auf und nieder, mißhandelte die Meerschweinchen, die der Abt zu seinem Vergnügen hegte, blätterte ungestüm in einem Pfalterbuch mit feinen Malereien, das Herr Wörner noch mit Mühe aus der Zersplitterung der Büchersammlung gerettet hatte, hustete und schnaubte laut, um seine Anwesenheit dem Herrn der Reichenau bemerkbar zu machen. — Sein Verdruß legte sich nicht einmal, da endlich diejenigen fortgingen, die beim Abt Gehör gehabt hatten; denn der Spitalherr sah mißfällig, daß gewöhnliche Bauern, des Klosters Angehörige, ihm den Vortritt beim Obern abgewonnen hatten. Der Winterkorn von Allensbach, der Maier Salomo von St. Adalbert, die an ihm vorbeischlichen, hatten sich keines freundlichen Gegengrusses zu getrösten; höflicher grüßte er den Gauchlin von Niederzell, mit dem er häufig in Kaufhändeln und wucherischen Geschäften unter einer Decke gespielt hatte.

Der Abt, ein gar gutmüthiger schöner Greis, winkte ihm, in die verschwiegene Audienzammer einzugehen. „Entschuldigt mich, geliebter Sohn im Herrn, daß ich Euch warten ließ,“ sagte er lächelnd: „Zuweilen geht's bei mir zu, wie im Himmelreich; die Ersten sind die Letzten.“

Summerkalb entgegnete mit stolzem Vorwurf: „Es scheint wohl, Euer Gnaden und würdigster Vater, daß nur die wichtigsten Geschäfte und Verhandlungen Euch bewegen konnten, Eure kostbare Zeit jenen plumpen Gesichtern so lange, so verschwenderisch aufzuopfern?“ Worauf der Abt harmlos: „Ist nicht die Zeit das einzige Gut, von dem mir noch erlaubt ist, zu verschenken?“

„Ach, meine Zeit ist mir überflüssig zugemessen, und die Arbeit im Weinberge des Herrn gering geworden.“

„Das ist leider Gottes weltbekannt, und der Abgang unsers uralten Birministifts nur allzumerklich,“ seufzte der Spitalherr.

„Eine Fügung des Herrn der Welt!“ sagte Wörner bescheiden: „Mein Sohn! ich hätte wohl am meisten Grund, den Psalm der tiefsten Betrübniß anzustimmen, und siehe, ich nehme und trage demüthig das Kreuz. Gott und der heilige Leonhard haben mir schon aus tiefen Nöthen geholfen, mein Sohn. Sie werden meiner auch fürder nicht vergessen.“

„Euer Gnaden Vertrauen ist felsenfest,“ bemerkte Summerkalt, der ein Gähnen verhielt.

„Aber,“ fuhr der Abt mit freundlicher Geschwägigkeit in seiner Rede fort: „der schwache Mensch sollte auch nie vergessen, was er Gott versprochen, was er den Heiligen gelobte. Leider ist von solcher Vergeßlichkeit selten einer frei. Die Italiener haben ein Sprichwort darüber gemacht. Ich selber, mein lieber Sohn, bin ein sehr unredlicher, wortbrüchiger Mann in solchen Stücken, mindestens ein aufschiebrischer Zaudrer.“

„Ihr verfährt allzustreng mit Eurer frommen Seele;“ schaltete der Spitalherr mit falschem Lächeln ein.

Der Abt fuhr fort, während im Eifer des Gesprächs seine Gestalt in dem schwarzen langen Habit, und sein glattgeschornes Antlitz unter der weißen Haube, die er über die Ohren gezogen, sich umwandelten in Gestalt und Antlitz eines gutmüthig plaudernden Mütterleins: „Lerne vom Beispiel, so Du nicht glaubst, sagen die Weisen. Euch ist bekannt, mein Sohn, daß ich ein besonderer Verehrer von St. Leonhard bin. — Nun geschah es einst, daß ich in großem Kummer lag, und nicht mehr wußte, was beginnen. Da verlobte ich mich dem Heiligen, und versprach, ihm einen schönen neuen

Altar zu Tierrein sammt Vergabung des nöthigen Wachses zu stiften. Mein Gelübde wurde erhört, und der Kummer von mir genommen. Meines Herzens Dank war gränzenlos, aber meine Vergesslichkeit nicht minder. Es sind schier zwölf Jahre seit der Zeit vergangen, und kaum hab' ich von Jahr zu Jahr am Fest des Heiligen an den verlobten Altar gedacht. Freilich — wäre meine Schatzkammer nicht so schlecht versehen aber die Armuth ist groß. — Dennoch ließ mir seit wenigen Tagen mein Gelübde keine Ruhe; es war mir in einer schlaflosen Nacht wieder eingefallen, und die Reue peitschte mich mit Schlangengeißeln. Da beschloß ich, dem Zögern ein Ende, und lieber Schulden zu machen, als den guten Heiligen noch länger und frustra hinzuhalten. Ein guter Vorsatz soll auch schnell ausgeführt werden, und ich machte alsobald Anstalt. Nachdem ich überlegt, wer wohl geneigt seyn würde, in dieser Noth zu helfen, wollte ich lieber bei einem frommen Bauersmann anklopfen, als bei einem Ritter oder Pfaffen, wenn sie auch noch so reich wären!"

Der Abt warf einen neckenden Seitenblick auf den Spitalherrn, der ihm schon einigemal ein geringes Darleihen verweigert hatte. Summerkalsb schlug die Augen nieder; Wörner redete weiter: „Flugs bestellte ich den Gauchlin und den Maier Salomo. Sie sind wohlhabend, und was der Eine nicht zu vollbringen geneigt seyn würde — so dacht' ich — würden doch beide zusammenschließen. Ich schlug ihnen nämlich vor, ihre Lebenspflicht abzukaufen. Der Salomo hat das Froschenlehen. Du lieber Gott! wir werden seiner nicht mehr bedürfen. Die hohen Häupter kommen nicht mehr zu uns, die von unsern Fröschen nicht in ihrem Schlafe gestört werden durften. Was soll mir ferner noch das Sprunglehen des Gauchlin? Ein lächerlicher Pickelhäringspaß, wie unsere guten Altvordern ihn liebten! — Aber, was sagt Ihr?

Die Querköpfe wollten ihre Lebenspflicht nicht fahren lassen; Gauchlin fürchtete eine Hinterlist wegen seiner Ländereien; Salomo schwatzte wieder von uraltem Herkommen, und dem Ruhm seines Geschlechts."

"Lumpengestindel!" spottete Summerkalb: "ein feiner Ruhm, eine wackre Zierde, ein beneidenswerthes Recht, zur Nachtzeit auf Befehl im Sumpf zu waten, und die quakenden Frösche auf die Köpfe zu schlagen!"

"Endlich," beschloß der Abt seine Erzählung, "kam, vom Ungefähr herbeigeführt, der Lehensmann Winterkorn von Allensbach, und ordnete die Sache dergestalt daß nun alle drei zusammen das Geld vorstrecken, womit mein Schutzpatron vergnügt werden soll. Ich gebe ihnen Erleichterung an ihren Gülten, und zahle einst das Geliehene von meinen Tafelgeldern zurück." — Trotz seines Lächelns und Scherzens floßen dem guten Mönch die Augen über, da er sich erinnerte, daß die Renten des Klosters — ehemals zu sechszigtausend Gulden veranschlagt — bis auf drei Mark Silbers jährlich herabgeschmolzen waren. Er wischte aber behend die Thränen ab, lächelte wieder, wie der Abendstrahl durch einen Regenschleier, und setzte hinzu: "Unter den Bedingungen, die sie mir stellten, die Geizhälse, hatte ein Jeder eine besondere, nur mir allein zu vertrauende. Ich nahm ihnen abgesondert die Beichte ab, und siehe: die Bedingung war bei allen Dreien eine und dieselbe. Das Verlangen eines Jeden ging dahin, daß ich durch mein Ansehen den Fischer Gebhard im Marner bewegen möchte, seine Tochter Luitgard ihm, dem Darleiher, zum Weibe zu geben." —

Summerkalb hüpfte, wie von einem Bitterfisch berührt, von seinem Stuhle auf, und rief: "Beim Blut des Herrn! was sagt ihr da, gnädiger Herr Vater? Des Fischers Luitgard? Verrückt denn diese Dirne allen ehrlichen Leuten die Köpfe?"

"Fürwahr: die Mönchen preisen sie, als ein Wun-

berwerk der Schöpfung. Es muß etwas dran seyn, da der knauserige Gauchlin, der dumme Salomo und der listige Winterkorn von ihr bezaubert wurden."

Lebhaft fiel Summerkalb ein, und geberdete sich, wie ein Prediger: „Thut Euer Bestes, schafft diese gefährliche Zauberin von dannen; gebt sie dem Gauchlin, dem Salomo — am liebsten dem Winterkorn jenseits des See's, damit sie nicht ferner eines rechtschaffenen Edelmanns und Priesters Gemüth verderbe und der Hölle zuführe!“

„Ihr erschreckt mich, mein Sohn. Was meint Ihr denn?“

Summerkalb, stockend vor Eifer und Unbehüllichkeit der Zunge, polterte ungefüß heraus: „Der Neidingen... Euer und des heil. Benedikt Sohn Heinrichs, ist von der Unholdin besessen. Der Graf von Lupfen hat mir erzählt, daß er, der Neidingen, zur Nachtzeit im Kloster wandle, wie ein Schlafgänger... Sein Mund ruft im Schlafe oft Luitgardens Namen! ein Gräuel in eines Klosterbruders Munde! Der Neidingen übertritt alle Gebote der Regel. Er schweift zur unerlaubten Nachtstunde auf den Feldern. Dst ist die Mettenzeit vorüber, und er kehrt erst heim in's Dormitorium. Der Altenklingen hat mir auch dieses verrathen, und er, Heinrichs, der Verblendete, gestand mir frech und offenherzig, er läugne nicht, für das Mädchen brüderliche Neigung zu empfinden. Merkt Euch das Wort, Euer Gnaden. Wir kennen diese Bruderneigungen, denke ich. — Er sey ihr Lehrer gewesen, im Schreiben, im Gesang, in der Astronomie... was weiß ich! — Wir kennen solche Schulmeistereien, glaube ich. — Kurz: ich kam, um Euch zu bitten, würdigster Vater, dem Unverbesserlichen den Kopf zu waschen, ihn zu bestrafen, das Weibsbild von dannen bringen zu lassen, oder wenigstens den Neidingen nach Ulm zu versetzen; denn ich hätte seiner Mutter und seiner

Brüdern eine unerschwingliche Rechenschaft zu leisten, wenn die Unholdin den Jungen um Leib und Seligkeit brächte!"

Summerkaltb erstickte fast nach dieser heftigen Anrede; der Schweiß floß von seiner Stirne. Um so kaltblütiger versetzte der besonnene Abt: „Was ihr mir klagt, hat seine triftigen Gründe, ich gesteh' es: Wir kennen allerdings, wir Alte, die Leidenschaften eines kräftigschlagenden Jünglingsherzens und die Gefahr, denselben weiten Raum zu lassen. Die keck aufspringende Welle wird gar leicht zum Strudel, der verschlingt, was auf seiner Oberfläche spielt. — Aber die Mittel, die Ihr angebt, Herr von Teggenhausen, scheinen mir nicht angemessen. Meidingen ist ein wackerer Mensch! ich büрге für die Reinheit seiner Gedanken, seiner Liebe. Hütet Euch daher, ihm eine andere Richtung zu geben, indem Ihr das Mägdelein mit Gewalt in die Ehe mit einem Mann zwingt, den es nicht ausstehen mag. — Noch weniger möchtet Ihr und Meidingens Sippschaft mir Dank wissen, wenn ich den Jüngling nach Ulm schickte. Ulm, die unselige Stadt, ist das Capua der Reichenauer schon seit langen Zeiten gewesen. Ulm berauscht mit Wonne die leichtsinnigen Söhne Benedikts, und plündert sie, wenn sie auf giftigen Rosenblättern eingeschlafen sind. Wer mir den Segen verleihe, jenes unglückliche Besizthum zu veräußern! — Nein, ich will den Bruder Heinrich dort nicht verderben lassen.“ —

„Ich höre immer,“ grollte Summerkaltb, „daß Ihr nicht wollt. Was wollt Ihr denn einmal in dieser Sache?“

„Ich werde mit Meidingen reden, ich werde mit dem Fischer Gebhard sprechen. Wenn es geschehen kann, daß Ruitgard einen der drei Freier ehliche, so will ich dazu rathen. Ich hoffe, daß sich Alles nicht so arg befindet, wie die geistlichen Brüder des Meidingen vorgeben. Der Altenklingen hat ein vorwizig Maul, und mißgönnt dem

Henrico einen freundlichen Dirnenblick, weil er selbst häßlich und nicht liebenswürdig genannt werden mag. Der von Lupfen ist hingegen ein armer, kranker, dahinsterbender Mann, misselsüchtig im Gemüthe, grämlich bei Tag, schlaflos zur Nachtzeit, gestört von Meidingsens langem Aufbleiben bei der Lampe, geärgert von den Träumen eines vollblütigen Schläfers. — Ich bin daran, den Altenklingen an Peterhausen abzugeben, und den von Lupfen als zu blöde und hinstechend heimzuschicken mit Dispens von unserm heiligen Vater zu Rom. Wollte Gott, ich könnte auf gleiche Weise mit dem Meidingen verfahren, der eigentlich zu einem Ritter, und nicht zum Pfaffen, zu einem freudigen Minnesänger, und nicht zum ersten Chorsänger geboren ist, wie ich gar wohl gemerkt habe.“

Summerkalt faltete die Hände mit Verwunderung. „Womit wollen Eure Gnaden solche Vorsätze vor dem Ordensstifter vereinst und hienieden vor der Kirche verantworten? Das Kloster ausleeren? den Meidingen mit den Andern davonschicken? Nun, bei Gott, Ihr würdet seinen Brüdern ein schlecht Geschenk machen, wenn Ihr noch einen rüstigen Effer in ihr kleines Erbe setzt!“

Der Abt entgegnete kopfschüttelnd: „Die Herren von Meidingen, die sich, ihre Mutter beschwägend, und ihren jungen Bruder in's Kloster stoßend, in sein väterliches Erbe theilten, sind nicht so arm, als ihr sie schildert. Doch: wären sie's, und dürftiger noch, als der verschuldetste Edelmann im Lande, sie wären zehnmal reicher noch, als diese arme Reichenau. Drei Mark Silbers! bedenkt das, mein lieber Sohn! Drei Mark Silbers zur Unterhaltung dieses Stifts und seiner Gebäude, und seiner Konventualen! Drei Mark Silbers zum Unterhalt eines gefürsteten Abts, eines infulirten Prälaten, eines Reichstands! Ihr habt gut reden im Besitz Eurer Pfründen, Eurer Gülden, Euers Hofes. Ich möchte wahrlich mit

Euch tauschen. Wie sollte ich auf die Länge wohl die drei Klosterbrüder, die wir nannten, ehrlich erhalten? Sind sie nicht schon auf's Allernothwendigste, um nicht zu verhungern, herabgesetzt? Besser ist's, sie suchen sich ein ander Haus, als dieses zerstörte, oder kehren in die Welt zurück. Und käme es nicht auf Euch an, dem Heinrich ein feines Auskommen zu verschaffen? Er ist Euer Neffe; setzt ihn zu Euerm Erben ein, damit er nicht den Seinigen zur Last falle."

"Die Kirche soll einst mein bißchen Armuth erben," antwortete Summerkalt mit erheuchelter Andacht.

"Das ist Eure Sache," fuhr der Abt trocken fort: „aber meine Pflicht ist, meiner Untergebenen Anwalt zu seyn. Die Regel endlich! beim heiligen Marx! wie mögt Ihr davon sprechen? Sie besteht bei uns nicht mehr. In den Chorstühlen, in der Conventsstube nißten Spinnen. Die Clausur? wir haben keine Kiegel mehr, sie zu handhaben. Die ältern Brüder haben das Beispiel der Unordnung gegeben; was Wunder, daß das junge Volk die zerfallnen Schranken nicht mehr beachtet? Ja, lebten wir noch in den Zeiten des seligen Abts Wittigo, den die Sage den „goldnen“ nennt, weil Reichthum und Gewalt und Ordnung unter seinem Regiment auf dieser nun verarmten Au blühten! Aber wir sind weit von jener Zeit entfernt, und weder unser Vater in Rom, noch des Kaisers Ruprecht Durchlauchtigkeit scheinen geneigt, dem gesunkenen Gotteshaus wieder aufhelfen zu wollen. Geduld daher, Geduld, mein Sohn, und laßt uns sinnen auf Besserung. Ihr könnt's doch ruhiger erwarten, als Euer Abt, den man nur noch mit Lachen einen gnädigen Herrn der Reichenau schelten mag. Ihr habt ein festes Dach; mir rinnt der Regen in die Kammer. Ihr habt einen feisten Tisch; ich habe mich für zwei Pfennige beim Leutprieister in Niederzell zur Kost verdingen müssen. Da erinnere ich mich just, daß di-

Zeit zum schmalen Imbiß vorhanden ist. — He, Anne Marie! führe mein Kößlein heraus, und zäume es auf! Laßt Euch die Mahlzeit schmecken, lieber Sohn. Meine Kehle ist trocken von dem vielen Geplauder."

Summerkalt küßte des Abts Fingerspitzen, und beurlaubte sich. Im Borgemach begegnete ihm der Fischer Gebhard, der zum gnädigen Herrn eingelassen wurde. Mit finstern Augen maß ihn der Spitalherr und stieg in den Hof hinab, wo Anne Marie Herrn Werners weißes Kößlein sattelte, — den letzten magern Gaul aus der Reichenau weiland so edeln Marställen — und schlenderte am verwilderten Hag des Gartens auf und ab, mit Ungeduld erwartend, wie lange wohl der alte Gebhard beim Abt verweilen würde.

Nicht lange aber, und beide kamen die Treppe herab; der Abt gelassen, wie gewöhnlich, der Fischer verdrüsslich mit streng gefalteter Stirne. — Während der Abt sein Thier bestieg, um gen Niederzell zu reiten, strich Gebhard an dem Spitalherrn vorüber, und sagte ihm trotzig; „Ihr habt mir eine Suppe eingebrocht, würdiger Vater. Habt meinen Dank dafür; aber haltet Ihr Euern Neffen bei Hause und verläumdert mein Töchterlein nicht länger. Wenn der junge Herr Heinrich noch einmal in meine Hütte käme, ich würde ihn schönöde empfangen, und Ihr wäret Schuld daran. Gott befohlen.“

Der Fischer ließ den staunenden Mönch stehen, und ging fürbaß, brummend, den Bart in Gedanken raufend, den Kopf auf die Brust gesenkt. — Da geschah es, daß bei dem Bildstock an Laurenzi Kapelle ein Mann, höflich grüßend, ihm den Weg vertrat.

„Ave Maria!“ sagte dieser, der Gauchlin von Niederzell: „ein feines Wetter für die Erndte.“

„Danke schön. Eurer Wohlbeleibtheit wird die Hitze lästig seyn,“ erwiderte Gebhard, vorwärts schreitend. Der dicke Gauchlin hielt ihn aber auf, und sagte: „Um

so eher ist mir eine kleine Kist im Schatten der Kapelle vonnöthen. Laßt Euch etwas in aller Ruhe sagen. Ich bin verliebt in Eure Luitgard. Ich gebe Euch mein schönstes Paar Ochsen, und alle Jahre ein Faß voll guten Schleitheimer Weins. Macht, daß die Dirne mich nimmt, und gebt sie mir. Der Abt wird Bürge sehn für meine Habe und Ehrlichkeit."

"Der Abt hat mir von Euch geredet. Ich überleg's und werde die Luitgard fragen. Am Sonntag unter der großen Linde sollt Ihr Bescheid haben."

Hierauf humpelte der Dicke beschwichtigt von dannen. Nicht weit davon, am Nebgelände, das man „im Koller“ hieß, — oben stand St. Adalberts Kirche — sprang Salomo, der Maier, hervor, wie ein Räuber, und hielt den Gebhard fest. Der läppische Mensch mit breitem Maule und platter Nase, kleinen Augen und hochgespizten Ohren an dem kahlen dicken Schädel, hob schreiend an: „Aha, jetzt sollt Ihr mir, beim Bluest! nicht entkommen. Ich hab' Euch, Nachbar, ich hab' Euch gefangen, und nur ein Jawort kann Euch erlösen."

Der Fischer machte sich ruhig von den Fäusten des Lölpels los, und fragte nach dessen Begehr. Salomo erwiederte: „Drum kann ich nicht leben ohne Luitgards Honigmund. Die schönste Kuh tausche ich aus gegen die Dirne, und gebe jährlich zwei Malter Korn für Euch zur Mühle, wenn Ihr der Luitgard befehlt, mich zu heirathen."

„Befehlen wär' schon gut, Salomo. Aber die Luitgard muß einverstanden sehn."

„Befehlt nur vor der Hand. Das Mägdlein wird schon einwilligen. Ich hab's mit dem gnädigen Herrn abgemacht. Ich hab' ihm schwer Geld geliehen auf sein Fürwort, und er wird Euch schon gesagt haben, was zu thun ist?"

„Er hat mir's gesagt; schon gut, Salomo. Aber Luitgard, wie ich vorhin sprach..."

„Pah, pah! Zeigt ihr meinen Hof, das Vieh in meinen Ställen, den Wiesgrund für das Vieh; den Weinberg mit den Reben aus Wälschland, die Wolle meiner Schafe . . . ! das ist etwas für die Weiber. Dem Eurigen schenk' ich ein Halsband von purem Silber. Es ist von meiner Großmutter. Wir sind ein alt Geschlecht; ich will's nicht aussterben lassen. Wir waren die ersten Leibeigenen, die der Kaiser dem Gotteshaus geschenkt hat. He, was sagt Ihr dazu? Wir sind älter als unser Kaiser selbst sammt seinem Hause. Ja, das geb' ich nicht für Gold und Kronen. Ich trage auch, wie meine Ahnen, das Froschenlehen vom Kloster. Ich stehe geschrieben in den Rodeln des Stifts, wie die adelichen Dienstmännern. He? lachen alle diese Schätze nicht Eure Sinne an? freilich thun sie's, denn Ihr lacht selbst. Die Hand her, alter Seehase!“

Gebhard gab zwar lachend die Hand, aber versprach, wie dem Niederzeller, dem Maier ebenfalls für den Sonntag den Bescheid. —

„Zudringliche Narren und kein Ende!“ brummte er weitergehend in den Bart: „Sie wegelagern, um mich zu quälen; und wenn ich bedenke, daß Luitgard dennoch einmal der Raub eines solchen Burschen werden könnte . . . ! — Doch, weg mit den Grillen! Dort schimmert das Strohdach meiner Hütte. Ich will ein freundlich Gesicht zum Imbiß bringen, obschon der Angeber, der Summerkalb, und des Abts verblümete Redensarten mich schwer geärgert haben. Wartet, Herr von Meidingen! Ihr mögt ein ganz biederer Mensch seyn, sollt mir aber mein Fräulein nicht in's Geschrei und in Verruf bringen! — Wer steht denn dort, an meinem Markstein, halb versteckt in den aufgehängten Netzen? Was will der Winterkorn hier? Was lungert der Affe an der Straße, die nicht die seine ist? — Doch was frage ich noch? Ich kann mir's nicht denken.“ —

Winterkorn näherte sich, wie eine Rabe, rückte die Mütze, gab den Handschlag, und sagte ruhig: „guten Feierabend!“

„Der kommt, wenn in der Jörgenkirche das Aue läutet, nicht früher,“ antwortete der Fischer. — „Was machst Du aber hier, Winterkorn?“

„Ich will über den See, heim nach Allensbach.“

„Ei, Winterkorn, beim Münster ist die Fähre. Hast Du's vergessen?“

„Mit nichts; hab' nur einen Lustwandel gemacht, nach Blüth' und Frucht gesehen. Im Vorbeigehen wollt' ich Dir guten Tag sagen, und in Deinem Kahn überfahren.“

„Recht gern, Winterkorn. Wir verdienen gern einen Heller von reichen Freunden. Da sind wir an meiner Ruderhütte. Conrad! Cunz! Conrad! wo bist Du?“

„Hier!“ antwortete Conrad, mit griesgrämigem Gesichte aus der Hütte tretend: „Wir warten mit dem Essen auf Euch.“

„Du kannst noch ein wenig länger warten. Nimm Dein Ruder. Führe diesen wackern Mann hinüber.“

Bewundert, doch mit stiller Aufheiterung betrachtete Conrad den gewünschten Schwager, der so freundschaftlich neben dem alten Gebhard stand, und ging dann, sich flink zu rüsten.

Indessen wandelten die Weiden an das Ufer hinab; vergebens hatte Winterkorn nach Gebhards Hütte geblickt. Luitgard war nicht sichtbar geworden.

„Der See blüht dieses Jahr gar stark!“ *) sagte, um etwas zu reden, der Leisetreter von Allensbach.

„Gott schenke dieser Blüthe seinen Segen mit unendlichen Fischzügen!“ erwiderte Gebhard.

*) Abergläubische Lebensart des Volks am Bodensee, zur Zeit, wenn sich an den Uerrändern grünlicher Schlamm von Fischen, oder der vom Winde in See gejagte Same der Bäume und Gräser ansetzt.

„Ach!“ seufzte Winterkorn: „ich wollte, es blüht auch wieder in meinem Hause!“

„Wie so?“

„Seit meine Ameley gestorben, fehlt mir's überall im öden Hofe. — Ich wüßte wohl eine Dirne, die mir die Ameley ersetzte, fügte Winterkorn nach einer langen Pause hinzu.

„Welche?“

„Frage nicht. Der ehrwürdigste Herr Abt wird Dir schon gesagt haben . . . ich sah Dich in die Abtei treten . . .“

„Nun ja, er hat. Was soll ich aber sagen?“

„Nichts sagen, aber hören,“ versetzte Winterkorn lebhaft, und raunte ihm in die Ohren: „Ich bin ein Mann, der mehr hat, als viele seines Gleichen; ein Ehrenmann, und trage das Pfeninglegen — ein Ehrenamt — vom Kloster. Zwei Mark Silber baar, das Recht an der Schifflande von Allensbach, wonach Du schon lange getrachtet — ein nagelneuer Rachen mit Segel, Ruder und einem niegebrauchten Netze — das Alles soll Dein seyn, sobald Du mir das Jawort und Luitgard zur Frau gibst. Bin ich nicht freigebig? Lebt irgendwo ein Eidam, der großmüthiger wäre?“

Der Fischer stuzte in der That bei der Aufzählung des zu hoffenden Lohns. Der sparsame Schlaufkopf von Allensbach war gewöhnlich weder mit Gelde, noch mit Versprechungen leicht bei der Hand. — Dennoch sang nach kurzem Bedenken Gebhard sein altes Lied, und beschied auch den Allensbacher zum Sonntag unter die Linde.

Conrad kam, den Hofbesitzer und Inhaber des Pfeninglehens über den See zu fahren, und Gebhard sagte, nach seinem Hause wandelnd, vor sich hin: „Gottlob, daß der Conrad jetzt mit guter Art für eine Weile auswärts ging. Nun hab ich doch Zeit und Muße, mit den Weibern vernünftig zu reden.“

3.

Am Samstag darauf in der Abendstunde nach der Verkündigung des Segens war in der öden und verlassenen Münsterkirche ein ernsthaftes, aber zärtliches Geflüster. Heinrich von Meidingen, gelehnt an das altergraue Grabmal Karls des Dicken, dessen sterbliche Hülle in dem Boden der heiligen Au niedergesetzt ist, schwatzte traulich mit der vor ihm stehenden Luitgard, die ihm mit aller Andacht zuhörte.

„Wie freut es mich,“ sagte der junge Mönch mit schwermüthiger Empfindung, „daß Du meinem Wunsch Gehör gegeben hast, Du, meine zweite Seele, mein anderes Ich! Das grausame Verbot, das uns seit einigen Tagen trennt, ferner zu beobachten, ging über meine Kräfte. Wohl mir, daß Du ohne Furcht und Zagen mir eine Stunde dieses Tages schenkest! O, Du sollst es nicht bereuen. Dieser ehrwürdige Ort und meine herzinnige Neigung zu Dir bürgten Dir im Voraus für die Unschuld unserer Unterredung. Zürne mir aber nicht um des Geständnisses willen, das endlich meinem Mund entschlüpfte. Kann ich dafür, — nach jahrelangem vertrautem Wandel eines Lehrers mit seiner Schülerin — daß mir die Ermahnungen des Abts, der Groll meines Oheims und der harte Bann, den Dein Vater gegen mich ausgesprochen, die Augen öffneten, und mir klar machten, daß ein zärtlicheres Gefühl, als ich bisher ahnte, in meinem Busen walte? Ja; ich liebe Dich, Du holde reine Magd, mehr als die ganze übrige Welt, mehr als die Pflichten, die mir vom strengen Willen meiner Brüder aufgezwungen wurden. Ich werde nimmer aufhören, Dich zu lieben

und mein Sinnen und Trachten soll nur dahin gehen, zu entdecken, wie ich es anzustellen habe, meine Ketten zu zerbrechen, um für Dich zu leben. Ich wußte schon lange, daß ich für dieses Kleid nicht geschaffen worden bin, und der weise Herr Wörner hat mir's unverholen bekräftigt. Doch ist er selber viel zu ohnmächtig, mir zu helfen. Der Statthalter Christi vermag's allein. Wer würde jedoch meine Bitte bei ihm unterstützen? Welche Zeit würde darüber hingehen? welchen Aufwand an Geld und Geschenken würde meine Lossprechung nicht kosten, und ich bin doch so arm an Geduld und Reichthümern!"

Luitgard erwiderte mit sanfter Betrübniß: „Ihr habt mit einem Wort mein Herz und Leben umgestaltet, Vater Heinrich. Ich war noch so glücklich, da Ihr im Mondenschein den lieblichen Gruß des gelehrten Walafried in meine Kammer lispeltet! Eure Schülerin, Eure Freundin zu seyn — wann hätte ich jemals mehr verlangt? — Heute habt Ihr mein Gemüth in Traurigkeit und Unruhe gestürzt. Sähe ich nicht in Euern frommen hellen Augen dieselbe Heiterkeit, die schon so oft meinen Sinn erquickte, ich würde wännen, Ihr hättet mir von Sünde gesprochen. Ich möchte Euch feindlich meiden können; doch bin ich gebunden wie Ihr. Unser Geheimniß ist dasselbe. Das macht mich leiden; das wird mich in Thränen zerfließen machen. Ihr seyd ein weiser Mann, der mich die Sterne des Himmels und die Pracht der Schöpfung kennen lehrte, und dennoch wißt Ihr keinen Ausweg, keine Hülfe in unserm Leid? Was soll denn ich arme unverständige Dirne beginnen? Meine Seele ist voll Angst. Wenn ich Euch verliere, misse ich meines Lebens Sonne, und muß dennoch mir trostlos bekennen, daß ich, wie Euer Schicksal auch sich wenden möchte, dem Unglück verfallen bleibe. Ihr werdet Freunde finden, die beim heiligen

Vater für Euch reden. Ihr werdet einst — ich wünsche es — die harte Ordensregel wieder vertauschen mit dem ritterlichen Leben. Dann sind wir aber noch strenger getrennt, als sogar jetzt, Vater Heinrich. Würde der edle Herr von Neibingen nicht alsogleich die arme Fischerdirne vergessen? müßte er's nicht?"

„Ich läugne das,“ versetzte Heinrich mit edler Aufwallung: „Was hat die Liebe mit dem Wappenschild zu schaffen? — Und wär' ich vom Gelübde frei — was hätten mir die Verwandten zu gebieten, die mich vom Erbe wiesen? Die Liebe — nicht die wilde, die ich nicht fasse, die aber des Menschen Hirn verwirren soll, wie unsere Bücher sagen, und unsere Lehrer predigen — nein, die fromme, Gott vertrauende Liebe, hat sie nicht überall das Schwerste überwunden, und der Schlange des Hochmuths den Kopf zertreten? — Und hätte ich denn ein Opfer zu bringen? Es lebt keine Fürstin auf der weiten Erde, mit der ich Dich nicht vergleichen möchte. Luitgard, die arme Fischerdirne, ist ein Kleinod wie man's zum zweitenmal nicht findet, in aller Herren Ländern. So wie ich dem Altardienst fremd, so bist auch Du in Deiner Eltern Hütte eine Fremde. Du taugst nicht in den Kreis des kümmerlichen Handlöhnerlebens, bist nicht für den Staub geschaffen, bist ein edler geheiligter Geist, den der Herr von seiner Himmel Höhe gesendet hat, die Niedrigkeit Deiner Eltern zu verherrlichen. Sie ahnen es, die alten Leute, sie bekennen sich's in ihres Herzens Einfalt und Demuth. Sie hegen Dich, wie eine liebe Blume, nicht wie einen Zweig von ihrem Stamme, verdammt wie sie zur Knechtschaft des Leibeigenen, gezwungen wie sie zur täglichen Frohne im Schweiß des Angesichts. Wahrlich: Du bist mehr als eine Tochter edeln Hauses; ein Himmelsgeschöpf bist Du, dem ich alle Kronen der Welt zu Füßen legen

würde, wenn Du dem armen König des Erdenrunds erlauben wolltest, Dich zu verehren."

„O mein Vater, Ihr beschämt mich,“ seufzte das Mädchen erröthend: „Ihr seyd ein Meister des Liedes, ein kunstvoller Sänger, der süße und abenteuerliche Weisen erfindet. Das auf den Wolken schwebende farbige Lied ist aber nicht das rauhe Leben voll Mühe und Trug. Ich fühle das, obschon ein unerfahrenes Kind. Wollet mich nicht eitel machen.“ — Nach einem kurzen Schweigen setzte Luitgard kopfschüttelnd hinzu: „Ich habe mich in einsamen Stunden, allein am Webstuhl oder Spinnrocken sitzend, manchmal auf hoffärtigen Gedanken ertappt. Ja wohl, manch liebesmal hab' ich mir eingebildet, eine Fremde in des Vaters Hause zu seyn. Meine liebevolle zärtliche Mutter sogar stand mir dann nicht näher, als der strenge Vater. Ich vermeinte, nicht in die finstere Stube, unter das niedrige Dach zu gehören, und träumte mit wehmüthigem Entzücken von goldnen Gemächern, die mir beschieden seyen, und woraus ein Unglück mich nur auf kurze Zeit vertrieben. — Einst — Ihr hattet mir just vorher die schöne Geschichte von der wunderbaren Errettung des kleinen Hanns von Bodmann, des einzigen übriggebliebenen Sprößlings seines Hauses, erzählt, den seine Amme aus dem brennenden Schlosse, in einen Kessel verbor-gen, den Berg hinunter schleuderte, an dessen Fuß er wohlbehalten ankam, während die Amme mit allen Gästen des Banketts vom Feuer des Himmels verzehrt wurde — einst träumte ich wachend, wie zuvor gemeldet, und meine Gedanken bauten ein Schloß mit schönen Zinnen und Stuben um mich her in die Höhe, und hüllten mich in kostbare Gewänder. Sie schufen mir auch einen Vater, der, ein stattlicher Mann, mit kastanienbraunem Bart, im Goldharnisch einherging, und eine Mutter, mild und edel blickend, wie die Heilige auf jenem M-

tarbilde; und ich war von beiden der Liebling, und aller Freuden Fülle blühte mir. Da erwachte ich, und auf die Armuth unserer Hütte fiel aus meinen Augen eine Zähre der Bitterkeit; ich stammelte ein Wort des Unmuths, mit meinem Geschick hadernnd. Es war jedoch ein grober Fehler, ich weiß es wohl, daß ich mich besser achtete, als meine biedern Eltern, und da bald darauf beide von ihren Arbeiten nach Hause kamen, die Mutter, die mir in der Stadt ein neues Nieder gekauft hatte, der Vater, der mir aus den Reben die erste reife Traube zum Geschenk brachte, da mußte ich alsobald schwer bereuen und beweinen den Undank, womit ich meiner Eltern Wohlthaten vergolten hatte, noch bevor ich sie empfing.“

„Du bist bereits hienieden eine Selige!“ sprach Neidingen tief bewegt: „Wäre im Himmel ein gerechter Richter, wenn Du nicht glücklich würdest vor allen Deines Geschlechts? Bänden mich auch nicht des Priesters Weihen und Benedikti Regel, — dennoch wäre ich Deiner nicht würdig! Aber, Dir treu zu seyn, kann mir keine Macht verwehren; treu, ob im Gewande des Mönchs, ob in der Tracht eines adelichen Laien. Dieses Gelübde füge ich denen bei, die ich schon abgelegt habe; dieses Gelübde soll bestehen, wenn auch die früheren aufgehoben würden. Ich schwöre es bei dem heiligen Blut, daß die fromme Gräfin Schwanebild diesem Gotteshaus als einen Schirm vor allem Bösen vermacht hat!“

Neidingen eilte zum Altar und legte die Finger auf das Gitter, hinter welchem das Heiligthum — einige Tropfen Bluts, auf ein goldnes Kreuz gesprengt — verwahrt wurde. Hestig erschüttert von Schrecken, aber nicht minder von geheimem Wohlbehagen, da ein feierlicher Schwur wie dieser ihr den ganzen Umfang der Leidenschaften verrieth, die den Geliebten entflammte, stieß Luitgard einen lauten Schrei aus. Die hohen Gewölbe der alten Kirche hallten ihn dreifach nach.

Heinrich blickte besorgt um sich. „Was ist? Störte uns ein Feind an diesem Orte, den wir für den einsamsten hielten?“

„Nicht doch, entgegnete Luitgard, indem sie von ihrer Bestürzung sich erholte: „mein Bruder wacht in der Gegend. Er würde kommen, uns zu warnen, wenn uns Ueberraschung drohte.“

„Unvorsichtige! Du hast ihm gesagt?“ rief Heinrich.

„Warum sollte ich nicht?“ fragte Luitgard voll Unschuld entgegen: „Er ist nicht böse, obgleich rauh und voreilig mit dem Munde. Um von Hause wegzukommen, mußte ich ihn zum Begleiter haben. Die Eltern glauben uns in Niederzell. — Mein aufrichtig Wort hat bei Conrad eine gute Statt gefunden. Er sagte mir seinen Beistand zu, wiewohl unter einer Bedingung.“

„Welche Bedingung?“

Das Mädchen versetzte zögernd: „Daß diese unsere Zusammenkunft die letzte sey.“

„Die letzte?“ rief Heinrich in Verzweiflung: „Du hast es ihm versprochen?“

„Freilich, mein Vater,“ seufzte Luitgard: „Ich fühle, daß wir scheiden müssen. Wir wollen heute Abschied nehmen, und wenn mir darüber das Herz bräche.“

„O mein Gott!“ stammelte der Mönch, und drückte, am Altar niedergebückt, sein weinendes Antlitz auf die Hände, in die staubige und zerrissene Decke des Altars. Luitgard, die sich nicht getraute, ihm näher zu kommen, sank in der Kapelle des heiligen Erasmus auf die Kniee, und betete inbrünstig, daß der Himmel das Herz ihres Freundes erleuchten und beruhigen möge. — —

Während sich alles dieses in dem Innern des Münsters begab, saß an der Seitenpforte desselben, durch welche Neidinger seine Schülerin eingelassen hatte, deren Bruder Conrad auf einem umgestürzten Postament, versteckt hinter einem gewaltigen Nesselbusch und rechnete an

den Fingern her, was ihm auf der Ueberfahrt nach Allensbach der Lehnsmann Winterkorn versprochen hatte, wenn er ihm zu Luitgardens Besitz helfen wolle.

„Ich mag rechnen und grübeln, so viel ich kann,“ sagte der Schiffer schmunzelnd zu sich selber, „es kommt immer auf eines heraus. Entweder thu' ich dem Allensbacher den Gefallen, und werde ein ansehnlicher Mann mit Geld und Feld, oder ich rühre mich nicht, und bekomme auch nichts. Der Vater will zwar der Luitgard den freien Willen lassen; aber ich weiß auch, daß er gegen ein paar Mark Silbers nicht unempfindlich ist, und warum sollte ich diese Mark nicht eben so gut gewinnen dürfen, als es vielleicht dem Vater gefällig wäre? Dthmars Sybille würde mich noch einmal so lieb haben, und die Luitgard käme um so geschwinder aus dem Hause. Ich will also dem Allensbacher beistehen. Ist's meine Schuld, daß er in die Schwester verliebt ist? Warum wirft er sein vieles Geld für die Dirne weg? Ich thäte es nicht, aber seine Verschwendung ist mir genehm.“ Er schlich zur Thüre der Kirche, guckte durch eine klaffende Ritze hinein, und lächelte, indem er in seinen Gedanken sagte: „Da stehen sie noch auf dem alten Fleck, die unschuldigen Liebesleute. Man könnte drei Schritte von einem zur andern messen. Die Unterhaltung mag langweilig sehn. Um so leichter jedoch mein Dienst. Ich mußte Luitgard's Vertrauen erwerben, darum bot ich meine Hand. Zudem ist's das Erste- und zugleich das Letztemal. Luitgard hält ihr Wort; das ist mir bekannt. Besser wär's freilich für den guten Winterkorn, wenn der Sache heute plötzlich mit einigem Lärm ein Ende gemacht würde. Das verleidete den Nebenbuhlern schon von selber die Heirath. Aber ich darf nicht selbst den Angeber machen, sonst ist's um Luitgardens Zutrauen geschehen.“

Sinnend und distelnd war er an den Thorweg, der

Belaginskirche gegenüber, gewandelt, und starrte gedankenvoll in den Graben zu seinen Füßen. Da kam eilig über die Brücke herein der dicke Gauchlin von Niederzell.

„Sieh, sieh, wohin so roth von Hitze und Abend-schein?“ fragte Conrad aufschauend den Gauchlin, der sich ihm näherte. — „Was thust Du hier, Conrad?“ fragte Gauchlin entgegen. — „Ich suche wohlriechende Kräuter für die Mutter,“ antwortete Conrad; „in diesem Graben vor uns wächst die Münze frisch und duftig.“

„Meinetwegen. Ich will eiligst zum Spitalherrn, daß er mir das Münster öffnen lasse.“

„Warum?“

„Ich weiß nicht, ob ich Dir's sagen soll; doch will ich's thun, weil ich darauf rechne, Dein Schwager zu werden.“

„Wenn ich dazu helfen kann...?“

„Davon später. Weißt Du, Welch ein Fest morgen gefeiert wird?“

„Freilich, das Schutzengelfest.“

„Richtig. Und wieder über eine Woche haben wir das Hausherrenfest*) zu Ratolszell; nicht wahr? — Nun: der heutige Sonnabend und der über eine Woche sind ganz besonders zu beachten. Was man an diesen beiden Abenden vor Mitternacht in einer alten ehrwürdigen Kirche träumt, das trifft zu, und bedeutet mehrentheils ein unerbhofftes Glück. Nun sehe ich schon seit einigen Nächten im Schlaf ein Gesicht von brennenden Häusern und sprühenden Dachsparren, welches viel Geld, einen Schatz etwa bedeutet. Daher will ich heute ein paar Stunden in dem Münster schlummern, und träumen, um der Sache auf den Grund zu kommen.“

„Thut das, Gauchlin. Ihr seyd zum Glück geboren.“

*) Fest der heiligen Theopontus, Sinesius und Zeno, deren Gebeine in Ratolszell verehrt werden.

Wollte Gott, mein Vater wär's auch. Man redet zwar von allerlei Gut, was er besitzen solle, aber es ist kein wahres Wort daran. Ein Glück daher, wenn die vornehmthuerische Luitgard einen reichen Mann bekömmt. Wir alle können einen solchen Verwandten brauchen, und ich danke Gott, daß er Eure Augen auf die Dirne gelenkt hat."

Conrad stellte sich, als bemerkte er nicht das lange Gesicht, das Gauchlin bei diesen Worten zog, und fuhr geläufig fort: „Mein Vater hat mir heute erst unsere leeren Truhen gezeigt, und mir gesagt: Sunz, Du siehst, daß eben Nichts da ist. Ich mußte Dir's gestehen, weil Du Dich verhehlen willst. Mein einziger Reichthum ist meine Ehrlichkeit und meiner Kinder unbescholtner Wandel; meine einzige Hoffnung aber bleibt für alle Zukunft der wackre Gauchlin, dem ich doch vor allen Andern die Luitgard geben will. Sein Haus wird einst meines Alters Ruhestatt und ein Wittwenort für Deine Mutter seyn; Du, mein Sohn, getröste Dich nicht minder der freigebigsten Hülfe Deines Schwagers, so oft Du ihrer auch bedürfen wirst, Du armer Schelm . . ."

„Leb wohl!“ pläzte Gauchlin, der sich nicht mehr halten konnte, heraus: „Ich habe keine Zeit zu verlieren, wenn ich den Spitalherrn noch außer dem Bette finden will.“

„Geht in's Himmels Namen denn, lieber Schwager. Träumt gut und findet einen Schatz. Ihr findet ihn auch für uns!“

„Verzweifeltes Bettelvolk! stehen die Gäule so?“ murmelte Gauchlin davoneilend in den Bari: „das fehlte noch, daß ich die ganze Rotte heirathen müßte!“ Er verschwand in Summerkals Haus. Conrad lachte in's Fäustchen. — „Mit einem Pfeil ein doppelt Ziel getroffen!“ jubelte er für sich: „Gauchlin ist abgeschreckt, und das Pärlein wird in der Kirche überrascht werden. Freilich mangelt der Vater bei der Ueberraschung, und er sollte doch dabei

sehn, um die Luitgart vor dem groben Spitalherrn zu schützen.“

Ein Gesicht, noch röther, als Gauchlins, stieg aus dem Kellergewölbe unter der Pfalz hervor, und heurlaubte sich geräuschvoll von dem Kellermeister. Dann wendete sich Salomo, der Weinkoster, stracks gegen Conrad, der in einiger Verlegenheit wieder nach seinem Nesselbüschen wandelte. „He, Gunz, Gunz! was da? wohin?“ rief der Maier von St. Adalbert. —

„Schreit nicht so laut!“ ermahnte Conrad den Nachkommenden: „Ihr stört die Dohlen, die schon auf dem Thurme schlafen.“

„Was Dohlen, was Krähen, was Raben! Schlaf, schlaf, schwarzes Gefindel. Jezo ist die Stunde, da meine Unterthanen erwachen. — Hörst Du sie? wie sie orgeln, wie sie gurgeln!“ — Im nahen Teiche quackten die Frösche unbarmherzig.

„Nun, so geht, und macht sie schweigen, Meister Salomo.“

„Nicht doch; das wäre freilich Lehenspflicht; aber der gnädige Herr hat mich nicht aufgeboden. Die armen Schelme haben seit manchem Jahre schon gesungen, so viel ihnen beliebt. Einige sagen, der Gesang bedeute schönes Wetter: Andere wollen sagen, er prophezeihe Landregen. Ich bin noch nicht klug daraus geworden, aber ich weiß, daß jezso der Abend da ist, und mich schläfert.“

„So legt Euch auf beide Ohren, wenn möglich.“

Salomo fuhr dummlachend mit den Fingern an seinen Spitzohren in die Höhe, und schüttelte den Kopf. „Auf beiden Ohren zugleich läßt sich nicht schlafen,“ sagte er: „ich liege immer auf der linken Seite. Komm, laß' uns heingehen. Wen erwartest Du unter diesen Steinen und Brennesseln? O Gunz, Du Kauz! ein Mägdlein? süße Goldschatz?“

„O pffiger Salomo! Mir ist nicht minniglich zu Sinne. Ich hab' viel Herzeleid. Ach, liebster Schwager in Hoffnung, wenn mein Vater wüßte...!“

„Der alte Gebhard kann alsobald wissen, was er wissen soll, mein guter Gunz. Er sitzt dort vorne an den Linden und erwartet Dich von Niederzell. Aber da bemerke ich eben, daß Du allein bist. Wo ist Luitgard? Sie sollte mit Dir kommen, sagte Dein Vater. Ich freute mich, sie wiederzusehen, und hab' in der Freude meiner Seele einen Schluck aus dem Spitalkeller genommen. Der Kellner plagte mich so sehr. Wo ist denn aber nur mein herzig Dirnelein?“

„Ach, Salomo, ich darf's nicht sagen.“

„Du darfst nicht? Boß Markus! Du darfst nicht? Das klingt verdächtig. Rede, Schwägerlein.“

„Ich habe Luitgard verloren; sie ist mir abhanden gekommen. Sie ist...“

„Doch nicht ertrunken im See? doch nicht verirrt auf diesem Eiland? Mach' mir nichts weiß, liebster Gunz.“

„Ich mag nicht sagen, was ich weiß, und dennoch sollte ich's.“

Luitgardens Angstschrei erklang unter den Gewölben der Kirche. Conrad und Salomo stuzten. Der Letztere deutete fragend nach der Münsterpforte.

Nachdem sich Conrad, dort lauschend, vergewissert hatte, daß wieder Alles in der Kirche ruhig geworden, und daß seine Schwester knieend vor der Kapelle des heiligen Erasmus betete, flüsterte er seinem neugierigen Nachbar zu: „Eine Maus hat die Unvorsichtigen, die Unbesonnenen, die Liebesüchtigen erschreckt.“

„Um Gottes Willen, wen?“

„Den Neidigen und die Luitgard.“

„Ah! sind diese beisammen? wo? in der Kirche? was machen sie da?“

„Sie treiben süßes Rosen, armer Salomo. Ich habe

ſie belauſcht, da ſie in die Kirche ſchlichen. O, wenn mein Vater wüßte, daß . . .“

„Wer hätte das gedacht, Conrad? Ach, welch' ein Wandel! Warum fuhrſt Du nicht dazwiſchen, wie ein Blitz?“

„Ich wag' es nicht. Die Dirne glaubt, ich wolle ihr übel. Daher ſah ich bis jezo unentſchloſſen, müßiger als ich geſollt, dem Handel zu.“

„Ach, die thörichte Jungfrau! ſollte ich nicht etwa, als ihr Bräutigam . . .?“ Salomo ſagte dieſes mit ſchlechtverhehlter Furchtſamkeit. —

„Um Alles in der Welt nicht! Sie würden Euch verhöhnen! — Ja, wenn der Vater da wäre . . .! aber ich . . .? um keinen Preis wollt' ich der Angeber ſeyn. Die Schweſter würde mich haſſen ihr Lebelang.“

„Aber — zum Donner . . . wir können doch nicht die Augen zumachen bei ſolchem Aergerniß. Wie, wenn ich Deinen Vater riefe . . .?“

„Thut, was Ihr wollt, nur laßt mich aus dem Spiele. Ich würde Euch feind in Ewigkeit, und Ihr dürftet nicht hoffen, an mir eine Hülfe bei Eurer Werbung zu finden.“

„Hältſt Du mich denn für dumm? Laß' mich machen. Ich werd' im Augenblick mit dem Alten da ſeyn. Du meine himmlische Güte! das zu erleben! Meine Braut . . . ich darf nicht leiden, daß ſie mein altes Geſchlecht in Schande bringe.“

„Ihr ſollt's auch nicht; nur ſchweigt von mir, und ſchont vor Allem Eure Braut, daß Euch die Leute nicht auſlachen.“

„Geduld, Geduld! ich bin klug, ich bin weiſe; kein Andern nimmt's mit mir an Verſtand auf!“ — Mit dieſen Worten lief Salomo wie ein Wiefel den Linden zu. — Conrad, der ſich wohlgefällig die Hände gerieben, verbarg ſich.

Nach einer ganz kurzen Zeit traten von verschiedenen Seiten der Spittelherr und Gauchlin, Salomo und Gebhard in das Münster, und fanden, die Einen, was sie nicht suchten, die Andern, woran sie noch gezweifelt hatten: Meidingen, der, in Thränen schwimmend, den Altar umklammerte, Luitgard, die eifrig Betende. — Die Unschuld ihres Zusammensehns entwaffnete anfänglich den Zorn des Oheims und des Vaters, aber dennoch erhob sich bald ein Lärm voll babylonischer Verwirrung, und das Ende des Abenteuers war, daß der Spittelherr mit eigener Hand den Meffen in den Kerker der widerspenstigen Priester, der Fischer aber seine Tochter mit grimmigen Drohungen nach seiner Hütte führte. — Conrad schlich sich auf Umwegen heim. Gauchlin sagte achselzuckend: „Ich will Hab und Gut verlieren, wenn ich jemals diese lose und bettelarme Magd heimführe.“ — Salomo aber sprach, von seiner Weinlaune genesen, und seiner alten Liebe Raum gebend: „Ich nehme sie doch. Aber der Meidingen muß eingemauert werden und Hungers sterben, zum warnenden Beispiel für alle Zukunft. Der Maier Salomo kann schon vom gnädigen Herrn der Reichenau ein solches Beispiel fordern. Ich bin ein Lehnsman, wie ein anderer, und mein Stamm ist älter, als das Haus der Meidingen!“

4.

Am nächsten Morgen hatte der gute Abt von der Reichenau sein finstres Herrengesicht vorgenommen. Er saß mit gefalteter Stirne in seinem Stuhle, und kanzelte den vor ihm stehenden Gebhard im Marner waidlich ab. — „Der verwünschte Handel muß ein Ende nehmen,“ sagte er streng; „mir sausen die Ohren von der Weibergeschichte. Aehnliches ist auf der Au noch nicht erhört worden. Der Spitalherr droht mich beim Pabst zu verklagen, wenn ich nicht zum Rechten sehe. Deine Dirne, Alter, hat, wie Herr Summerkalb behauptet, den jungen Meidingen zauberisch berückt. — Ein Priester, und solches Uergerniß! eine Jungfrau von rechtschaffenen Eltern, und solche Zuchtlosigkeit! Was hattest Du mir versprochen, Gebhard? Eine feine Obhut, die Du eingeführt hast! Max' ein Ende, sage ich Dir, befehle ich Dir.“

„Wie soll ich's anfangen?“ fragte Gebhard gelassen: „ein flüchtig Mägdlein ist schwerer zu bewahren, als das Feuer. Gebt mir einen Rath, gnädiger Herr.“

„Verehliche das lose Fräulein; es ist das beste Mittel.“

„Luitgard sträubt sich gegen die Freier, die um sie geworben.“

„Das glaub' ich; so lang der Heinrich ihr im Kopfe steckt, wird sie einen Landmann immer über die Achsel ansehen. Du hast sie schlecht erzogen. Gib sie dem Winterkorn, der schon einmal mit einem Weibe fertig geworden ist. Schiebe den See zwischen sie und den Meidingen, damit ich diesen nicht in Ewigkeit unterm Kiegel halten muß. Er darf wahrlich nicht eher an's Tageslicht, als bis der Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt ist.“

„So wird der lockere Herr wohl lange schmachten müssen. Ich will die Luitgard keinem von den bewußten Freiern geben. Sie ist zu gut für einen Bauer, gnädiger Herr . . .“

„Nun, bei Gott! das ist arg gesprochen von einem Fischer, der von seiner Hände Arbeit lebt! Weißt Du, daß nach dem gestrigen Vorfall Deine Tochter sich noch glücklich achten müßte, wenn nur der dumme Salomo sie zur Hausfrau nehme?“

„Es ist nichts geschehen, was der Jungfrau an ihrem Werthe etwas raubte. Sie hat mit kindlicher Offenherzigkeit Alles erzählt, ich darf ihr glauben. Ich bin ein rauher, aber gerechter Mann. Sie ist strafwürdig, weil sie ungehorsam gewesen, aber sie ist rein geblieben, wie eine Perle; ich schwör's bei meinem Haupte.“

„Du bist ein wunderlicher Narrenkopf. Demungeachtet wirst Du Deine Tochter dem Winterkorn geben, und damit gut.“

„Haltet Eure Mönche in Clausur und Bucht, gnädiger Herr. Die Müh' ist nicht groß, es sind ihrer wenige. Erlaubt mir jedoch, in meinem Hause Meister zu sehn.“

„Grober Gesell! Du wagst zu widersprechen, Dein Maul zu brauchen? Ich will, daß Du mir gehorchest ein für allemal.“

Den Fischer überließ der Aerger, wie eine Gänsehaut. Entschlossen und feck antwortete er: „Haltet zu Gnaden, Hochwürdigster, aber ich bin in meinen vier Pfählen der Meister.“

Nun erhob sich der Abt, den der Widerstand des gemeinen Mannes um so bitterer kränkte, als seine eigne Herrenmacht, von Armuth untergraben, auf schwachen Füßen stand. „Ein Wort noch, wie das vorige,“ rief er, „und Du wanderst in den Thurm sammt Deiner Tochter, die ich als Hexe behandeln will! Wahrlich: ich bin ein

guter Herr, nur allzugut, wie Gott und den Menschen leider genugsam bekannt geworden; aber Deinen Trotz laß' ich mir nicht gefallen. Gedenkst Du nicht Deines Standes, toller Greis? Hättest Du Lust, die alten Schwänke aufzuwärmen, die Dich von Costniz in's Elend gejagt haben? Wo wärst Du jetzt, wenn Du nicht unterm milden Stabe der Herren von Reichenau eine Zuflucht gefunden hättest? Warum vergiffest Du also die Bedingungen, unter welchen Du hier aufgenommen wurdest? Du bist ein Höriger, ein eigner Mann des Gotteshauses geworden, und das Stift ist Deiner Habe, Deiner Kinder, Deines Leibs und Lebens Oberherr. Vermeinst Du etwa, frei zu seyn, weil die Bande der Hörigkeit in schlechter Zeiten Lauf schlaffer wurden? Mit nichten. Du hast mich vor wenigen Tagen gebeten, Deinem Sohne die Heirathserlaubnis zu verweigern. Du weißt also recht gut, wie weit unsere Befugniß geht. Heute befehle ich Dir! zum letztenmal, mit allem Ernst und Nachdruck gebiete ich Dir, Deine Tochter dem Winterkorn zur Ehe zu geben, und Du wirst gehorchen, oder es ist Dein Unglück und der Deinigen Verderben."

Als nun der Abt, erschüttert von dem ungewohnten Aerger, der seiner milden Natur widerstrebte, wieder seinen Sessel bestieg, um auszuruhen, entgegnete ihm der Fischer mit bewundernswerther Fassung: „Ihr seyd von Euern Unterthanen wie ein Vater geliebt, und ich bin nicht der letzte, Euch meine Unterwürfigkeit und Verehrung zu bezeigen. Darum hab' ich, dessen Tugend die Geduld eben nicht ist, mich bezwungen, Euch bis an's Ende ruhig zuzuhören. Ich hätte nicht geglaubt, so harte Vorwürfe erdulden zu müssen; ich hatte auf Eure Menschlichkeit und Weisheit gerechnet; Euerm edeln Herzen vertrauend, hatte ich gehofft, daß Ihr die ersten unveräußerlichen Rechte eines Menschen ehren würdet, selbst wenn ein Knecht sie anriefe. Doch sehe ich jetzt, daß ich zum Letzten schreiten,

und den Mund aufthun muß, von einer Begebenheit, die ich nie mehr zu berühren dachte, abermals — hoffentlich nicht so ganz fruchtlos, wie das erstemal — zu sprechen.“

Der feierliche Ton, worin der Fischer verfallen war, machte den Abt aufmerksam. „Nun, nun,“ sagte er gutmüthig und gefällig: „fürchte Dich nicht. Ich bin nicht Dein Feind; sprich ohne Rückhalt, ich will hören.“

Worauf der alte Gebhard: „Was meine Pflichten und Eure Rechte sind, weiß ich gar wohl. Ich habe einst meinen Kopf mit dem Verlust meiner Bürgerfreiheit gerettet. Ich habe mein Weib aus derselben Freiheit in die Hörigkeit gezogen. Wir sind euch, ihr Herren vom Gotteshause, unterthan. Euer ist, was wir besitzen, unser Tagwerk, unser Leben. Aber, wenn ich mit Haut und Haar Euerm Tving unterliege, wenn mein Weib auf Euern Höfen frohnen, wenn mein Sohn auf Euern Wink hingehen muß, sich als Waffenknecht für Euch todt schlagen zu lassen, so habt Ihr doch auf Luitgard kein Recht.“

„Du bist ein Schwärmer mit deinen hochtrabenden Redensarten,“ lächelte der Abt: „Du nimmst, ein ächter Costnizer, die Backen ungemessen voll, und schilderst Uns, der wir die Sanftmuth selber sind, als einen grausamen Lehensherrn. Du weißt indessen, daß ich meiner armen Leute Habe und Leben schirme, wie ein Vater an seinen Kinder thut. — Wie wolltest Du jedoch beweisen, daß Deine Luitgard meiner Botmäßigkeit entzogen wäre?“

„Erlaubt, daß ich meinem gnädigen Herrn eine kurze Geschichte aus vergangener Zeit erzähle, entgegnete der Fischer bescheidenlich, und der Abt versetzte freundlich: „Warum nicht, mein Sohn? Du stehst im Ruf, gute Historien zu erzählen, und bis zu meiner schmalen Mahlzeit hab' ich noch eine Stunde Zeit, obschon mein guter Kost=

geber, der Priester Fridolin, mir anempfohlen, pünktlich zu sehn, damit die Sonntagskrapfen nicht verderben. Rede also, alter wunderlicher Fabelhanns."

"Ich bin unter'm Regiment des wohlseligen Abts Eberhard auf die Au gekommen," begann der Fischer. „Gott wolle dem genannten Herrn, der einer von Brandiß war, gnädig sehn; er hat's vonnöthen. Zur selben Zeit war Probst in der Au ein anderer von Brandiß, Herr Mangold, ein Vetter zum Abt. Der hatte einen Bruder, genannt Wölfl, der zu Marpach im Schlosse mit seinem Haushalt saß, und Verwandte in Menge: Herrn Türing und Koller von Brandiß, die dazumal auf der Au ihre Höfe hatten, die von Klingen, die seitdem verdarben; und sogar der Bischof zu Costenz war ein Brandiß, und Herrn Mangolds Gesippter."

"Ganz recht, Gebhard, sein Oheim vielmehr, der Bischof Heinrich," bestätigte der Abt, der sich plötzlich in seine Jugendzeit zurückversetzt sah: „Ich war zu Anfang der Regierung des Abts Eberhard in das Kloster gekommen, ein junger Knab von siebzehn Jahren; aber dennoch schon viel ansehnlicher an Leibesgestalt, als der Abt selber, den man nur den Kurzen hieß. Er hatte einen kleinen Höcker, den er nicht genugsam verbergen konnte, und eine schnarrende Stimme. Doch steckte in dem Kindergebein ein männlicher unstäter Geist."

„Leider Gottes, gnädiger Herr. Eure Weisheit fehlte ihm. Das bewies unter Andern die Freude, womit er an den Neckereien und Trughändeln Antheil nahm, die der Probst, sein Vetter, und die Andern von Brandiß und Klingen mit den Kostnizern hatten. „Leidet nicht," sagte er oft zu ihnen, „daß die Spießbürger euer Recht beeinträchtigen, eure Hasen hegen, in euern Gewässern fischen und so weiter. Weh' ihnen, wenn sie eure Strafen übel vermerkten! ich wäre bei der Hand, Euch zu schützen, sie zu Paaren zu treiben." — So sprach er

und die Herren wurden von Tag zu Tag übermüthiger. Ihr wißt ja selber, gnädigster Abt, wie's damals herging — es sind kaum zwanzig Jahre verflossen.“

„Ja wohl!“ seufzte der Abt: „Zum letzten Unglück der Au wurde dazumal der Grund gelegt. Ueberschlagt das Kapitel, alter Grämmer. Mir blutet bei der Erinnerung das Herz. Ich sitze heute nackt und bloß, weil dazumal der Vorgänger Hochmuth bis zum Himmel wuchs.“

„Ich gehe geschwind darüber weg, Hochwürdigster,“ fuhr der Fischer fort: „Die Petershauser Leute also hatten einst in des Probsts Wasser ihre Neze gehängt. Er bekam davon Wind, und fuhr mit den Seinen an das Eichhorn, wo sie einen armen Sünder auf der That erwischten, und demselben die Augen austachen. Da fielen die von Constanz in die Au, und brannten die Höfe des Koller von Brandiß und des Klingen nieder. Ich verlor dabei die Erndte meines dritten Jahrs, ein böser Einstand. — Nicht lange verzog es sich, und Herr Mangold machte mit seinen Bettern einen Zug zur Nachtzeit über den See, und fing im Paradies*) fünf arme Fischer aus den Betten. Der geistliche Vater — o der Schande, es zu erzählen — drückte mit seinen eigenen geweihten Fingern den Unglücklichen die Augen aus, und schickte sie in diesem Zustande nach Costniz hinein. — In der Stadt loderte die Flamme des Zorns unaufhaltsam empor; die gereizten Bürger, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, fielen abermals unversehens in die Au, und zerbrachen die Burg Schopflen und manchen Hof der Abtei, weil sie erfahren hatten, daß der Abt dem frevlerischen Probst zur Seite stand. — Sie wurden endlich zurückgeschlagen, die Rächer, und kehrten heim. Die Narbe auf meiner Stirne rührt vom Schlage

*) Eine Vorstadt von Constanz, offen und ländlich gelegen, von Gärtnern und Fischern bewohnt.

einer Mordart her, die mir im Handgemeng ein ehemaliger Mitbürger an's Haupt geschleudert. Ich habe dazumal mein erstes Blut für die neue Heimath geopfert." —

„Wehe denen, die solche Blutschuld auf der Seele tragen!“ seufzte wieder der Abt, und stützte traurig den Kopf in seine Hand.

Die Lebendigkeit seiner Schilderung steigend, fuhr Gebhard in seiner Erzählung weiter fort: „Die Edelleute, so eilig, wenn es galt, grausam zu strafen, ergrimmten ob der Kühnheit der Bürger, die gewagt hatten, sich zur Wehre zu setzen. Mit voller Macht verlegten sie die Straßen, die zur Stadt führten. Kein Bürger durfte sich endlich unterfangen, unbewaffnet und ohne Lebensgefahr aus den Thoren zu gehen. So kam die Fastnacht heran, und ein Zug von jungen Männern aus den vornehmsten Geschlechtern der Stadt bereitete sich, gen Zürich zum Schmauß und Karvenspiel zu reiten. Abt Eberhard erfuhr's, und sendete flugs des Probstens Bruder Wölfler mit überlegener reisiger Macht, den Costnizern unfern von Wasserdorf im Zürichgau den Weg zu verstellen. Es kam zu einem blutigen Gefecht und Rennen, worinnen zwar mehrere von Konstanz fielen; aber die Wegelagerer mußten mit größerem Verlust die Flucht ergreifen, und ließen unter den Todten auch ihren Anführer Wölfler von Brandiß auf dem Felde. Die Bestürzung der Verwandten und Verbündeten des Gefallenen war groß; am größten die Verzweiflung seines jungen Weibes, das just mit einem Kindlein, dem ersten, ging. — Die Frau sollte indessen des Elends noch viel mehr erleben, bevor sie zur frühen Grube fuhr. Die flegreichen Konstanzer rüsteten sich, alle Besitzungen der Brandiß und ihrer Freunde mit Feuer und Schwerdt zu verheeren, und namentlich hatten sie's auf Marpach abgesehen, wo der verblichene Wölfler gewohnt hatte, und wo noch seine Ehefrau hauste. — Diese letztere, von reisigem Volk schier verlassen, bat den Abt und den

Probst in der Au beweglich um Hülfe und Zuzug. Die geistlichen Verwandten hätten's um der Frau willen nicht gethan, denn sie haßten sie, wie bald zu merken, weil sie etwas niedrigeren Standes gewesen; aber um das Schloß zu behaupten, sendeten sie mehrere Knechte, Hörige der Au, die gerade aus ihren Hütten genommen worden, über den See als Hülfe gen Marpach. Ich war unter diesen Knechten, und meine Edeltraut folgte mir, trotz des Verbots, mit unserm Buben, der kaum ein Jahr alt war. Gott segne noch im Grabe unsern wackern Hauptmann Hans Eitel, der um der seltenen Liebe willen, die mein Weib gegen mich zeigte, ein Auge zudrückte, und selbst in der strengsten Noth die Mutter sammt dem Kinde keinen Mangel leiden ließ."

"Die Erde sey ihm leicht!" schaltete der Abt ein: „er war ein fürchterlicher Kriegsmann, aber ein Mensch von fühlendem Herzen."

"So lagen wir also einunddreißig Tage — von einem Neumond zum andern — in der Weste, und hatten faule Zeit, da sich der Feind vor unsern Thoren gar nicht spüren ließ. Das machte: er hatte anderswo zu thun, und namentlich auf dem See, wo's blutig herging, indem eines Tags die Brandiß das Marktschiff der Konstanzer zwischen Neuenburg und Stein mit gewaffneter Hand angriffen, wegnahmen, plünderten, und darinnen niedermehelten, was ein menschlich Gesicht hatte. Dann ließen sie das Schiff mit seinen Todten und Verwundeten dahinschwimmen. An selbigem Morgen genas die edle Frau Wölfle von Brandiß eines Mägdeleins. Ein Sohn wäre ihr lieber gewesen, aber Gott schickte es nicht anders, und das Kind war schön über die Maßen. Wir alle durften es sehen, benedeyen, bei seiner Taufe seyn, und erhielten dafür einen ehrbaren Trunk. — Die Schläge folgten bald darauf; denn ehe wir nur Wind davon hatten, was sahen wir eines Abends im hellen Sonnenschein? Alles voll von

Segeln auf dem Untersee, und über den Segeln hoch das Costnizer Banner. Ich winkte ihm freudig zu, obschon es mir gerade feindlich war. Ich wünschte ihm Heil und Segen. Ich Thor! — In der Nacht darauf brannten lichterloh Häuser und Höfe in der Reichenau, und an uns kam's bald darnach. — Die Städter brannten die Beste, die nur wenige Streiter zählte, obschon des Volks genug, indem die Bauern aus der Nachbarschaft mit Kind und Weib, mit Hab und Vieh dahingeflüchtet waren. Auch der feste Thurm zu Steckborn lag voll von diesen unnützen Leuten, die alles aufzehren halfen, ohne zur Vertheidigung beizutragen. Daher brach binnen wenigen Tagen fühlbarer Mangel unter uns aus, zumal da die Costnizer Feuer in unsere Pfisterei geworfen hatten, daß sie bis auf den Grund niederbrannte. Ach, welche Noth unter den Weibern, Kindern und Greisen! welche traurige Zukunft für uns Uebrige, da der Feind täglich mehr Boden gewann, und unverbolen drohte, uns Alle über die Klinge springen zu lassen! Der Mangel wurde inzwischen größer. Das Kindlein der Frau von Brandiß konnte nur mit Mühe genährt werden. Die Mutter lag im Fieber, und wüthete manchmal, als ob sie ganz thöricht wäre. — Von einer Hülfe von außen war keine Sprache mehr. Die Brandißchen wurden geklopft, wo sie sich nur sehen ließen. Endlich kam das Wetter bei uns zum Durchbruch. Die Belagerer erstiegen in der Nacht die Beste. Durch ein Wunder entkam ich der Mezelei auf der Wallmauer, und lief nach meines Weibs Kammer. Siehe, da loberten schon der Stall und die Hütten, die hinter ihm an den Zwinger gelehnt waren. Es war ein Feuersee, und am Rande desselben lief die Frau von Brandiß wie ein Gespenst umher, ihr Kind auf dem Arme, baarsuß, wie sie dem Bett entsprungen war. Sie schrie, sie jammerte, und geberdete sich wie eine Rasende. „Nein, Du armer Wurm!“ rief sie, „Du sollst nicht des Feindes werden. Komm, mit mir in's

Fegfeuer zu springen!" — Sie setzte zum Sprung in die Flammen an, da riß ich sie zurück, und entwand ihr das Kindlein, dessen Windeln schon mit Blutstropfen besprengt zu seyn schienen. Die Frau wehrte sich entseztlich, dennoch mußte sie das Kind lassen; aber ehe ich es verhüten konnte, hatte sie sich selber und allein in den Pfuhl geworfen, worein sie, ohne einen Schrei von sich zu geben, versank. — Ich war so bestürzt und verwirrt, daß ich nicht mehr weiß, wie ich mein Weib und meinen Buben gefunden und wie sich's geschickt, daß die Edeltraut und ich sammt den Kindern aus der brennenden Veste entronnen sind. Genug: Wir flohen in's Gebürg, und ich durfte mir Glück wünschen. Wäre ich gefangen worden, so hätte ich das Leben mit den Andern lassen müssen, die zu Konstanz vor dem Kreuzlinger Thor auf dem Mordstein gerichtet wurden, zur Vergeltung des Todtschlags, verübt an den Marktschiffen und ihren Knechten. — Es war ferner ein Glück, daß die schöne Jahreszeit sich eingefunden, denn wir waren gezwungen, viele Wonden hindurch in Wald und Schlucht zu leben, da wir nicht über den See heim konnten, indem die Fehde grimmig fortwüthete, und die Ufer von den Städtern inne gehalten wurden. Diese gingen nun auf ihren Bischof los, und erst nach vielem Morden und Brennen stifteten Grafen und Herren des Landes als Vermittler den Frieden, in dessen Gefolge wir auf die Au zurückkehrten. Um das unnütze Geschwäg zu vermeiden und der Neugier einen Maulkorb anzulegen, gaben wir des Herrn Wölfler Töchterlein für unsere Tochter Luitgard aus, die meine Traute in der Waldeinsamkeit geboren haben sollte. — Ach, das Kind war so herzig! ich hätt' es nicht gern von mir gegeben. Ich hatte eine Geiß gestohlen, um es im Walde aufzuziehen, und die Traute liebte es nicht weniger, als ich. Schön und gesund wie ein frisches Ei war das kleine Wesen, und reich war es auch, denn, was ich, da ich das Kind der Mutter

raubte, für Blutstropfen auf den Bindeln gehalten, war ein ziemlich schweres Geschmeid von rothen Steinen gewesen, das die Edelfrau wohl in der Verwirrung und Thorheit der Tochter als eine Todeszier umgehängt hatte. Dennoch wollte ich ehrlich handeln gegen das Kind, und die Hand von fremdem Gute rein halten. Darum ging ich, so wie nur einigermaßen Ruhe geworden, zum Probst Mangold, und erzählte ihm von dem Kinde und seiner Rettung, empfahl ihm Luitgard als seine junge Nichte, und verlangte für meinen Dienst nur die Freilassung von der Hörigkeit. Der Probst wurde ganz verlegen, und trug mir auf, reinen Mund zu halten; er wolle zunächst mit dem Abt reden und überlegen, was in der Sache zu thun sey, denn Wölfle's Erbe sey schon vertheilt, und niemand zweifle an dem Tode der Gattin und des Kindes dieses Wölfle. Die Entdeckung würde Verdruß geben, wenn sie nicht behutsam und unter des Abts Bürgschaft in die Welt gebracht würde. — Ich ging, und merkte schon, wo es hinaus wollte. Nicht lange darauf wurde ich vor den Abt beschieden. Der spielte den Ungläubigen, und der Probst, der bei ihm stand, zeigte keine Verlegenheit mehr, sondern er war grob nach seiner Gewohnheit. — Nachdem Herr Eberhard mich wieder hin und her gefragt, sagte er trübseliglich: „Ich glaube Dir nicht; womit willst Du beweisen, was Du vorbringst?“ — Ich sprach von dem köstlichen Geschmeide. „Wo hast Du das Geschmeide?“ fragte wieder der Abt. Ich trug's bei mir, und gab's ihm hin. Er und der Probst untersuchten es genau, und schmunzelten dabei. Endlich steckte es, nachdem sie geflüstert, der Probst ein, und begann zu mir: „Du hast das Halsband gestohlen, und gehörst an den Galgen.“ Ich fuhr auf, wollte mich vertheidigen; da fiel mir der Abt eben so heftig in's Wort, indem er mir sagte: „Du bist ein Dieb und Lügner, und wenn wir Dich nicht gleich an die Malstätte liefern, so geschieht's nur darum, weil Du unser's Ge-

schlechtsnamens Ansehen durch Deine Lügen schmälern würdest. Aber, wofern Du Dir beigehehen ließeſt, ein Wörtlein von der Geſchichte zu ſchwätzen, oder einen Brandiß mit Deiner Fabel zu beläſtigen, ſo möchtest Du nur getroßt Dein Stoßſeufzerlein ſprechen. Es koſtete Dich ohnfehlbar den Hals.“ — Somit wurde ich entlaſſen, und das Geſchmeide blieb in den Händen des Probſten. Aber ich ſchwöre bei meiner Seligkeit, daß ich die Karfunkeln von Marpach ſpäter an dem Biſchofsſtab und dem Kelche, die der Abt Mangold dem Stifte hinterließ, wieder gar wohl erkannt habe.“

„Ein Geſchenk voll von Blut und Thränen!“ äußerte der Abt mitleidig, indem er aufſtand. „Und dabei blieb die ganze Sache?“ fragte er ferner: „Schlug dem Eberhard nicht das Gewiſſen auf dem Sterbelager? hat Mangold, da er ſpäter zur Abtei kam, niemals Reue empfunden?“

„Nein, gnädiger Fürſt; es iſt von den Herren kein Wort mehr in der Sache geredet worden, und ich armer Dienſtman ſchwieg gern aus Furcht vor der Strafe und aus Liebe zu Luitgard, die uns wie ein eigen Kind an's Herz gewachſen war. — Nach Herrn Eberhard kam der von Stoffeln, nach dieſem der Probſt Mangold an's Regiment. Dieſer Letzte genoß bekanntlich ſeine Würde nicht lange. Da er Biſchof von Conſtanz werden ſollte, fiel er jählings vom Pferde und ſtarb. Aber die andern Brandiß ſeines Stamms waren noch vor ihm ausgegangen. Ich hätte nicht gewußt, an wen mich wenden, wenn ich auch verſucht geweſen wäre, das Recht meiner Pflgetochter anzurufen und die alte nicht zu beweifende Geſchichte abermals anzuregen. — Aber heute habe ich nicht gezögert, Euch, gnädiger Herr, mein Herz zu öffnen, und als meines Vertrauens Belohnung fordere ich nicht mehr die Freiheit, die mir Luitgards Oheim ſchuldig geweſen wären, wenn ſie gegen ihres Bruders

Kind hätten ehrlich handeln wollen; ich fordre nur, daß Ihr die Tochter eines edeln Hauses nicht zwingen wollet, einen Bauer zu ehlichen, wenn sie nicht gerade selbst eine besondere Lust dazu verspürt. Zürnt mir nicht, und gebt mir einen fürstlich freundlichen Bescheid."

Und mit wahrhaft oberhirtlicher Würde erhob sich wieder der Abt; seine Augen funkelten von Rührung, und seine Stimme wie seiner Rede Sinn verrieth nicht den schlichten Priester, aber den Edelmann aus altem Stamme, der seiner Ebenbürtigen Vorrechte wie die eigenen eifersüchtig bewacht. Er sprach: „Du siehst mich bewegt, denn ich glaube Dir, alter Mann. Obwohl die Brandiß dazumal nicht leicht aus der Schule schwagten, dennoch entsinne ich mich dunkel, daß eine kurze Zeit hindurch im Kloster von einer Erbin des Wölfler gemunkelt wurde, die irgendwo vorhanden seyn sollte. Begreiflicherweise hat des Abts Strenge und das Gewirre der damaligen Zeitläufte solches Gemurmel bald unterdrückt und in Vergessenheit gebracht. — Wie gesagt: ich glaube Dir. Zur größern Beruhigung meiner Seele jedoch schwöre mir die Wahrhaftigkeit Deiner Aussage in die Hände zu."

„Ich schwöre, daß Alles wahr, und berufe mich auf meiner Traute Zeugniß, die Ihr abgesondert verhören lassen wollet, gnädiger Herr," versetzte Gebhard.

Worauf der Abt: „Lasset der Weiber Zunge aus wichtigen Dingen. Die Beste ist ein Sieb, das nichts bei sich zu behalten vermag. — Wenn aber Deiner Pflgetochter Herkommen für uns außer Zweifel gestellt ist, so ist es Pflicht, für ihre Tage, eben um ihrer Abkunft willen, besorgt zu seyn. Von einer Bauernheirath kann fürder nicht mehr gesprochen werden. Sage den Narren und Geizhalsen, die um das Mägdlein gefreit haben ab, rund ab, befehle ich Dir. Luitgard müßte eher in ein ehrliches Frauenkloster gehen, als eines Dorfkrüpers Weib

sehn. Bringe mir die Tochter heute nach der Vesper; ich will sie sehen, und den Liebreiz bewundern, der den pflichtstrengen Neidigen besiegt hat. Der Adel, der sich in der Jungfrau verrieth, die Würde einer edeln Geburt, — ja, ja, sie waren die Hexenkünste, worüber Herr Summerkalt schier verzweifelt. Ich verstehe jetzt die ganze Geschichte; ich kann sie aber nicht gut heißen, Gebhard. Eins von beiden Theilen muß die Insel räumen. Ich halte dafür, daß Luitgard gehen müsse. — Mein Gott und Herr! in diesem Augenblick empfinde ich wieder hart die Dürftigkeit dieses werthen Gotteshauses. Wäre ich der goldene Wittigo oder der gute Abt Berno, der treffliche Zeiten hatte, — der letzte Sprößling der Brandise von Marpach sollte nach Standesgebühr in die Welt oder in's Kloster treten; — vielleicht aber glückt mir noch leidlich, das Letztere zu bewerkstelligen. Ich hab' in einigen Nonnenstiftern ein Wort mitzureden.... ich werde bald Rath schaffen.... der Neidigen darf den Carcer nicht verlassen, bevor nicht alles im Reinen...."

Der Abt verstummte mitten im Flusse der Rede, rieb sich die Stirne, sah an die Decke des Gemachs, schloß die Augen und schüttelte mit dem Kopfe. Dann begann er, während Gebhard ihm dankbar die Hände küßte, mit traulicher Geschwätzigkeit: „Geht's Dir nicht gerade, wie mir, Alter? Ich wette, Du turnehest ebenfalls nicht selten mit Deinem Gedächtniß, und es weigert sich immer hartnäckiger, wieder herauszugeben, was Du ihm vor Tagen oder Monden anvertrautest, als geborgt und geliehen? Ja: auch das Gedächtniß, wie alle Dinge in der großen Welt und in der kleinen des Menschen, auch das Gedächtniß ist nur der Jugend hold. O Du Rosenzeit der Jugend, wie lob' ich und wie lieb' ich Dich! Du treulose Aprilenzeit der Jugend, wie verwünsch' ich Dich! die Läuferin, die über Nacht plötzlich

davon geht, und sich denen wieder an den Hals wirft, die gerade in den Tempel des Lebens kriechen oder stolpern! Dennoch," — setzte er mit freundlicher Ernsthaftigkeit hinzu, — „dennoch wird mir bald einfallen, was ich gerade jetzt vergessen habe, und mein ehrlicher Kostgeber soll mir auf die Sprünge helfen. — Gott befohlen, alter Gebhard. Mich hungert sehr, und mein Köpfelein wiehert gar muthig. Ich schicke Deinem Pflegling meine Benediction, Alter; aber schweige noch gegen alle Welt, bis wir einen Entschluß gefaßt haben. Sage auch der Dirne nichts, hörst Du? Ich will sie in ihrer ganzen Natürlichkeit sehen; ich werde ihr unsere Reliquien zeigen; wir wollen den Stab und Kelch mit den Karfunkeln betrachten. Das arme Kind! das ist alles für das Mägdelein hin und verloren. Ich fürchte, Herr Mangold werde nicht selig geworden sehn. O Herr, gehe nicht mit uns Sündern in's Gericht! Segne unsern Ausgang, wie Du unsern Eingang segnetest. Aller Augen warten auf Dich! — Geh' jetzt, alter Strudelkopf, der Herr mache uns beiden die Mahlzeit gedeihen!“

Nachdem der Abt die Hände fromm über den andächtig knienden Fischer ausgebreitet, schieden Herr und Knecht von einander. Der Abt trabte in tiefen Gedanken gen Niederzell, wo ihn an der Thür der Pfarrwohnung der Priester demüthig empfing. Der Schimmel wurde an das Treppengeländer gebunden, und Wirth und Kostgänger traten in die sonntäglich geschmückte Stube des Leutpriesters. — Zwei bereits anwesende Gäste, Gauchlin und Winterkorn, bückten sich unterthänig vor dem Herrn der Reichenau.

„Erlaubt, gnädiger Herr,“ begann Fridolin, der Priester, „daß ich es wage, zwei Männer, die allerdings Eurer Gesellschaft nicht würdig sind, am heutigen Tage zu unserer kleinen Tafel zu ziehen. Gauchlin, einer

der Kirchenältesten von Niederzell, theilt alljährlich am Schutzengelfeste meine Mahlzeit. Winterkorn, ein eifriger Wohlthäter der Heiligen, hat als eine Ehre sich erbeten, Euch gegenüber zu sitzen."

"Was sich zur Zeit der Würdigkeit des Klosters und in den Gemächern der Abtei nicht ziemen würde, schickt sich wohl in Zeiten der Trübsal, auf daß ein Beispiel der Demuth nach dem Vorbilde unsers göttlichen Meister's von dem gegeben werde, den man einen Fürsten der Reichenau nennt, während er bei einem seiner untergebenen Priester miethsweise zu Tische geht," versetzte der Abt schwermüthig, aber gütig. "Setzt euch immerhin, ihr ehrlichen Leute; ihr seyd alle zumal meine Söhne, und ich heiße euch um so lieber meine Kinder, als die, so mir nahe stehen an Weihe, Amt und Würden, ihren armen Hirten verachten, indessen ihr mich nie verlassen habt in meiner Noth und Kümmerniß."

Alsobald sprach er das Gebet und die Magd trug die Speisen auf einmal in die Stube. Ein köstliches Mahl, verglichen mit demjenigen, das der gute Abt täglich zu Niederzell einzunehmen gewöhnt war; — die Brühe fetter als sonst, das Voressen kräftiger gewürzt, ein ansehnliches Stück Schafbraten, besteckt mit Zwiebeln und Lauch, ein Felch *) von ziemlicher Größe, mit Salbei auf dem Roß gebraten, und zum Beschluß eine starke Platte voll dampfender Krapfen, im Schmalz gebacken. Ein ehrlicher Krug, gefüllt mit gutem Schlaitheimerwein, spendete den Nektar des Mahls, und der gute Herr Werner von Rosenegg leerte seinen vergoldeten, mit Perlen besetzten Becher, der sonderbar genug gegen das grobe Tischtuch und die irdenen Teller abstach, bei dem Schmause wohl drei- oder gar viermal. — Und da er fröhlich und guter Dinge geworden war, — trefflich

*) Felch, ein schmackhafter Fisch, im Bodensee heimisch.

bewirthet, und ergötzt von possierlichen Schwänken, die Vater Fridolin seinem gnädigen Herrn und den über die ganze Tafeldauer stumm gebliebenen Klosterleuten vorgetragen, — neigte er sich in den Sessel zurück, faltete die Hände, und sprach: „Wahrlich, mein getreuer Kostgeber: Uns ist seit der verschwenderischen Zeit des hochseligen Abts Eberhard, unsers Vorgängers, nicht so wohl bei Tische gewesen. Der Herr von Stoffeln war ein kranker, grämlicher Mann, der keine Gäste lud, und Herr Mangold ein Tischverächter, allzeit fertig nur zum Raufen und zur Falkenjagd. Er hatte auch leider nicht mehr viel, woraus er hätte zehren können. Ihr entsinnt Euch noch, Vater Fridolin?“

„Verzeiht, aber ich bin erst zu meines gnädigen Herrn Zeiten über den See aus Helvetia gekommen,“ antwortete der Priester.

Gauchlin unterstand sich mit leiser Stimme zu sagen: „Mir ist der Brandiß Zeit noch gar wohl bewußt. Sie haben, Gott sey's geklagt, dieses würdige Gotteshaus viel und arg geschädigt.“

„Ja, so ist's,“ nahm Winterkorn das Wort, obschon bescheiden: „Die leidigen Fehden haben den Reichen wie den Armen, den Niedern wie den Vornehmen zu Boden gedrückt. Sie kosteten mich manche Kuh aus meinen Ställen, manchen Halm aus meinen Saaten, und wenn man bedenkt, daß die damaligen Herren der Au selber das Unheil angerichtet....“

Der Abt hob warnend den Finger, indem er den Lehnsmanu unterbrach. „St! St! ich will das nicht hören, und Du sollst es nicht sagen, als ein Unterthan des Klosters. Es ist nicht gut, wenn der Diener seines Herrn Thun und Lassen durch die Sechel zieht. Vorab den Todten lasset Ruhe. Da sie lebten, sind sie alle durch Gottes Gnade an ihr hohes Amt gekommen. Wie sie mit dem anvertrauten Pfunde wucherten, ist lediglich

ihre Sorge, und die Verantwortung jenseits ihre Sache. Gott richtet einen Jeden nach seinen Werken. Er allein versteht, die Herzen zu prüfen, die Handlungen der Sterblichen mit gerechtem Maaß zu messen. Lassen wir die Hände davon, und halten wir unsern Mund im Zaum, damit er nicht gehässig oder unverständlich rede.“

Die Dienstmänner bückten sich, und standen auf, dem Abt ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Dieser wendete sich an Fridolin, und fragte denselben vertraulich: „Da wir just von Herrn Mangold sprachen — sagt mir doch: hat mir nur geträumt, oder habt Ihr mir nicht einmal im Gespräch erzählt, da wir von Gottes Schickungen handelten, daß jener Zweig der Brandiß dennoch nicht ganz ausgestorben sey, obwohl das Volk es behauptet, und in solchem Erlöschen des Himmels Strafe zu erkennen vermeint?“

„Es ist, wie mein gnädigster Herr sagt. Ich hab' Euch einmal berichtet, daß irgendwo — mir ist der Ort entfallen, eine Wittib aus demselben Geschlecht noch lebe, eine Schwester, glaub' ich gar, des letzten seligen Herrn, Eures hochwürdigsten Vorgängers....“

„Die edle Frau Walburg von Hohensfels, eine Schwester der seligen Herren Mangold und Heinrich von Brandiß;“ fiel Winterkorn ein, der sich gern in das Gespräch mischte: „sie ist eine reiche, aber karge Wittib, kinderlos und allein, zu Ueberlingen in der Stadt wohnhaft.“

„Recte, bene!“ versetzte Fridolin: „sie ist's, die ich meinte, und die annoch am Leben.“

„Frisch und gesund, zum Aerger der Verwandten, der andern Zweige Brandiß, die ihre Habe schon als eine gute Beute betrachten,“ fügte Winterkorn bei.

Der Abt schmunzelte: „Schon manchem Jagdhund ist der Hirsch durchgegangen. Es geschähe nicht zum erstenmale, daß ein näherstehender Erbe mit Fug und

Recht den weitläufigen, verdienstlosen, lachenden und lauern den Gesippen die Beute wegschnappte."

Winterkorn wollte reden, hielt aber an sich, und betrachtete den Abt von der Seite, horchend wie ein ängstlicher Fuchs.

Der Abt fuhr fort: „Eine Schwester Mangolds also, und Heinrichs....? der Bischof von Costniz war ein Oheim des seligen Abts, will ich Dir bemerken, Winterkorn.“

„So hab' ich den unrechten Namen genannt, gnädigster Herr,“ murmelte Winterkorn.

„Herr Mangold hatte in der That einen Bruder, Wölfle mit Namen,“ sprach der Abt weiter: „derselbe, der im Zürichau das Leben auf dem Kampfplatz ließ. Ist's nicht also?“

„Vollkommen, gnädigster Herr;“ entgegnete Winterkorn wie oben: „er ist's, den ich nennen wollte.“

„Und er ist gerade derjenige, von dem ich wissen wollte,“ sagte der Abt: „um den Wölfle, dem Gott eine fröhliche Auferstehung schenken möge, um den Wölfle dreht sich Alles. — Ich muß Euch eine wunderliche Geschichte erzählen, Fridolin.“

Nun redeten die Herren lange lateinisch mit einander, und die Männer von Allensbach und Niederzell hatten das Zuhören umsonst. — Endlich hob der Priester wieder in der Muttersprache an: „Ich wüßte keinen vertrautern Mann, als den Winterkorn da, um den Brief meines gnädigen Herrn an die Wittib Hohensfels zu bestellen. Mich dünkt, Ihr kommt öfters gen Ueberlingen zum Getreidmarkt, mein Lieber?“

„O ja, und müßte ich auch ohne eigene Geschäfte hinüberlaufen, ich kenne meine Pflicht und bin zu meines fürstlichen Herrn Diensten.“ Dieses sagte Winterkorn geschmeidig und dem Anschein nach zu Allem bötig. —

„Wohl. Ich werde morgen oder am Dienstag das Schreiben ausfertigen,“ erklärte der Abt: „Bei alten Leuten, wie die Matrone Hohenfels, ist ein langes Zögern in wichtigen Dingen nicht am Platze. Ein Greis wie ich soll ebenfalls eine gute Handlung nicht um einen Augenblick verschieben, denn eine jede Stunde, die uns der Herr am Leben fristet, ist eine Wohlthat, ein Geschenk, ein angenehmer Fund, wofür wir dem Himmel zu danken haben, wie für die schwelgerische Mahlzeit, womit Vater Fridolin unsern schwachen Leib heute gestärkt hat. — Wahrlich: seit unsere Fischteiche versandeten, verschlammten oder verpfändet wurden, haben wir keinen Fisch gegessen, der dem Prachtstück unserer heutigen Tafel zu vergleichen gewesen wäre.“

„Ein Geschenk des guten Winterkorn,“ äußerte der Leutpriester von Niederzell sehr demüthig. „Der Kirchenälteste Gauchlin hat den Wein gespendet.“

„Gleichfalls köstlich, und ebensogut, als ob die ehemaligen Erbschenken der Reichenau, die Keller von Schlaitheim, ihn kredenzt hätten,“ erwiderte der Abt und reichte den bäurischen Lehnsleuten die Hände zum Küssen. Dann fuhr er fort: „Wir danken euch im Namen der Kirche und ihrer verarmten Diener, die ihr nach Kräften unterstützt, während Kaiser und Reich sie verlassen. Welche Gnade könnten wir euch dagegen erweisen? Wir sind, Gott weiß es, so herabgekommen, daß Wir gerade nur mit freundlichen Worten einen guten Dienst belohnen können. Ehedem lohnten die Herren der Reichenau mit Gelde und Aemtern; heutzutage ist's anders. Ihr wißt das, gute Leute; dennoch ist mir, als hättet ihr ein Anliegen auf dem Herzen? Redet, ehrlicher Winterkorn.“

Der Allensbacher zupfte etwas verlegen an seinen Aermeln, und sagte mit mancher Unterbrechung: „Wenn

ich, ohne den Freund Gauchlin zu beleidigen, der, wie ich weiß, mit mir auf dasselbe Ziel lossteuert, eine Bitte anbringen dürfte, so wär's, daß der gnädige Herr seiner günstigen Zusage sich erinnern, und beim alten Gebhard ein gewichtiges Fürwort für mich einlegen möchte. Der Alte hat versprochen, seinen Bescheid heute abzugeben."

Der Abt zuckte mit den Achseln und sah den Gauchlin an. Dieser nahm hastig das Wort, indem er sprach: „Vor einer kurzen Zeit habe ich gewünscht, was der Freund Winterkorn noch heute begehrt. Ich für meinen Theil habe mich jedoch anders besonnen. — Ich stehe von meiner Werbung ab. Ich will nicht sagen, warum; aber ich bescheide mich. Viel Glück von Herzen, ehrlicher Winterkorn.“

Werner von Rosenegg lächelte zufrieden. „Du hast das Beste erwählt, Gauchlin. Du machst mir Freude. Eine Perl steht schlecht zu einem werthen Mittel. Winterkorn, Du thust mir leid. Du hast das Einzige, das ich Dir abschlagen muß, begehrt. Schlage Dir das Mägdlein aus dem Sinn. Es ist zu größeren Dingen außervählt.“

„O weh, hochwürdigster Herr,“ versetzte Winterkorn kläglich: „Wo bleibt das fürstliche Versprechen, so Ihr mir gegeben?“

„Ich versprach, weil ich die Sache nur erst unvollkommen wußte, guter Mann. Aber mit der Zeit reißen auch die geheimnißvollsten Schleier entzwei. Ja, die Zeit wird auch diese Sache schlichten, und Dir klar machen, was ich Dir noch klüglich verschweigen muß. Es thut mir leid, Winterkorn. Du könntest denken, daß ich einer Laune folge. Aber dem ist nicht so. Ich muß Dir die Luitgard versagen, wenn auch der Fischer Gebhard sie Dir bewilligte.“

„Wenn auch ihr Vater sie mir bewilligte?“ fragte Winterkorn langsam und lauernd.

„Wenn auch der Fischer Gebhard sie Dir bewilligte,“ wiederholte der Abt mit absonderlicher Betonung. Winterkorn nagte ein kurzes Weilchen an seinen Lippen, indem er nachzuspinnen schien. Dann sagte er plötzlich, die Wolken des Verdrußes von seinem Antlitz verscheuchend: „Ihr seyd mein gnädigster Herr, ich bin Euer unterthänigster Knecht, gehorsam in allen Stücken. Was auch Euer Willen bestimme, er ist mir ein unverbrüchliches Gesetz. Ich will nicht ein Wort mehr in dieser Sache reden.“

„Du bist ein wahrer Unterthan,“ lobte ihn der Abt mit Wohlwollen.

Gauchlin lächelte hämisch. „Du verlierst nicht viel, guter Freund,“ sagte er: „Die Bettelei ist in des „Marners“ Hause daheim. Danke Gott, nicht in die Schlingen des armen Gesindels fallen zu müssen.“

„Wenn Du von Gebhard und den Seinigen redest,“ bemerkte der Abt, „so rede nicht voreilig, wie ein Knabe. Armuth ist keine Schande, Gauchlin. Der Reichthum allein ist aber dafür auch keine Ehre.“

Gauchlin, einsehend, daß er den wunden Fleck des alten Herrn berührt hatte, wurde alsobald stumm, wie sein Freund, der Allensbacher, und entfernte sich in dessen Gesellschaft. — Der Abt, der noch eine kleine Viertelstunde mit seinem Kostgeber Fridolin allein blieb, sagte beim Abschiede zu demselben: „Ich bin heute wahrlich verjüngt worden, mein guter Vater Frideli. Es bietet sich mir in meinem jetzigen Zustande der Verarmung so selten eine Gelegenheit zum Wohlthun dar, daß ich eine jede derselben genieße, schon im Vorgeschmack, wie das Manna des Himmels. Denkt Euch, welche Freude der Alte, sein Weib und endlich gar ihr Pflegekind haben werden, wenn sie unversehens aus meinem Munde eine Glücksbotschaft empfangen! Gott lenke nur

das Herz der alten Hohenfels, daß sie sich ihrer Nichte annehme, wie eine biedere Edelfrau. Bejahrte Weiber sind nicht selten hart und eigensinnig. Vielleicht vertraut aber die Wittib den Versicherungen eines unbescholtenen Priesters, und gehorcht seinen Ermahnungen. Wir wollen beten und das Beste erwarten. Aber ich will meine Hoffnungen vorerst noch für mich allein behalten, um nicht etwa vergebliche Hoffnungen in Andern rege zu machen. Ein rechter Mann redet von seinen Thaten, wenn sie gethan sind."

Der Abt ritt heim; Fridolin ging zur Kirche, seinen Dienst zu verrichten. Gauchlin sang als Kirchenältester aus Vesperkräften im Chor die Vesperlieder mit. Winterkorn, den sein Niederzeller Freund auf der Fahrt nach Allensbach wähnte, lauschte hinter einer Säule, und erwartete den Ausgang des Gottesdienstes mit Ungeduld. Als endlich das Volk den Heimweg suchte, die Lichter erloschen, und Gauchlin in der Sakristei von Fridolin Abschied genommen hatte, paßte der Allensbacher dem Priester ab, und begleitete ihn schwatzend nach seinem Hause. Sie verplauderten beim Nest des edeln Schlattheimers einen Theil des Abends, und Winterkorn schlug erst ziemlich spät den Weg nach der Ueberfahrtstätte ein. Er murmelte allerlei verworrenes Zeug vor sich hin, schüttelte bald den Kopf, bald klatschte er in die Hände, und wiederholte wohl zehnmal, bald mit Verdruß, bald mit Zufriedenheit: „Wer das gedacht hätte? Aus meinem Spiele wird ernst, so wahr ich lebe! Das Heirathen muß mir freilich vergehen, weil die Sachen so stehen, und weil der Abt nicht will; aber der süße Apfel soll mir dennoch die reichsten Früchte bringen. Ich muß schnell an's Werk. Ich darf den Brief des Abts nicht abwarten. Sobald der gnädige Herr einmal seine Hände im Spiele hätte, wäre ich nebenhinaus geworfen. Wie fang' ich's jedoch nur an?"

Da begegnete ihm Gebhards Conrad, der wie ein wildes Ungeheuer umherstrich, Groll und Galle in der Seele kochend, weil der Abt ihm verboten, Dithmars Sybille zu freien. Der Zorn machte ihn geneigt, den falschen Reden des Winterkorn seine Ohren zu öffnen, so wie des Lektorn frumme Fragen und fleißiges Einschenken des guten Priesters Mund geöffnet hatten. — Salomo wandelte indessen seinerseits vergeblich unter den Linden umher. Weder der Vater seiner Braut, noch die Braut selber, noch die gefürchteten Nebenbuhler stellten sich ein.

5.

Weil der aufgebrachte Conrad, nach einem heftigen Wortwechsel mit dem Vater, die Hütte verlassen, unter der Androhung, gar nicht mehr dahin zurückzukehren, hatte sich der alte Gebhard entschließen müssen, selber nach den Booten, Segeln und Netzen zu sehen. Luitgard und Edeltraut saßen allein in dem Hause, und die Mutter suchte mit einem Märlein aus der alten Zeit die langsam dahinschleichende Stunde zu verkürzen.

„ . . . Der wilde Frankengraf,“ sagte sie, „hatte kaum von der Flucht seiner schönen, aber ungehorsamen Tochter gehört, als er von Sandegg herniederstieg, und die Entlaufene zu fangen versuchte. Als ein guter Jägermann kannte er jeden Pfad und Winkel im Walde, und spürte darinnen umher, aber vergeblich. Da trat einer seiner Knechte zu ihm und zeigte ihm ein blühweißes Segel, das in weiter Ferne, gen Costniz zu, wie eine Möve auf den Wellen tanzte und mit dem günstigen Winde davonflatterte. Darum trabte der Graf stracklich

in die Stadt, und wollte an der Brücke den Mönch aus St. Gallens Stift und sein Töchterlein fahen. Aber bereits war das Schiff wieder fern vom Strande, und hielt auf die Bucht zu, die der See gegen Ueberlingen und Bodmann weit öffnet. Die Costnizer hatten just Krieg mit den Heiden, und alle ihre Fahrzeuge waren aus dem Hafen gefegelt. So blieb dem Grafen nichts übrig, als um den See zu reiten, bis zum Schlosse Bodmann, wo zwei vornehme Herren als des Königs Kammerboten saßen. Zu diesen sprach er: „Meine lieben Freunde und Ebenbürtige! ein Mönch von St. Gallen hat mein Mägdlein entführt, und ich brenne vor Begierde, beide zu strafen. Gebt mir des Königs Kriegsschiff in Gottesnamen, auf daß ich die Schuldigen drüben erreiche. Ich sehe von hier, wie ihr Kahn sich schon dem Sipplinger Ufer naht.“ — Allein die Kammerboten antworteten: „Obgleich Du ein Graf bist und ein Vogt des Königs, unser Herr, so hat sich doch niemals zutragen dürfen, daß ein Vasall, ohne den König zu begleiten, in dessen Kriegsschiff gestiegen wäre. Wir ermahnen Dich zur Geduld, und reite vollends um das Meer gen Sernatingen und Ueberlingen. Der Mönch müßte ein Zauberer seyn, wenn er Deinem eiligen Rosse entginge.“ — Der Graf ergrimmete in tiefster Seele, aber, zu ohnmächtig, um zu erzwingen, was ihm nicht gutwillig erlaubt worden, spornte er sein Pferd, und ritt und ritt, und fragte in allen Dörfern und Städten nach den Flüchtlingen und allenthalben wurde ihm die Antwort: Wir haben sie nicht gesehen. — Nachdem er mehrere Tage lang weit umher und sogar tief in's Schwabenland gestreift hatte, kehrte er bekümmert an's Gestade zurück, und maß trübselig Schritt für Schritt den Weg von Goldbach nach Sipplingen. Es war eine dunkle Nacht, und die Straße führte durch geheimnißvolle Hohlwege, die vor grauen Zeiten die Hunnen in die Felsen gesprengt haben, um einen festen

Daß in Feindesland zu gewinnen. — Nun ist bekannt, daß alle die Stätten, die von den gräulichen Opfern der Gözendiener entweiht worden, einem Zaubersfluche unterworfen sind, und daß sie nur ein heiliger Mann oder Bischof durch seinen Segen von dem Satan und seinem Gelichter zu reinigen verstehe. — Dieses fiel dem Grafen ein, da seines Rosses Huf in einer solchen dunkeln und schmalen Schlucht auf dem starren Felsenboden klapperte. Und zu derselben Stunde saß mitten in der Straße ein ungeheurer Hund mit blauglimmenden Augen, und das Pferd wollte nicht an ihm vorüber. Der Franke schlug ein Kreuz; es half aber nichts an dem gefeyten Orte, und der Hund wuchs immer größer vor dem Gaulle empor. Es war der alten Hunnen teuflischer Göze. Der Graf kannte ihn wohl, da er sein Bild auf den zerrissenen hunnischen Fahnen, die in seiner Kapelle hingen, oft betrachtet hatte. Beherzt schrie er den Spuck an, und hieß ihn fliehen. Das Blendwerk entgegnete ihm jedoch: Du bist des Todes in diesen Felsgründen; Du müßtest denn Dich mir ergeben, und ich diene Dir alsdann in Allem, was Du thust. — Wohlan! rief der Graf, den der Rache Ungebuld übermannte: Ich bin Dein mit Seel und Leib, wenn Du mir mein böses Kind und den verhaßten Mönch zur Stelle schaffst, daß ich sie meinem Zorne opfere. — Worauf das Ungeheuer höhnisch bellte: Gib mir Deines bösen Kindes Seele nebst der Deinigen, und es soll zur Stelle seyn. Ich habe nur Gewalt über den Mönch, wenn Du nicht Dein Kind mir überlässest. — Der Graf hörte das mit Schaudern. Das Ansinnen des wilden Hundes kam ihm zu gräßlich vor. Der Vater wollte sein Kind, ob er schon ihm zürnte, nicht in die Verdammniß stoßen. — Hab' ich den Verführer, dachte er, so wird meiner Tochter Spur nicht verloren seyn. — So verlobte er also in blinder Wuth dem Bösen sein unsterblich Theil, und der Hund lief vor ihm her, ihm

den Weg zum Schlupfwinkel der Flüchtigen zu zeigen. Der unbändigste Sturm hätte nicht schneller den Grafen bis an das Gestade des Sees getragen, als das Schnauben des Ungeheuers ihn hinabriß. — Da kroch unterm Gehölz der Halde ein Mensch umher, vom durchschimmernden Monde halb beleuchtet, und sammelte dürres Reisig. Der Hund bellte ihn hart an. Der Graf sah mit Entsetzen den Mönch vor sich. Mit jähzorniger Eile packte er den Verräther, und rief: „Du bist verloren; bekenne aber zuvor: Wo ist mein Mägdelein?“ — Der erschrockene Mönch weigerte sich, und bat um Gnade. „Die entsetzlichsten Martern sollen Dir den Mund öffnen, Verdammter!“ schnaubte der Franke wieder. Nun gerieth der Mönch in Verzweiflung, und stieß mit einem Messer nach dem Ritter. Leicht verletzt, wäre dieser dennoch seines schwachen Gegners Meister geworden, aber der voreilige tückische Hund sprang dem Mönch auf's Genick, würgte ihn todt, und verschlang seine Seele. — Nachdem der Graf wieder zur Besinnung gekommen, seufzte er, die Hände ringend: „O Du allzudienstfertiger Höllenknecht, warum hast Du mir das gethan? Er ist dahin, ohne mir Emma's Aufenthalt verrathen zu haben. Mein Zorn ist nicht gelöscht, mein Haß nicht befriedigt.“ — Der Hund fletschte die Zähne und verschwand. — Da irrte der Vater, wie vom Wahnsinn ergriffen, in der Gegend umher, und schrie zum Himmel um Rache. Er suchte erst ein Obdach, als bereits fürchterliche Regengüsse das Land überschwemmten, und das Meer aus seinen Schranken treten machten. Es strömten die Fluthen zwei Tage und zwei Nächte unaufhörlich aus den Wolken, und der See schwoll immer höher, bis eine Welle des Grafen Kopf mit sich davonnahm, und ihn selber zwang, an steilen Uferfelsen emporzuklettern, um in einer Höhle eine Zuflucht zu gewinnen. — Es sind am Sipplinger Gestade viele solche Kammern und Gänge in die Felsen einge-

hauen, die man noch heutzutage die Heidenlöcher nennt, weil die Gözenpriester darinnen ihre nächtlichen verschwiegenen Opferfeste begingen. — In einer solchen Kammer barg sich der Graf, bis nach wenigen Stunden die Fluth etwas abnahm und der Regen aufhörte. Erschöpft und trostlos schaute der Graf über den grauen Wasserrücken nach Hülfe aus. Ihm war so bang, er zitterte vor Entkräftung, und seine Ohren gellten noch wieder von unheimlichem Geschrei, das während der Nacht aus dem Geflüste zu ihm gedrungen war, wie das Geheul verschuchter Eulen. Da nahen sich in breiten Reihen die Kriegssegel der Costnizer, die der Sturm bis nach Serenatingen verschlagen hatte. Die Paniere flogen wild und flegreich, von grünen Zweigen bekrönt, der Heimath entgegen. Der arme Graf winkte, schrie, schwenkte seine Schärpe. Die Sonne blitzte auf seines Panzers Silberringe, und verrieth ihn endlich den kriegerischen Schiffern. Eins ihrer Fahrzeuge näherte sich der steilen Wand, um den Verunglückten aufzunehmen. Es arbeitete sich mühsam durch die aufwallende Brandung, die über das Ufer tobte, da, wo gewöhnlich ein breiter Pfad an den Felsen hinführt. Aber die Stiegen zu den Heidenlöchern waren auch überschwemmt, und man konnte mit dem Kahne in die Höhlen treiben, die sonst hoch über dem See schweben und trocknen Fußes erreichbar sind. — Endlich wurde der Graf gerettet, und sein Schiff steuerte weiter. Unfern öffnete sich wieder ein Felsenloch, und da sie daran vorüberfahren sagte einer der Ruderer: Was blinkt so weiß aus diesem Dunkel? Wenn's eine Brut von Wildgänsen wäre! Laßt sie uns ausnehmen. Sie näherten sich voll Jagdbegierde, aber der weiße Glanz war nicht das erwartete Gefieder. Eine Todte lag im weißen Gewande auf der Felsenschwelle, neben ihr ein winzig Kindlein, beide verschmachtet vor Hunger, und die Leiche war des Grafen Tochter! — Er zerraupte sich das Haar, schlug

seine Brust mit Wunden und schwor den unbarmherzigen Kammerboten Rache und Verderben. Er verklagte sie beim schwäbischen Herzog, bei dem Bischof von Konstanz, und sie mußten mit dem Leben büßen, was aber Du hörst ja nicht zu, Luitgard?"

Das Mädchen war in seine Gedanken verloren, und schreckte auf die Anrede der Mutter beschämt daraus empor. „Ich habe Alles wohl gehört, lieb Mütterlein,“ stotterte das schöne verlegene Kind.

Aber Edeltraut sagte zu Luitgard mit gelassener Milde: „Wolle mich nicht betrügen, meine Tochter. Die Unwahrheit steht Dir nicht schön. Deine Lippen und Wangen verläugnen die Lüge. Gesteh mir: Du hast an den jungen Mönch, den Neidlingen gedacht? — Ach, Luitgard, verscheweche mit rastloser Gewalt die Versuchung und die schmeichelrednerische Schlange. Gewinne Ruhe für Dein Herz.“

Mit klaren Blicken antwortete Luitgard: „Ich habe mir nichts vorzuwerfen, Mutter. Behüte mich der Himmel, daß ich mit ungerechtem Sehnen eines Mannes gedächte, der dem Allerhöchsten sein Gelübde geleistet hat! Was ich für ihn empfinde, ist Andacht, ist Gebet, ist die Hoffnung einer bessern Zukunft für ihn. Nein, lieb Mütterlein. Um Euch die Wahrheit zu gestehen: ich wiederholte in Gedanken, was der hochwürdige Herr Abt an diesem Nachmittag zu mir gesprochen, als der Vater mich vor ihn führte.“

„Der gute Herr war doch gnädig und väterlich gestimmt, wie Du mir sagtest?“

„O freilich; nichts als sanfte Worte floßen von seinen Lippen. Sein Gesicht war das eines Apostels, und ich weiß eben nicht, womit ich diese Milde, diese väterliche Sanftmuth verdient habe? Wenn ich bedenke, wie mich gestern in der Kirche der böse Spitalherr angelassen?“

„Herr Summerkalb ist ein grämlicher Mann; der Abt

dagegen ein wahrer Engel. Zudem war er schon unterrichtet von Deiner Schuldlosigkeit."

Luitgard schüttelte den Kopf, und fuhr bedenklich fort: „Ihr versteht mich nicht, Mutter. Ich habe gerade nicht solche Vorwürfe gefürchtet, aber ich dachte einen stolzen Fürsten zu finden, der mich behandeln würde wie eine Magd, die nicht würdig ist, vor seinen Augen zu stehen. Statt dessen hat er zu mir geredet, wie schier zu seinesgleichen: und was hat er geredet? Lobsprüche, vor denen ich erröthete, und räthselhafte Dinge, von denen ich nichts oder wenig begriffen habe. Ich sey nicht bestimmt, auf der Au zu bleiben, sagte er: ich würde ein ganz besonderes Schicksal haben. Er wolle für mich Sorge tragen; ich würde bald von ihm hören. — Was bedeutet das Alles, lieb Mütterlein? Ich hab' mich nicht unterstanden, den Vater zu fragen. Er ging so zerstreut und niedergeschlagen mit mir nach Hause. Es war, als hätte er einen geheimen Kummer.“

„Du hast's errathen,“ seufzte Edeltraut, des Mädchens Hand ergreifend: „ich theile seinen Kummer, Luitgard. Wenn ich dürfte, ich weinte bitterlich, so oft ich Dich ansehe, meine Tochter.“

Luitgard betrachtete Gebhards Ehefrau mit ängstlicher Spannung. Edeltraut fühlte, daß sie schon zu viel gesagt habe, um plötzlich abzubrechen. Kleinlaut fuhr sie fort: „Der gnädige Herr will Dich, wie ich fürchte, in ein Kloster thun.“

„Heilige Mutter!“ Luitgard fuhr zusammen: „in ein Kloster? das heißt in ein Gefängniß?“

„Nicht doch,“ — die Verlegenheit der schlichten Matrone übermannte nach und nach ihre Besonnenheit und alle Verbote des alten Gebhard, — „nicht doch, mein Kind, der Abt ist viel zu edel und zu gut, als daß er Dich, die nichts verbrochen, strafen möchte. Aber . . . ich weiß nicht recht, wie ich's sagen soll . . . der Abt findet, es sey

Zeit, Dich aus unsrer Hütte, von uns gemeinen Leuten zu entfernen“

„Entfernen? von meinen Eltern? Was bin ich denn, daß ich besser wäre, als Ihr?“

„Kind, Du überfällst mich wie ein Hagelwetter mit Deinen stürmischen Fragen; Du brichst mir das Herz, ohne es zu wissen“

Mit edler Hitze fuhr das Mädchen, die Alte unterbrechend, fort: „Wer ist denn auch der Abt, daß er wagen darf, den heiligsten Bund auf Erden, den Bund zwischen Kind und Aeltern, frevelhaft, nach Willkür, zu zertrümmern.“

„Liebste Luitgard, der Abt ist unser Oberherr, wir sind seine und des Klosters Leute“

„Ein entsetzlicher Zwingherr ist er, der wohl ein Recht auf unser Leben haben mag, doch soll er unsern Seelen nicht gebieten. Welch eine grausame Gewalt er sich anmaßt! Mich von euch reißen, in einen Kerker werfen“

„Er will Dich glücklich machen, Luitgard; ob in einem reichen Stift als Klosterfrau, ob als die Gattin eines edelbürtigen Mannes“

„Eines Edelbürtigen? Welch bitterer Hohn!“

„Nein, o nein, mein liebes Herz!“ brach Edeltraut unter heftigem Schluchzen aus: „Du wärst des Glückes werth; Du verdienst nicht, am Brod der Dürftigkeit zu nagen. So schwer mir's auch von den Lippen geht: Du bist nicht unser Kind, Luitgard!“

Das Mädchen faßte wild die Hände der Pflegerin und schaute mit weit geöffneten Augen in ihr Antlitz. Erschrocken über das, was sie gesagt, und ängstlich nach der Thüre horchend, sagte Edeltraut, die ihre Thränen geschwind abwischte: „Ich habe Dir's geoffenbart, und kann's nicht mehr in mich verschließen. Aber, wenn Du mich je als Deine Mutter geehrt hast, süße Dirne,

schweige vor dem Vater. Ich würde zeitlebens von ihm getadelt werden, wenn er wüßte, daß ich sein Gebot übertreten!"

Luitgard hatte nicht Zeit, eine Frage zu stellen; Gebhard trat ein. Edeltraut, obschon tief bewegt, fand sich durch des Alten Erscheinung erleichtert. Wie hätte sie sonst der fragenden Luitgard das fürchterliche Schicksal ihrer Mutter verschweigen können? Und dennoch, wie es ihr mittheilen, ohne das weiche Herz der Jungfrau zu zermalmen?

"Wie? ihr seyd noch wach, ihr Weiber?" fragte Gebhard mit der gewohnten gutmüthigen Verbheit: „fort! legt euch schlafen. — Ich bin müde, als wären mir alle Glieder verrenkt. Geh, Edeltraut, Luitgard wird geschwinde aufräumen, und alsdann die Lampe ausgelöscht!"

Die besorgte Mutter fragte schüchtern nach dem Sohne. Der Fischer kämpfte eine Weile mit sich selber. Dann entgegnete er väterlich: „Draußen auf der Bank sitzt ein armer Sünder. Ich hab' ihm keine Antwort gegeben, denn sie wäre böse ausgefallen. Der Mutter Zureden wäre dagegen allzugütig für den Trozkopf. Luitgard! Du hältst am besten den Mittelweg. Ründige dem Conrad in ein paar Worten unsere Verzeihung an. Er mag wieder in die Hütte einkehren, die er verwünschte; aber unter der Bedingung, daß morgen nicht ein Wort von dem ganzen verdrießlichen Handel geredet werde. Gute Nacht."

Gebhard ging mit Edeltraut in die niedrige Schlafkammer. Luitgard, obschon noch betäubt von dem, was sie so unerbhofft erfahren, wollte ihrer Pflicht genügen. Sie öffnete die Thüre der Hütte, und trat zu Conrad, der schweigend und den Kopf hängend darsaß. Das Mädchen wollte eben seinen schwesterlichen Spruch anheben, als Conrad sie neben ihn sitzen hieß, und wie

ein Verliebter flüsternd, zu ihr redete: „Ich weiß bereits, was Du mir sagen sollst. Mein Ohr hört scharf durch die Ritzen jener Thüre. Ich erspare Dir alle Mühe. Wenn der Vater mir nicht mehr zürnt, ist mir's recht. Ich will sein gehorsamer Sohn bleiben: Aber vor Allem trieb mein brüderliches Gefühl mich hieher. Ich habe eine Botschaft von Wichtigkeit an Dich.“

Luitgard zitterte. „Von Neidingen?“ stammelte sie. — Conrad drückte ihr den Finger auf den Mund, und fuhr fort, nachdem er sich überzeugt, daß kein Horcher in der Nähe: „Du hast verstanden, Luitgard, daß ich mir keine Schuld an den Händeln des gestrigen Tags beizumessen habe. Der böshafte Salomo hatte euch verkundschaftet und dem Vater verrathen; Gauchlin hatte euch dem Summerkalb verschwächt. Ich mußte mich, um euch zu dienen, unwissend stellen; nicht wahr?“

Die arglose Luitgard nickte. Conrad sprach weiter: „So bin ich denn heute in den Fall gekommen, Dir als ein freundlicher Bote zu erscheinen. Ich habe den Herrn von Neidingen hinter seines Kerkers Stäben gesehen; ich habe mit ihm geredet, ohne daß der spielende Meßner, sein Wächter, es merkte. Die Gefangenschaft hat den jungen Herrn trotziger gemacht. Er hat schon einen Weg zur Flucht entdeckt, und will diese morgen Abend ausführen. Was er draußen und über'm See zu schaffen willens ist, weiß ich nicht, aber er hat behauptet, daß er die Au nicht verlassen würde, ohne Dich noch einmal gesehen, ohne Dir Alles mitgetheilt zu haben, was er von der Zukunft erwartet, und in der Zukunft beginnen wird.“

„Gott segne seine Flucht!“ versetzte Luitgard leise und schwärmerisch: „aber ich darf seinem Wunsche nicht Gehör geben. Ich hab's Dir, den Aeltern, mir selber versprochen, den Vater Heinrich nicht mehr zu sehen.“

„Närrchen, ich absolvire Dich von dem Schwur,

weil denn doch der Herr auf immerdar scheidet. Laß ihm die Freude; wer erfährt's? Ich führe Dich an den verabredeten Ort, unfern von hier; ich werde ein Zeuge des Leberwohls seyn, und alsobald mit eigener Hand den Ausreißer über den See rudern. Mag er dann treiben was er wolle, und von dem Glück zehren, Dich noch einmal, zum letztenmal, gesehen zu haben. Ich werde mich immer freuen, zur Wiederherstellung unsers Hausfriedens und Deiner Ruhe meine Hand geboten zu haben. Ueberlege nicht lange, Schwester, und schlage ein. Vertraue mir, als einem Bruder, dessen Gemüth viel herzlicher ist, als seine Rede."

Luitgard umarmte den treuherzigen Gesellen, und flüsterte ihm zu, wenn auch mit pochender Brust: „Du magst ihm sagen, daß ich kommen will, kommen unter Deinem und Gottes Schirm!"

6.

Der gnädige Herr von der Reichenau saß, — da just die Sonne ihr erstes Gold in den See sprühte, — vor seinem Arbeitspult, und schnitt die Feder säuberlich zu. Dazwischen trällerte er sehr aufgeräumt, aber in Nasentönen, und die dazumal schon beliebte „Schleedornweise," falsch traktirend, sein „Aurora musis amica." Das steife Briespapier lag vor ihm, die Linien waren bereits mit scharfem Griffel darauf gezeichnet. Mit rüstiger Hand schnörkelte der fürstliche Schreiber den ersten Buchstaben der Epistel an die Wittib von Hohensfels,

und lächelte sodann mit inniger Zuvriedenheit die wohlgelungene Initiale an.

Der gute Abt wurde durch ein demüthiges Krachen an der Thüre seines Gemachs in seiner Bewunderung gestört. Der unterthänige Besucher, der bei ihm eintrat, war der Mesner des Münsters; ein Graukopf und Graurock, staubig wie seine Schlüssel und Schränke.

„Was begehrt Du in aller Frühe?“ fragte ihn der Abt etwas unwillig.

Der Mesner, als ein längst bekannter Geheimniß- und Wichtigkeitskrämer, begann, auf seinen Behen heranschleichend: „Ich habe Euch, Hochwürdigster, eine Sache zu vertrauen, die meinen armen Kopf schon die ganze Nacht hindurch beschäftigt, ja, so zu sagen, gemartert hat. Der heilige Laurentius kann auf seinem Kost nicht übler gelegen haben, als ich auf meinem Spreusacke. Mein eigener Witz ist jedoch immer zu kurz, um den verwickelten Knäuel zu lösen, so mir der würdige Vater Heinrich, der zur Kasteiung unter meiner Obhut sitzt, zu entwirren aufgegeben hat.“

„Ei, was Du sagst, altes Wurzelmannlein!“ scherzte der Abt: „ein gordianischer Knoten? heraus damit, daß Wir Dein Gewissen lenken und beruhigen mögen.“

Der Mesner hob mit aufgeblasener Breite an: „Es war gestern um die Zeit, da ich meinem hochwürdigen Gefangenen das Nachtmahl brachte: ein steifes Linsengericht, und frisches Wasser aus dem Eginobrunnen. Das Essen schmeckte dem jungen Herrn nicht sonderlich, und ich stand mitleidig daneben, sehend, wie ihm der Bissen im Munde quoll. Da richtete er plötzlich auf mich seine Augen, von Thränen erfüllt, und sagte wehmüthig: „O mein alter Jakobus! ich werde sicherlich sterben, so ich noch länger in diesem Ort der Trübsal zu verweilen genöthigt wäre.“ — Zugleich erhob er die Hände schmerzlich gen Himmel und seufzte tief. — Ich

tröstete ihn, so gut ich konnte. Und er erwiederte bald darauf noch verzweiflungsvoller, denn zuvor: „Wenn ich Dir sage, daß der Versucher bei mir ist, und mir beständig zuflüstert, meinem Gram und meinem Leben zugleich ein Ende zu machen, so sage ich Dir gerade nur die allerreinste Wahrheit. Wenn mein Zustand sich nicht ändert, und zwar am nächsten Tage schon, so will ich nicht verbürgen, daß mich mein Heiland nicht verlasse. Du wirst mich ohne Zweifel an jenen Eisenstangen aufgehängt finden, da mir ein adelicher und tapferer Tod verboten ist.“

„So? ist's um diese Zeit? hm! hm!“ schaltete der Abt erschrocken ein. —

„Hm! hm! gerade so machte ich auch,“ redete der Mesner weiter, „und ich spürte, daß mein Gesicht blässer wurde, denn gewöhnlich. Alles Blut drängte sich mir in der Kehle zusammen; ich konnte kaum mehr athmen, ich war selber, als wie gehenkt. Ein solches Unglück ist im Kloster noch nie erhört worden, und der junge Priester dauerte mich gar sehr. Ich weiß nicht mehr, was ich in meiner Bestürzung vorbrachte, und er selber hörte es wohl nicht, denn er lag, den Kopf in seinen zitternden Händen, vorwärts auf den Tisch gebeugt. — Doch fuhr er bald und geschwinde empor, sah mich mit rollenden Augen an und rief: „Ich bin ewig der Verdammniß verfallen, Jakobus, wenn Du mir nicht aus diesem Käfig hilffst.“ — Nur könnt Ihr Euch denken, Hochwürdigster, wie ich zusammenbebte.“

„Aha! 's geht dahinaus? Wohl, wohl,“ bemerkte der Abt zum großen Erstaunen des alten Kirchendieners: „Wie meinte er's? Was gabst Du ihm zur Antwort?“

„Wie er's meinte, gnädiger Herr? Im völligen Ernste. Ich sollte die Pforte offen lassen, ein Auge

zudrücken, und in der Nacht, die da kommt, keinen Lärm machen, wenn ich den Vogel nicht mehr im Bauer fände. — Was ich ihm zum Bescheid gab? daß meine Pflicht mir verbiete, ihm zu willfahren. — Doch graute mir heimlich vor dem Selbstmord des Armen, der ihn um Leib und Seele bringen würde.“

„Freilich, freilich, Du grauer Kirchenkauz. Aber — sagte er Dir nicht, wozu er seine Freiheit benützen wolle? Sey aufrichtig, Jakobus.“

Immer vertraulicher erzählte der Mefner: „Er wolle schon nächtllicherweile in einem Schifflein über den See gen Allensbach kommen, sagte er, er sey des Ruderns selber kundig und kenne die Furth genau. Dann wolle er seine Mutter umarmen und stehenden Fußes ohne Schuhe und barhaupt gen Rom laufen, um von unserm heiligen Vater Verzeihung und Auflösung seiner Gelübde zu erbetteln; denn er könne nicht mehr ein Mönch seyn, das fühle er wohl. Er werde auch sein Vorhaben in Rom ausführen, und wenn er das Leben daran setzen müßte.“

„Berwegenes Pfäfflein!“ schmunzelte der Abt, „dem ist der Federbusch über Nacht gewachsen. Sieh, sieh! mit einemale schaut der Turnierjunker aus Benedikti schwarzer Kutte. — Weiter, Jakobus.“

„Weil ich ihm nichts gewähren durfte, hab' ich ihm auch nichts versprochen; aber wohl ihn auf meinen Knien gebeten, sich am Leben nicht zu vergreifen. Ich wolle mich bedenken, sagte ich ihm noch, da er durchaus darauf bestand, daß ich ihm heute noch einmal eine Antwort auf seine Frage geben müsse. — Wie ich jedoch auf meiner Kammer war, gnädigster Herr, lief mir der Kopf umher, wie ein rollendes Wagenrad. Wie hätte ich schlafen können? Alle Viertelstunden tappte ich an des armen Herrn Thüre, und horchte, ob er noch ein Zeichen des Lebens gäbe. Ach! er schlief selber nicht. Die

ganze Nacht lief er im Käfig auf und nieder, die Hände ringend, seufzend, mit sich selber redend, mit den Füßen stampfend, betend und zürnend. — Als der Morgen graute, drängte mich's, die wichtige Sache einem meiner weisen Obern zu offenbaren. Der nächste war mir der Spitalherr"

„Wie? Du hättest ihm bereits gemeldet?“ fragte der Abt, hastig aufstehend.

Der Mesner küßte den Saum von Rosenegg's Scapuliere, und versetzte zerknirscht: „Ich ersterbe in Anbetung Eurer Würdigkeit, gnädiger Herr. Auf dem Wege zu Herrn Summerkalt fiel mir ein, daß der werthe Spitalamtner gewißlich noch im Schlaf begraben, und daß meine Pflicht sey, meinem gnädigsten Herrn Abt wie die geringsten, so auch die schwierigsten Dinge haarklein zu berichten. Desßhalb steh' ich vor Euch, als ein schlechter dummer Mann, um von Eurer Weisheit zu vernehmen, was hier meines Amtes sey, und wie ich's anzufangen habe, um des jungen Priesters aufgeregten Kopf zu beruhigen und zu einem vernünftigeren Gedanken, als das Aufhängen ist, zurückzubringen?“

Ohne sich zu besinnen und mit völliger Gelassenheit sprach der Abt: „Nichts anders, liebster Knecht Jakobus, wirst Du thun, als gerade nur des armen Mönchs Begehren erfüllen.“ Der Mesner stand mit offenem Munde. — Der Abt nickte ihm zu, fortfahrend: „Wie ich Dir sage, Jakobus. Du mußt die Pforte offen lassen, ein Auge zudrücken, und in der Nacht, die da kommt, keinen Lärm machen, wenn der Vogel ausfliegen sollte. Noch mehr: Du mußt besorgt seyn, daß ein Machen für den eiligen Ruderer an bekannter Stelle bereit sey, Ich will den Heiligen danken wenn das junge Uergerniß aus unsern Hallen in die Welt gebrochen seyn wird. Besser zehn flüchtige Priester, als ein Opfer der Verzweiflung.

Und zu den Füßen des Statthalters Christi oder seiner Gesandten ist die unerschöpfliche Barmherzigkeit zu finden, die der gräulichste Sünder, so er wahre Reue fühlt, nicht vergebens anfleht. Ich sage Dir, Jakobus, am Tage des Gerichts werden diejenigen, welche den armen Leidenden in die Rutte statt in den Harnisch gejagt haben, schlimmer daran seyn als er, der nicht geschaffen ist, am Altar zu dienen.“

„Ich staune, aber ich schweige pflichtgetreu,“ stotterte der Mefner: „Ihr müßt wissen, was gut, was böse, gnädiger Herr. Aber ich empfehle mich Euerm Schutz, Hochwürdigster. Der Zorn des Spittelherrn wird grimmig auf mich, den Nachlässigen, niederfahren wollen. Darf ich Euern Befehl als meinen Schild vorhalten?“

Strenge erwiderte Rosenegg: „Nicht der Abt, nicht der Spittelherr, noch irgend ein Mensch auf der Erde soll von der Begebenheit ein Mitwiffer gewesen seyn, hörst Du? Nimm, der Menschlichkeit zu Liebe, die Last der Säumnis und Nachlässigkeit auf Deine Schultern allein. Aber sey getrost. Ich werde Dir vergeben, und Herrn Summerkalbs Erbitterung auszutilgen wissen.“

„Weil Ihr gebietet, will ich Alles vollziehen,“ seufzte der Mefner: „aber wie schwer wird das Geheimniß auf meiner Zunge drücken! Wär' nur der Tag vorüber!“

„Warte Deiner Pflichten still und emsig, Jakobus. Trinke heute nicht Wein, plaudre mit keinem Weibe, laß Dich im Mittagschlase nicht belauschen, so wirst Du schweigen können. Deine Botschaft hat mir Freude gemacht, Jakobus. Ein räudig Schäflein gehört vor, richt in den Stall.“

Indem sich Jakobus zum Abschied verneigte, murmelte er: „Wie konnte denn geschehen, weisester Abt und Meister, daß gerade Vater Heinrich, der Frömmsten einer, in des Satans Stricke fallen mußte?“

Da lächelte der Abt mit verklärten Zügen: „Woher

weißt Du denn, Jakobus, daß ihn der Satan trieb? Wahrlich, er wurde uns ungetreu, um größern Sünden auszuweichen. Noch sind seine Werke rein und straflos; aber er ist erwacht aus dem Schlummer seiner Frömmigkeit, die nur eine angelernte gewesen, gebrechlich früh oder spät; je später, mit um so größerm Mergerniß. Denke an die Blümlein, die im Lenz aus dem Schnee ihre Köpfe strecken, von einem heißen Sonnenstrahle plötzlich geweckt. Sieh, ein solcher Strahl hat wie ein Blitz des Meidigen Herz berührt, und aus einer kalten Schneerift in eine brennend aufschießende Saat verwandelt. Gott im Himmel und seiner Kirche Oberhaupt auf Erden mögen sorgen, daß Blumen und Früchte aus der wilden Saat reifen. Hier auf der Au würden nur Disteln und Nesseln daraus erwachsen. Ich segne Dich, mein Sohn."

7.

Die vorübergegangenen Mondnächte hatten gebracht, was sie häufig in ihrem Gefolge führen; einen düstern umwölkten Himmel, durch dessen Wolkenrizen nur hie und da ein Sternchen funkelte, um alsobald wieder im Wolfenschaum zu verlöschen. — Die Fluth des Sees war schwarz und etwas bewegt von aufkräuselnden, breit vom Westen heranschlagenden Wellen. — In der Richtung von Allensbach gegen Oberzell auf der wallenden Fluth schaukelten Zweie in einem Ruderkahne.

„Thu' gemächlich, Pontus *),“ sagte der Eine: „halte links; nimm Dich vor den überschwemmten Stellen in

*) Diminutiv des Namens Theopont.

Acht. — So, dort ragt ein Baum aus dem Wasser, laß uns hinantreiben und den Kahn festmachen. Wir haben ungefähr noch anderthalb Steinwürfe bis zum Flecke, wo wir landen können. Laß uns hier das Zeichen, daß unsere Leute kommen, erwarten."

Sobald Alles geschehen, wie der Befehlende geheißen, fragte Pontus, der Schiffer, faul im Boote gelagert: „Willst Du mir nicht endlich sagen, Freund Winterkorn, was wir in dieser dunkeln Nacht auf dem unruhigen See und an den Ufern der Au zu schaffen haben? Höre wohl: ich hab' Dich oft begleitet und geführt auf allerlei Zügen, die eben nicht von jedes Menschen Augen be- lauscht sehn durften. Ich habe nie Deine kleinen oder großen Schelmereien verrathen. Dafür verlange ich heut von Dir die alte und gewohnte Aufrichtigkeit. Was ist das eigentlich mit dem Mädchen, das wir von der Au holen wollen?"

„Du bist gar vorwitzig, lieber Freund,“ bemerkte Winterkorn empfindlich. — Pontus versetzte aber gelassen: „Ich hab' ein Recht dazu, und will Dir nicht verhehlen, daß, wenn Du ferner verstoßt schwiegest, mein Mund eben nicht verschlossen bliebe. Wär's ein Verbrechen, dessen Du mich als Mitschuldigen theilhaftig machen wolltest? Ich finde den Weg zum Hause des Richters. Wär's ein Unternehmen auf Handel und Gewinn? Gib mir einen Theil hievon, oder fürchte, daß ich plaudre.“

„Nun denn,“ sagte Winterkorn mißvergnügt aber nachgebend dem Zwange: „Weil Du mir drohst, will ich Dir mit wenigen Worten sagen, Du Argwöhnischer, was hier unser Geschäft. Es lebt ein altes Weib von altem Hause zu Ueberlingen, dem ich oft Zinsgeschäfte zu besorgen hatte. Die Wittib hat ein feines Gut, wiewohl nicht allzugroß, und wollte es den Heiligen vermachen. Da hat vor Kurzem in einer schweren Krankheit Gott ihr Herz gerührt, daß sie an eine arme Bruderstochter dachte, die, wie die

Wittib einmal von einem nun verstorbenen Bruder vor langen Jahren vernommen, aus einem Kriege, in dem ihre Eltern blieben, wunderbar gerettet seyn, und zwar auf der Au leben sollte als ein armes Landmägdelein. Ihres Vaters Brüder hatten sie nämlich verläugnet, um des Todten Güter zu theilen. — Die Wittib fragte mich in ihrer Gewissensangst — denn auch sie hatte vor Zeiten zu der Verläugnung ihre Zustimmung gegeben — ob wohl an der Sage etwas Wahres, und das Mägdelein auf der Au am Leben. Ich versprach ihr, mich zu erkundigen, und fand bald eine Dirne von schönem Außern, die ich gern als mein Weib heimgeführt, und alsdann der alten Geizhälftin als ihres Bruders Kind vorgeführt hätte. So weit war Alles gut; der Betrug wäre ein frommer gewesen, um der Matrone Sterbstündlein ruhig zu machen, und ihr Gut in würdige Hände zu bringen.“ —

„In die Deinigen,“ bemerkte Pontus spöttelnd; „wozu aber dann ein Raub des Mägdeleins?“

„Weil es sich nun trifft, daß ich leider auf der ganz gerechten Fährte ging. Die Dirne ist wirklich, wofür ich sie ausgeben wollte. Der Abt hat sich hineingemischt, will mit dem Weibe zu Ueberlingen unterhandeln. Von einer Hochzeit mit dem Fräulein keine Rede mehr. Wenn ich aber nur wenigstens eine starke Belohnung von der Alten haschen will, muß ich dem Abt zuborkommen. Darum beredete ich Luitgardens Bruder, einen dummen, groben Menschen, der die Dirne gern aus dem Hause haben will, ich könne ohne seine Schwester gar nicht leben und wolle sie ehlichen um jeden Preis. Weil aber der Vater und der Abt dagegen, so möchte er mir auf listige Weise die Jungfrau gen Allensbach liefern, wo sie bei meiner Schwester verweilen würde. Wenn gleich ihre Unschuld nicht die kleinste Gefahr laufen sollte, so würde doch um des Geredes der Leute willen der Vater gezwungen seyn, ein süßsaureres Ja zu sagen, und der-

gleichen mehr, was der arme Teufel, großen Gold erwartend, glaubte. Wir spannen ein Mährlein aus, das er seiner Schwester verkünden sollte, und jezo warten wir auf das Zeichen, daß er am Strande. Wir rudern schnell hinan, bringen das Mägdelein geschickt, wenn auch mit Gewalt, in den Nachen und führen sie hinweg, quer durch's Land, schaffen sie dann über's Wasser nach Ueberlingen und werfen sie der Alten in die Arme. Ich schnappe in der ersten Freude einen reichen Lohn weg...!"

„Den ich mit Dir theile,“ fiel Pontus ein, „und der Pflugevater und der dumme Bruder haben das Nachsehen. Aber der Abt . . . was wird er sagen? mir ist noch so vieles dunkel in dieser Geschichte...“

„Klaube es zusammen, wie Du magst,“ brummte Winterkorn, der von dem Vorschlag der Theilung des Geschenks nicht besonders erbaut schien; „was den Abt betrifft, so ist er ein herzensguter, schwacher Greis, der immerdar am Ende verzeiht. Ha, ha, ha! er glaubte sein Geheimniß so sicher verwahrt, aber ich habe schon Schlauere getäuscht, als der Vater Frideli ist.“

„Das weiß Gott, Winterkorn. Mir faust das Ohr von dem Allerhand, was Du mir jetzt in Einem Athem aufgetischt hast. Wie ist aber der Name des Geschlechts, das mit dem Findling beglückt werden soll?“

„Du bist denn doch allzuneugierig!“ schmälte Winterkorn. — Vom Lande her rief ein Guckuck. — „Ha, das ist Conrad!“ sagte der Allensbacher und wiederholte den Ruf. Noch einmal rief der Guckuckmensch vom Lande. — „Richtig, er ist's, Pontus. Laß uns rudern, und die Erzählung aufschieben.“

Indessen saß die Jungfrau, welche die Spitzbuben als eine sichere Beute zu holen kamen, hinter einigen Erlenstämmen am Ufer, und lauschte den Schritten ihres Bruders, der sich, am Gestade hingehend, von ihr entfernte, um seine Zeichen zu geben. Dem armen Mäd-

den schwante Unheil; sie wußte sich plötzlich Conrads Betragen und Meidingsens Außenbleiben nicht zu erklären. Vor ihren Sinnen schwamm Alles durcheinander, wie ein Traumgebilde. Sie zweifelte an der Wahrheit dessen, was ihre Mutter am vorigen Tage ihr vertraut hatte, denn Edeltraut hatte sich von jener Zeit an immer von ihr entfernt gehalten, um allen ihren Fragen auszuweichen; der Vater war verschlossen geblieben, wie schon vordem. Luitgarde fürchtete sich vor dem Zorne des Letztern, wenn er erführe, daß sie dem Meidingen Lebenswohl zu sagen gegangen sey. Am allermeisten bekümmerte sie, daß sie nicht wußte, was sie dem geliebten Flüchtling sagen sollte. Ihre Liebe unumwunden gestehen? oder sich kalt und dennoch im Herzen verzweifelnd von ihm wenden? Sie zitterte vor einem und dem andern.

Ein Geräusch in ihrer Nähe ängstigte sie auf's Peinlichste. Sie schlug bebend ihren Arm um den Stamm, zu dessen Füßen sie saß; sie suchte ihr Haupt zu verbergen. Zwei eilige Menschen kamen den Pfad daher. — Der Eine sagte: „Links, hochwürdiger Herr, werdet Ihr den Kahn finden; er ist nur leicht befestigt, mit Rudern versehen. Ich durfte ihn nicht an die eigentliche Ueberfahrt stellen, um nicht Verdacht zu erregen. Gott geleite Euch, und helfe mir über meine Strafe hinaus!“

„Der Herr vergelte Dir mit Gutem, was die Menschen an Dir Böses thun möchten, Jakobus,“ antwortete der Andere: „vergiß nicht, Luitgarde zu grüßen, und ihr zu sagen....“

Schon war der ängstliche Mesner weit in die Felder gelaufen, aber vor dem Herrn von Meidingen stand Luitgarde selbst, faßte seinen Mantel, und fragte mit bebendem Munde und zärtlichem Vorwurf: „Ihr wollt scheiden, Vater Heinrich, ohne mir ein Wort zu sagen, und ich erwarte Euch schon so lange?“

„Du, mein holdes Engellind?“ rief der Flüchtling

bestürzt, aber freudig ergriffen: „Wie deute ich mir Dein Erscheinen in dieser Stunde?“

„Wie, Vater'Heinrich? rief Euch mein Bruder nicht?“

„O, was will ich von Deinem Bruder, der uns sicherlich an meinen Oheim und Deinen Vater verrathen hat? Du sprichst in Räthseln, Luitgard.“

Der Bruder schlich indessen mit den Allensbachern durch's Gebüsch. — „Folgt mir,“ sagte er: „sie ist unser.“

„Was bedeutet nur das Schiff mit den Laternen, das von Allensbach herüber schwankt?“ murmelte Pontus mit Besorgniß. —

„Thut nichts, Pontus,“ sagte Winterkorn stillhaltend, während Conrad vorausging: „in der dunkeln Nacht schiffen wir unbemerkt an den Laternen vorüber, und wenn die Dirne schrie....“

„Halt! was ist das?“ donnerte Conrads Stimme: „Halt! was will der Pfaffe bei meiner Schwester?“

„O Verräther und Betrüger! lässest Du die Larve fallen?“ rief Luitgard voll Abscheu, und Heinrich fragte drohend, seine Sicherheit in die Schanze schlagend: „Was führst Du im Schilde, Gauner? Wohin wolltest Du Deine Schwester locken?“

„Zu Hülfe!“ brüllte Conrad, die nahenden Allensbacher spürend: „meine Schwester will mit dem entsprungenen Mönch entlaufen! — haltet ihn, schleppt sie von dannen; in die See mit ihm, in's Schiff mit ihr!“

Winterkorn und Pontus sprangen vor. — Luitgardens Geschrei gellte durch die Lüfte und den Sturm, der sich erhob.

„Elende! wollt ihr mich lassen? Wollt ihr von der Dirne weichen?“ wüthete Heinrich und entriß dem Pontus seine Ruderstange. Das Mädchen umschlingend, schlug er mit derben Streichen seine Gegner, die anfänglich zurückwichen, dann aber im Vertrauen auf ihre Zahl den längs dem Ufer Fliehenden nacheilten

„Entweder muß ich des Todes sehn, oder der Verführer sterbe!“ schrie Conrad, den Mönch erfassend. — Die Allensbacher jagten nach und trennten die Erbitterten. Plötzlich standen Alle, die sich hier verfolgten, wie verzaubert still, und sahen sich von hellem Licht umstrahlt. Auf der Gewalt der Sturmwoogen war das mit Laternen beleuchtete Schiff von Allensbach dahergefahren, und die in's Wasser springenden Knechte trugen, indem andere das Fahrzeug an Bäumen fest machten, auf ihren Schultern die Gäste, die in dem Schiffe gekommen waren, an's Land. Die Thürmer auf Hatto's Kirche und auf dem Münster bliesen in ihre Hörner. Die Wasserglocke wurde angezogen.

Die Vornehmsten der Fremdlinge waren schon am Lande: ein Geistlicher im weilsenfarbigen Gewande mit den Insignien hoher Würden, und zwei Edelfrauen von hohen Jahren, in reichen Meiseröcken und Mänteln. — Als Heinrich diejenige gewahrte, die voranschritt, von der wehenden Fackel eines Dieners beleuchtet, rief er außer sich: „Luitgard, weh mir! diese ist meine Mutter! ach! ihren Vorwürfen werd' ich nicht widerstehen können!“ Mit diesen Worten stürzte er zu den Füßen der Frau von Meidingen, die, den Mantel wegwerfend, ihn mit einem Freudenruf umarmte.

„Dieses Kleid, o meine Mutter, was soll dieses Kleid?“ fragte Heinrich, vor der tiefen Trauer erschreckend, die seine Mutter trug.

Bittere Zähren rannen in die Thränen der Freude. „Deine Brüder, beide gefallen vor Hohentwiel im Kampfe mit dem Klingenberg.... Du der Letzte Deines Stammes!“ seufzte die Trauernde. Aber alsobald setzte sie hinzu: „Ich bringe Dir Deine Freiheit vom Priestergeübde, mein Heinrich. Der Kaiser, den ich in meinem ersten Schmerz als Gast empfing, bestätigt Dir die Lehen und die Fahne Deines Vaters, Deiner Brüder. Der Legat

des heiligen Vaters, vom Kaiserhof nach Wälschland zurückkehrend, mit allen Vollmachten ausgerüstet, will auf der Reichenau einen Glücklichen machen, Dich der Klosterpflichten entbinden, und der Mutter ihren nun einzigen Sohn frei zurückgeben."

"Segen des Himmels!" jubelte Heinrich: „ich stehe so schnell und unerwartet am Ziele!“ Er beugte sich tief vor dem freundlichen Prälaten aus Wälschland, und sagte dann versöhnend zur Mutter: „Vergebt, daß ich meinen Freudenpsalm in Eure Trauerklage singe. Ich beweine die Brüder, die mich haßten! aber Ihr ahnt noch nicht, Mutter, wie glücklich mich der heutige Abend macht!“

"Mein Sohn!" rief die Mutter wieder, ihn fest umschlingend: „Ich habe wieder einen Sohn!“ dann kehrte sie sich zu ihrer Begleiterin mit den Worten: „Frau von Hohenfels! möchtet Ihr so glücklich seyn, wie ich, und die Tochter finden, die Ihr sucht, wie ich meinen Sohn gefunden habe.“

Die Gefährtin der Frau von Neidingen faltete die Hände, und versetzte weinerlich: „Der Herr kennt meiner Seele Unruhe, und die Begierde, die ich habe, meines Bruders Mangold Unrecht gut zu machen. Er segne auch mein Forschen, wenn er selber den Traum gesendet hat, der mich so unwiderstehlich und plötzlich aus meiner Klause hiehergetrieben! Im Traum hab' ich das verlorne Kind gesehen, und es zum meinigen erwählt. Wird mich jedoch der Traum nicht täuschen, wie mich schon eines falschen Menschen trügerische Vorspiegelungen täuschten, der gelobt hatte, die arme Waise zu finden, und in meinen Schoos zu führen?“

Winterkorn, von den umherspähenden Augen der Edelfrau erkannt, benutzte die glückliche Stunde, und führte Luitgarde, trotz ihres Sträubens, der Wittib von Ueberlingen entgegen: „Seht hier Euers Bruders Kind,

nunmehr Eure Tochter. Ich bin stolz, mein Versprechen gelöst zu haben."

Da erschien der Abt in seinem besten Ornate, umgeben von vielem Volke, seines Eilands unverhoffte Gäste zu empfangen und aus der stürmischen Nacht hinweg in sein übelberathenes Haus zu führen.

8.

Unter den verwitternden Bögen der kaiserlichen Pfalz, auf den wackelnden Stühlen, die kaum hie und da noch einen Ueberrest der ehemaligen ansehnlichen Vergoldung aufzuweisen hatten, an einer Tafel, die Herrn Summerfalks plötzlich vor dem Legaten des Papstes erwachte Freigebigkeit in Eile geziert, und die fromme Beisteuer der Unterthanen des Gotteshauses bestellt hatte, saßen lauter glückliche Menschen. — Des Abts Erklärungen, des herbeigeholten Gebhards und seines Weibes Zeugnisse, Heinrichs Geständnisse und Luitgards Hingebung. Die gesteigerten Gefühle der Mütter, die eine von Heinrich sehnlichst gewünschte Einwilligung zu versagen nicht die Kraft gefunden, hatten glücklich und schnell die Seltsamkeit der ersten Begegnung überwunden, und einen festen Bund zwischen den beiden Häusern Meidingen und Hohensfels-Brandiß gestiftet. Im Widerschein dieses Glücks strahlten Gebhards und Edeltrauts, der hochbelohnten Ritter Luitgardens, biedere Gesichter. Als neugierige oder beschämte Zeugen standen unter dem an den Treppenschranken gaffenden Volke die ehemaligen Freier Luitgards und Conrad, der betrogene Betrüger. Der Abt begann aber lustig, seinen hohen Gast, den Legaten ansprechend: „Ihr habt

die beste Zeit erwählt, auf der Reichenau den Gebetnen des heiligen Markus und des heiligen Januarius Eure Ehrfurcht zu bezeigen, denn Ihr kommt mit den Schlüsseln, die da lösen, und einen bessern Menschen als den Neidlingen habt Ihr noch nie der Welt zurückgegeben. — Vergebt aber die schlechte Bewirthung. Wir haben nichts mehr, und wäre Abt Eberhard heute noch am Regiment, es wäre die Frage, ob Ihr sogar der Heiligen Reliquien noch hierinnen fändet. Er hätte sie schon lange den Benedigern und Neapolitanern verhandelt, die mit uns um die kostbaren Ueberreste streiten. — Indessen, was gegeben, ist von Herzen gegeben. Es kredenzt uns freilich nicht mehr, wie vordem, der Ritter von Salenstein den Pokal; die Ritter von Hohenkrähen sind freilich nicht mehr unsere Vorschneider, aber dennoch sollt Ihr morgen sehen, daß es uns an Lehensleuten ganz besonderer Art nicht gebricht.“

Der Abt hielt Wort. Beim feierlichen Gottesdienste des nächsten Tags, dem der Legat beiwohnte, und nach welchem er den Freiherrn Heinrich von Neidlingen von allen Kirchengelübden freisprach, und in seinen vorigen Stand wieder einsetzte, stand Winterkorn, der Pfening-Lehensmann von Allensbach, in einem gar wunderlichen schwarzen Flügelrocke, den Degen an der Seite und eine Hellebarte in der Hand, in der Mitte der Kirche, und opferte beim Ite, missa est, mit allerlei seltsamen Ceremonien einen Costnizer Beckenpfening auf den Altar des heiligen Bluts. — Bei der Mahlzeit, die hierauf folgte, erschien der dicke Gauchlin, im Pickelhäringskleide, und machte einen Purzelsprung bei jedem Gerichte. In der Nacht endlich, weil der Sturm sich gelegt hatte, und die Frösche in den Weihern quackten, mußte Salomo, der Maier, im Wasser sein Lehnsamt verwalten, und mit einer Stange seinen Unterthanen

Ruhe schaffen, damit die Gäste in der Pfalz sanft schlafen konnten. —

Nach wenigen Monden segnete der gute Abt den Freiherrn Heinrich und Luitgard auf der Reichenau zur Ehe ein. Die Dankbarkeit des Paares hatte dasselbe bestimmt, diesen Ort zu wählen. Vater Gebhard im schlichten Fischerkleide führte sein Pflegekind zum Altare; neben ihnen führte Heinrich die würdige Edeltraut. Wie er so einherschritt in seinen Junkergewändern, mannhaft und ritterlich, priesen ihn alle Zungen, und jubelten der wunderschönen Braut entgegen. „Das sind unsers Stammes Augen und Gesichtszüge!“ schluchzte die Hohenfels in ihrer Freude, knieend neben der Frau von Neidlingen: „So wie Euer Sohn Euer Konterey, so ist Luitgard das Ebenbild ihres Vaters, meines guten Wölfls, dem unser Herr eine fröhliche Auferstehung verleihe!“

Und mitten in der Kirche, auf Befehl des Abts, der das böse Betragen der drei Freier gegen Luitgard auf seine Weise ahnden und vergelten wollte, stand wieder der sauersehende Winterkorn mit Degen und Hellebarte, gleichwie am Pranger unter den Augen der spottenden Menge. — Bei der Festmahlzeit machte der feiste Gauchlin seine plumpen Fastnachtsprünge, und der arme Salomo peitschte in der Nacht unter den Fenstern der Neuvermählten seine Frösche.

Inhalt.

	Seite
Die Gesellen der schwarzen Kunst	1
Abt und Lehensleute in der Reichenau	31

G. Spindler's Werke.

Classiker - Ausgabe.

LXI.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.

M a n c h e r l e i.

Von

C. Spindler.

Z w e i t e r B a n d.



Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1855.



Gedruckt mit Hallberger'schen Schriften.

Das Testament des Bucherers.

1.

St. Paul-du-Gué ist ein reizender Weiler an dem Ufer der Rhone. Die wenigen Bewohner seiner Hütten scheinen sich das Wort gegeben zu haben, aus ihrer Heimath ein kleines Paradies zu machen. Die Fülle der Reben, zierlich aufgehängt an Ulmen und Fruchtbäumen, die Mandelblüthen und Pappelgruppen, über leichtfertig rieselnden Bächen schwankend, verkleiden mit Geschmack die Armuth, die in den Behausungen des arbeitsamen Völkchens herrscht, die jedoch dessen Frohsinn nicht trübt. Die Bescheidenen brauchen so wenig, daß ihnen Alles, was über das dringendste Bedürfniß hinausgeht, wie ein unnöthiger Ueberfluß vorkömmt. Sie nahmen von Alters her ihr mühevolltes Daseyn als eine Wohlthat des Himmels an, und nur gar selten kam ein Wort des Neides über ihre Lippen, wenn sie zu dem Herrenhause aufschauten, das vor einigen und zwanzig Jahren erbaut, auf der Spitze des Hügel's thronte, an dem die weißen Mauern des Weilers hinansteigen.

Das genannte Haus, ein beschränktes, aber äußerst liebliches Besizthum mit Hof und Gärten, mit Springbrunnen und dunkelschattigen Alleen, gehörte endlich einem Manne, der während der Kaiserzeit, wie man sagt, von Nichts zu Etwas gekommen war, seinen Reichthum aus den trübsten Quellen fischend.

Gabriel Coudresin, ein Altersgenosse des berühmten Raffitte, wie dieser ein Sohn unbemittelter Eltern, hatte sich vom kleinen Geldmäflergeschäfte bis zu der Sphäre eines Armeelieferanten aufgeschwungen. Italien, Spanien, Deutschland waren nach der Reihe der Schauplatz seiner Spekulationen und Räubereien gewesen. — Der rüstige französische Soldat, der sich in Coudresin's Magazine die Krankheit geholt hatte, die ihn zum Spital reif machte, starb gewöhnlich dann in der Ambulance an der Grausamkeit der Coudresin'schen Administration.

In einer Zeit, wo die zermalmenden Räder der Kaiserherrschaft immer schneller sich dem Abgrund zuwälzten, wo unter den Befehlshabern des Heers nur wenige waren, die nicht ihrer Habsucht gefröhnt hätten, ging das unredliche Treiben der Lieferanten beinahe unbeachtet seinen Gang. Vergebens erließ der Kaiser von Zeit zu Zeit die strengsten Verordnungen; vergebens beliebte er dann und wann, den Räubern vergeltungsweise große Summen zum Nutzen seines eigenen Schatzes abzupressen. Die harten Geldbußen wurden bezahlt, und doppelt gierig der Soldat, der Staat, und der Freunde wie der Feinde Land geplündert. — Und als der Stern des großen Reichs erbleichte, fielen zwar Hoheit, Macht und Glanz des Helden in den Schooß der Grynnyen, aber was die geizigen und ungetreuen Verwalter gestohlen, blieb in ihren Klauen. Auch sie streckten sich auf ihren Lorbeeren aus, und genossen, zum Theil am Licht der Sonne, zum Theil im Verborgenen, ihre Schätze.

Coudresin, der noch in den letzten Monaten der Existenz der großen Armee eine bedeutende Aderlässe an seiner Kasse zu erdulden gehabt hatte, zog sich demungeachtet mit einem immer noch beträchtlichen Vermögen an die Rhone zurück, und erhandelte das Schloßchen von St. Paul-du-Gué, wo er seine Tage verlebte wie ein Hamster, immer noch im Kleinen spekulierend, und zu Grunde richtend, wer sich seiner trüglichen Hülfe oder seinen Vorspiegelungen überließ.

Aber vergebens hätte man in der Höhle des Hamsters den schmutzigen Hausrath, die ärmliche Livree des Geizigen gesucht, womit unsere Einbildungskraft sowohl den Schlupfwinkel als die Person eines Wucherers auszustatten pflegt. — Coudresin war ein lebesüchtiger Selbstling, eingerichtet wie der nobelste Dandy, und seine Gestalt nahm beim ersten Anblick zu seinem Vortheil ein. Obgleich den Fünfziggen nahe, glänzte die frischeste Farbe auf seinen Wangen, sein hoher Wuchs wie seine Wohlbeleibtheit zeichneten ihn aus; die feinsten Kleider nach dem neuesten Schnitt stellten seine körperlichen Vorzüge in's hellste Licht. Er sparte nichts, wenn es sein Wohlbestanden galt, er schlürfte das Leben eines reichen Hagestolzen mit aller Behaglichkeit. Er hätte nicht geahnt, daß eines Genießenden Daseyn seine schwarzen Seiten haben könne, wenn nicht seit einigen Jahren eine sonderbare Störung in seiner Gesundheit eingetreten wäre, die zwar dann und wann aussetzte, aber auch sich häufig belästigend und beengend einfand, und ihn vermocht hatte, zu den Vorschriften eines Arztes seine Zuflucht zu nehmen.

Manchmal, wenn die Beklemmung der Krankheit sich fühlbar machte, und Coudresin's Frohsinn in Mißmuth wandelte, harrte er mit Sehnsucht der Ankunft seines Aesculaps, der zugleich Gesundheits-Beamter und Adjunkt des Maire von Blanchemont war, zu welcher letztern Gemeinde der Weiler St. Paul-du-Gué gehörte.

Eines Nachmittags stand der Erlieferant auf dem Balkon seiner Wohnung, und beobachtete mit erwartendem Auge den Doktor Lapiere, der sich langsam auf seinem Köhlein dem Weiler näherte. Die Füße des Reiters ruhten nachlässig in den Steigbügeln; an seiner Brust trug er einen Strauß von Feldblumen, in seiner Rechten, statt der herrischen Peitsche einen frischen Zweig, womit er sorgfältig die Stechfliegen von seinem getreuen Thiere scheuchte.

Freundlichen Auges überschaute er die wehenden Halme der Saaten, die im lauen Winde auf und nieder schwankenden Ranken der Weinstöcke, und sein Haupt, leicht geneigt gegen das Ufer des schönen Stroms, schien das geschwägige Flüstern des Schilfs, und das lustige Gurren der Grillen zu belauschen.

Das Zögern des Marsches, das dem Reiter so wohl gefiel, behagte dem wartenden Patienten gar wenig. Sobald Lapierre des Lektorn Stimme vernehmen konnte, hörte er sich mit Vorwürfen überschüttet, die ziemlich launig ausgesprochen, aber sehr ernstlich gemeint waren.

„Doktor, Ihr reitet daher, wie ein Kreuzträger, wie der König von Ivotot! Adjunkt, Ihr vernachlässigt mich auf unerhörte Weise! Freund Lapierre, Ihr schlummert auf Euerm Gaul ein, während ich auf meines Schlosses Zinnen verzweifle!“

Lapierre setzte achselzuckend seine Lydie in Trab, und langte bald an der Treppe des Hauses an, wo ihn der ungeduldige Kranke empfing. — „Fühlt mir den Puls, lieber Freund,“ begann Goudresin zudringlich, seinen Arm hinhaltend: „schlecht geschlafen, abscheulich geträumt, Erstickungsversuche nächtlicher Weile, Herzklopfen und Magendrücken, Schmerzen im Rücken, kaum zum Aushalten, gallige Laune, schwarze Gedanken! kurz, Alles schlimmer als jemals zuvor. Eure Arzneien taugen nichts. Ihr gebt Euch keine Mühe mit mir Armen, der lumpigste Bettelbube im Bezirk erfreut sich einer größeren Aufmerksamkeit von Eurer Seite, als ein honetter Mann, der von seinen Renten lebt, auf der Geschwornenliste steht, und Kapitän der Nationalgarde seyn könnte, wenn er der einstimmigen Wahl seiner Mitbürger nachgegeben hätte.“

„Duf! das war viel in einem Athem gesagt!“ unterbrach der Adjunkt den Zürnenden: „Lassen Sie mich nur zur Besinnung kommen. Wir wollen Ihren Puls erst nach einigen Minuten untersuchen; Sie sind alterirt, mein lieber

Herr. Beruhigen Sie sich ein wenig, und sagen Sie mir, wie Sie die paar Tage zubrachten, seit ich nicht das Vergnügen hatte, Sie zu sehen.“

„Die paar Tage? Ei ja, sagen Sie, eine Woche. Eine ganze Woche lang haben Sie mich zurückgesetzt, schlecht behandelt. Sie sind ein Aristokrat, Sie wollen, daß man Ihnen den Hof mache.“

„Der erste Vorwurf dieser Art, der mir je gemacht wurde!“ lächelte Lapierre.

„Nun, so sind Sie ein Jakobiner, der den Schläffern den Krieg erklärt hat, um die Hütten zu bereichern; der die Reichen todt schlägt, um die schmutzigen Bauern fett zu machen. Sie richten mich durch ihre Nachlässigkeit zu Grunde, ich zehre mich auf, ich bin erschöpft. Blaise! ein paar Feldstühle, dort in die Laube. Kommt, Adjunkt, erlaubt, daß ich mich setze. Setzt Euch zu mir. So. Jetzt bin ich viel ruhiger. — Nun, lieber Freund, nun gehen wir an den Puls, nicht wahr?“

Lapierre wich noch immer aus, indem er seine erste Frage wiederholte. — Coudresin besann sich, machte ein saures Gesicht, zählte an den Fingern: „Ihr war't am Sonntag bei mir? nicht doch: Samstag war's. Nun also: am Sonntag war ich bei Mastalier. Wir hatten einen kleinen Schmaus, weil er am Montag nach dem Havre abreiste. Der Mensch hat noch immer viel zu ausgedehnte Geschäfte, überseeische Spekulationen. Das ärgert mich, sie könnten ihm all sein Bischen mit der Zeit verschlingen. Er war aber von jeher ein Wagehals. Da wir noch zusammen in der Régie und den Lieferungen arbeiteten . . . er war mir subordinirt, ein Garde-Magasin, aber einer von Talenten . . . dazumal trieb er schon allerlei Mic-Mac, und ich sagte ihm oft . . .“ —

„Bleiben wir beim Text, Herr Coudresin. Der Schmaus ist die Hauptsache für jeko. Mein Sohn hat mir erzählt, daß Sie Ihre Gesundheit dabei nicht geschont haben. Wie?“

„Pah! ein paar Gläser Macon mehr als gewöhnlich; seyd nicht böse, Doktor. Ein feierlicher Tag muß festlich begangen werden. Eine Verlobung . . . he? was sagen Sie zu dem Spaß?“

„Daß er nur ein Spaß ist,“ bemerkte Lapierre trocken, während sein Auge ernst und forschend in Coudresin's Gesicht las.

Der Lieferant lächelte pfißig, indem er sich mit der verkehrten Hand den Rücken rieb. „Sie werden schon weiter hören,“ fuhr er fort, „wir sprechen nachher davon. Die Gesundheit vor Allem. — Also: der Schmaus am Sonntag; Montag war mir nicht wohl, und um mich zu zerstreuen, ging ich mit dem Friedensrichter auf die Jagd.“

„Schön! Die Jagd, die ich Ihnen gänzlich verboten hatte! Und wenn ich nicht irre, so kam eben an jenem Montag Abends . . .“

„Das furchtbarste Gewitter, das die Welt noch je gesehen hat,“ fiel Coudresin ein; „richtig, Adjunkt. Wir wurden ganz durchnäßt; zum Unglück überfiel uns auch die Nacht allzufrühzeitig, die Rhone war ausgetreten, wir patschten bis an die Schultern in den Strom, und wären bald eine Speise für die Wasserhühner geworden, die wir aufsuchten. Mit genauer Noth gerettet, mußten wir den weiten Weg nach Hause in den nassen Lederkleidern zurücklegen, und der Friedensrichter . . .“

„Liegt noch, und wird vor einigen Wochen nicht aufstehen können,“ ergänzte Lapierre; „sein Hüftweh ist mit erneuerter Macht aufgetreten.“

Coudresin hing den Kopf und sagte verdrießlich: „Dennoch wollte ich auf der Stelle mit ihm tauschen. Ach, lieber Adjunkt, ich kann Euch meine Qual nicht beschreiben. Ist's nicht, als ob ein Uhrwerk in meinem Rücken klopste, bald mit regelmäßigen, bald mit unordentlichen Schlägen? dann das Herzklopfen eine Weile, dann der Schwindel und

das Sausen vor den Ohren endlich eine gewisse Schwierigkeit, fortzuleben, wie sich der gute Fontenelle ausgedrückt hat seit Dienstag ist mir nicht mehr ganz wohl geworden, und heute haben wir bereits Donnerstag helfst mir doch endlich aus dem Grunde, mein Freund."

Lapierre, der während der betrübten Leidens-Litanei gleichsam wie von ungefähr die Hand seines Patienten ergriffen, vorsichtig den Puls erforscht, und mit einer seltsamen Mischung von Freundlichkeit, Mitleid und Befürchtung die Züge des Kranken beobachtet hatte, hob an, indem er einen Seufzer unterdrückte: „Mein schätzbarer Herr! begreiflich ist Ihr Wunsch, das Uebelbefinden, das Sie plagt, plötzlich verschwinden zu sehen. Aber die Kunst muß bedächtig gehen, und ihr Werk langsam vollbringen, damit es sicher und beständig sey. Schritt für Schritt werden wir Beide schon zum Ziele kommen; daher Geduld, mein Lieber! Was hilft indessen Geduld, wenn der Gehorsam fehlt? Sie gehorchen nicht, mein Herr. Ich habe Ihnen jede heftige Bewegung untersagt: Sie thun just das Gegentheil. Ich habe Ihnen jeden Tafelerceß verboten: Sie schmausen wie früher. Ich habe Sie ersucht, jeden Affect zu vermeiden, und ich wette, Sie haben sich vor Kurzem wieder geärgert?"

„Richtig. Erst gestern, da ein Bursche von Pont St. Esprit, der mir schuldet, mir noch obendrein Grobheiten sagte, während er zahlen sollte. Das ist eine ganz breite Historie, Adjunkt, die ich Ihnen erzählen will"

„Keineswegs, mein Herr. Erneuern Sie nicht Ihren Grimm und Ihre Galle. Erzählen Sie lieber, wie Sie sich gestern — obgleich Sie unwohl waren — bei dem Familiengastmahl auf's Neue verdarben."

Coudresin strich verlegen seinen Backenbart glatt, und versetzte: „Ihr habt doch überall eure Augen, Adjunkt, wie ein ächter Polizeimann. — Nun denn: Ihr wißt ja,

daß ich alljährlich am selben Tage die liebe Verwandtschaft abfüttere. So geschah's auch gestern, und ich hoffte sehr, mich zu erheitern, denn ich habe gewöhnlich tausend Spaß dabei. Aber — nichts da. Die einfältigen Bauernköpfe kamen mir nur abgeschmackt, gar nicht lächerlich vor. Zudem waren alle die Vettern und Muhmen so steif und abgemessen, wie ich sie noch nie gesehen habe. Ich schickte sie bald zum Teufel, und stand, als hätte ich wie ein Strauß meinen Magen mit Steinen angefüllt, schwer und krank vom Tische auf.“ —

Lapierre faltete die Hände auf seinen Knien, sah den Lieferanten mit wehmüthigem Ernst an, und sagte: „Fanden Sie also wirklich die armen Leute nicht mehr lächerlich und spaßhaft? Sind sie Ihnen wirklich abgemessener und zurückhaltender vorgekommen, als wohl früher? Konnten Sie denn in der That glauben, daß der Verstand dieser schlichten Bauern nicht endlich einmal einsehen würde, welchen grausamen Hohn Sie mit ihrer Armuth und Einfalt treiben? Sie, der reiche Mann, verböhnen alljährlich einmal mit der größten Prahlerei Ihre dürstigen Verwandten, die aus einer Entfernung von vielen Stunden kommen, um sich an Ihrer Tafel mißhandeln zu lassen. Sie, der reiche Mann, wissen wohl, daß es Ihnen im ganzen Lande zur Schande gereichen würde, wenn Sie Ihre Vettern — obgleich die entferntesten von der Welt, den Stämmen nach — über die Achsel ansähen, und gar keine Notiz von ihnen nähmen. Darum geben Sie ihnen jährlich ein Gastmahl, wobei die Verböhnten mit dem sauersten Weine, mit den verdorbensten Lebensmitteln getränkt und gespeist werden, indessen Ihr, des Wohlthäters, Mund mit den fettesten Leckerbissen und dem würzigsten Nektar bedient ist. Sie haben eine Vergiftungsanstalt für Ihre arme Sippschaft angelegt, und neben der schlechten Bedienung an Ihrem Tische muß sie auch noch den Spott und Uebermuth Ihrer Reden einstecken. Aber Sie fühlen

jetzt, daß die Unverdaulichkeit und Beschämung auf den treulosen Geber des Bösen zurückfällt. Sie fühlen es, so wie die unglücklichen Opfer Ihres Stolzes endlich Ihre Heimtücke einsehen.“

Der brave Lapierre, der sich nach und nach warm und heftig ausgesprochen, stand auf, und ging einigemal rasch vor dem erstaunten und verdußten Coudresin auf und ab. Dann setzte er sich wieder begütigt, und redete mit sanfter Stimme: „Verzeihen Sie, daß ich meine Gefühle nicht zurückhielt. Manchmal geht mein Herz mit verhängtem Zügel durch, und reißt den besonnenen Kopf mit fort. Sie wissen, wie ich bin. Es ist kein Falsch in mir. Ich wollte Sie nicht geflissentlich beleidigen, aber ich mußte Ihnen sagen, was die Welt von Ihrer Freigebigkeit denkt.“

Coudresin antwortete vornehm: „Was die Welt denkt, ist mir völlig gleichgültig. Aber die Welt hat Sie falsch berichtet. Zudem: warum fallen meine Cousins, die ihre Verwandtschaft mit mir zunächst aus der Arche Noah's datiren, warum fallen sie wie die Geier an eine Tafel, die ihnen mißfällt? über ein Gastmahl, das sie vergiften soll? Es steht ihnen ja frei, wegzubleiben, und ich werde es ihnen danken.“

Der Adjunkt erwiederte gelassen: „Die Unbegüterten hoffen auf eine Spende aus Ihrem Glücksschatze. Sie wollen den reichen Anverwandten nicht vor den Kopf stoßen. Sie erwarten in Demuth einen Strahl aus der Sonne Ihrer Freigebigkeit.“

Coudresin fuhr zornig auf; „Sie erwarten also in Demuth meinen Tod, die Schurken! Da wollt' ich Euch haben, Doktor. Jetzt seydt Ihr auf dem rechten Terrain. Denkt Ihr, ich wüßte nicht, was die Dorrschlöße sich einbilden? Denkt Ihr also, es müsse mir Ernst seyn, eine Brut aufzufüttern, die den Tanz lachender Erben auf meinem Grabe aufzuführen sich anschickt? Tausend Milliarden, jetzt will ich Euch erst bekennen, daß Ihr recht berichtet

seyd. Ja, es macht mir Spaß, diese hohnlachenden Erben mit Wein zu tränken, der ihnen die Augen in Thränen übergehen macht. Ja, es macht mir Freude, sie mit desperatem Lächeln an hartem Fleisch und Brod würgen zu sehen, während ich wie ein König von Frankreich speise. Da sie doch einmal als eigennützige, hungrige, feile Hunde vor mir aufwarten, so sollen sie auch als Hunde bedient seyn, und sich dennoch am Ende getäuscht sehen. Sie sollen sich über ihre Legate verwundern. Mein Testament ist so gut wie fertig. Zudem werde ich ihnen einen dickern Strich durch die Rechnung machen, indem ich mich verheirathe."

Lapierre fragte, gleichsam erschreckt: „Verheirathen? Sie? wo denken Sie hin, mein werther Herr?“

„Nun? warum sollte ich nicht an's Heirathen denken, wenn's beliebt? Sie machen mich böse; Sie haben's darauf angelegt, mich zu ärgern, statt mir ein Recept zu verschreiben. Zwei und fünfzig Jahre? ist das etwa ein Alter bei meinem Aussehen? Sie sind jünger und Ihre Haare sind grau; die meinigen braun. Sehen Sie mein Colorit, meine Stärke, he? die Unpäßlichkeit selbst, die mir manchmal beschwerlich fällt, kömmt von Ueberfluß der Kraft; das weiß ich ganz genau. Ein ruhiges, bequemes Eheleben hilft sicherer, als Ihre Meerzwiebeln, Ihre Tisanen und Bäder es je thun werden. Theodorine wird die nöthigen Rücksichten für mich haben; ihre Pflege, ihr liebenswürdiger Humor wird mich zu einem neuen Menschen machen. Gratulirt mir, Adjunkt. Die Sache ist am letzten Sonntag unter sechs Augen richtig gemacht worden. Sobald Mastalier von seiner Reise zurückgekommen seyn wird, wollen wir uns mit den Vorkehrungen zur Hochzeit ernstlich beschäftigen.“

Bei diesen Worten wechselte Coudresin plötzlich die Farbe, wurde bleich, dann roth mit violetten unterlaufenen Wangen, und lehnte sich in des Doktors Arm zurück, dra-

tend, daß ihm die Sprache versage. Die Beklemmung war binnen einigen Minuten vorüber, und er sagte dann, sich erholend: „Ist das nicht ein besonderer Zustand, Adjunkt? Seit einiger Zeit kömmt er häufig wieder. Ich werde eben doch, was Diät und Bewegung betrifft, folgen müssen, nicht wahr?“

Lapierre nickte traurig und schrieb ein neues Recept. Coudresin, dem seine bedenkliche Miene auffiel, fragte: „Sagt mir doch, wär's etwas Ernsthaftes? Ich kann's nicht glauben; es ist mir wieder ganz leicht und wohl zu Muthe. Wie nennt ihr Gelehrte solche Zufälle?“

„Sie würden mich nicht verstehen, wenn ich mich gelehrt ausdrücken wollte,“ antwortete Lapierre; „eine Verstimmung des Gangliensystems, eine Störung im Sonnengeflecht, Vollblütigkeit . . . Sind Sie jetzt zufrieden?“

„Mein Gott, ja. Helfen Sie mir nur über die Erstickung hinaus. Sollten nicht Blutigel und Aderlässe ihre Schuldigkeit thun?“

„Wer weiß? in der Folge vielleicht,“ erwiederte Lapierre zerstreut; dann wie scherzend: „Auf keinen Fall werden Sie heirathen, bevor nicht das Uebel gründlich gehoben wurde.“

„Meinetwegen. Wenn es nicht gar zu lange dauert . . .?“

„Es wird nicht lange mehr dauern.“ Lapierre suchte mit gebeugtem Kopfe seinen Hut, seine Handschuhe. „Ich muß fort, und komme morgen wieder,“ sagte er hastig dem Lieferanten; „lassen Sie gleich die Arznei besorgen. Sie werden sich nach der ersten Gabe alsobald erleichtert fühlen.“ Dann lächelte er seinen Patienten schalkhaft an, hinzusetzend: „Also: Ihr letzter Wille ist schon zu Papier gebracht, Sie ängstlicher Mensch?“

„So gut wie in Ordnung,“ antwortete eben so spaßhaft der Kranke, der plötzlich leicht und kräftig athmete; „lieber ist mir aber, wenn ich das Testament in eine Bestellung von Kapauern und Poularden verwandeln darf,

um meinen gelehrten Arzt zu belohnen, daß er mich gesund machte.“

„Bestellen Sie noch nichts: Geduld!“ lachte Lapierre, und trabte weit eiliger von dannen, als er gekommen war. Hinter einer Pappelreihe, die ihn den nachspähenden Blicken Coudresin's entzog, nahm er sein Taschenbuch hervor, und notirte auf dem mit Coudresin's Namen bezeichneten Blatte: „Das Aneurism ist völlig ausgebildet und seiner Ueberreife ganz nahe. Die Catastrophe wird unversehens und entscheidend eintreten, und das Rückgrat — an dem beleidigten Theile gleichsam wie eine Säge ausgezahnt — bei der Sektion eine merkwürdige Erscheinung darbieten, die nicht oft vorkömmt.“ — Recht gut, wenn der Mann sein Haus bestellt hat, sagte Lapierre dann kopfnickend zu sich selbst, indem er nach Blanchemont den Weg einschlug.

In dem etwas baufälligigen Gehöfte des Adjunkts führte der Knecht einen abgetriebenen, mit Schaum bedeckten Miethkleeper hin und her. „Wer da?“ fragte Lapierre.

„Der junge Herr ist eben von Valence angekommen,“ lautete die Antwort.

„Alle Wetter! schon wieder da! was denkt der leichtsinnige Mensch?“

Der Knecht lachte, und deutete auf den niedrigen Kirchturm eines benachbarten Dorfs. — „Ist er schon dort?“ fragte Lapierre weiter. — „Nein, Herr August ist noch oben und reinigt sich vom Staube.“

„Wohl, ich will ihn mit Bürste und Lauge bedienen.“ — Auf der Treppe begegnete der Sohn dem Vater. Nach dem ersten Gruße fragte der Letztere streng: „Wie kömmt's, mein Herr, daß Sie, der vor einigen Tagen erst dieses Haus verließ, abermals darinnen eingekehrt sind? Hat ein Befehl der Regierung plötzlich das Bureau der Wasser-, Brücken- und Straßen-Bau-Direktion des Drôme-Departements geschlossen? Oder bringen mir der Herr Aspirant vielleicht aus der Kanzlei der Präfektur dero brühwarne

Ernennung zum Unteringeneur? Es kann nur etwas Wichtiges, das Wichtigste seyn, das Ihre schnelle Rückkehr veranlaßt?“

August stotterte, suchte Ausflüchte, und verwickelte sich in eine Menge von angefangenen und nicht durchgeführten Phrasen, bis ihn der Vater mit biederer Offenherzigkeit unterbrach: „Du spinnst einen verwirrten Rocken ab. Aufrichtigkeit ziemt der Jugend. Ich gab Dir, wie ich meine, niemals Anlaß und Grund, Deine Pläne und Handlungen mir zu verheimlichen. Rede also auch heute.“

Schnell entschlossen zog August den Vater in den nahen Garten, wo aber nur bescheidene Gemüse statt der Blumen wuchsen, und eine reiche Flur von wohlriechenden Kräutern die Stelle des englischen Parks vertrat. In dem einzigen schattigen Winkel dieses Fleckchens, unter dem Schirmdach seines einzigen Baums, nahm der Sohn des Vaters beide Hände in die seinigen, drückte sie an seine Brust, und begann in leidenschaftlicher Bewegung: „Die Liebe läßt mir keine Ruhe. Die Liebe hat mich wieder nach Blanchemont getrieben.“

„Die Liebe? nach Blanchemont? Wen liebst Du in Blanchemont? ich wüßte hier die Huldin nicht aufzufinden, die dem in der Gesellschaft von Balence verwöhnten Jüngling den Kopf hätte verrücken können?“

„Sie stellen sich so unwissend an, Sie bringen mich zur Verzweiflung. Soll ich Ihnen denn noch einmal Theodorine nennen? noch einmal, wie zum erstenmal, den Thurm von Dragou zeigen und sagen: Dort wohnt Mastalier's Tochter, meine Leidenschaft, meine Göttin, mein Ideal!“

Lapierre erwiderte ruhig: „Erlaube, daß ich ebenfalls etliche Fragen an Dich stelle. Soll ich Dich an das Wort erinnern, das Du mir am letzten Montag gegeben? bist Du ein Franzose von Ehre, und vergiffest binnen drei Tagen Dein Versprechen, nicht mehr Mastalier's Haus zu

getreten, die Gesellschaft seiner Tochter zu meiden? Soll ich noch einmal — und wie oft noch? — Dir betheuern, daß ich nie und nimmer zugeben werde, daß Du Theodorine heimführst?“ August versetzte trotzig: „Die Liebe ist stärker als ein — Sie verzeihen mir das Wort — als ein abgedrungenes Versprechen. Die Liebe ist mächtiger als mein Gehorsam. Valence, Paris, Frankreich, die ganze Welt ist mir nur ein Kerker, ohne Theodorine. Zudem, mein Vater, zeichnen die Gesetze unsers Vaterlands der elterlichen Gewalt ihre Schranken und Gränzen vor.“

Der Adjunkt sagte verdüstert: „Es ist böse, wenn der Mund des Kindes das starre Gesetz gegen seinen Vater zu Hülfe zu rufen sich entschlossen hat. Allein — es steht bei Dir, es zu thun, wann es Zeit ist. Bis dahin verfließen noch manche Jahre. Die Zeit wird bewerkstelligen, was dem Zureden des Vaters nicht gelang. Und damit dieses geschehe, verweigere ich, so lang ich kann, die Einwilligung zu einer Ehe, die des Unglücks viel, des Glücks gar wenig bringen mag.“

„Weh mir, wenn einstens das Alter mein Herz so sehr verhärtete, daß ich im Stande wäre, meinem Kinde eine Antwort zu geben, wie Sie in diesem Augenblicke thun!“ seufzte August mit nassen Augen: „machen denn die Jahre so grausam? ersticken sie denn jedes Gefühl in des Menschen Brust? Welche Beweggründe zu solcher Grausamkeit? wie ist es möglich, daß mein Vater, der kluge Biederermann, das Schicksal zweier Herzen voll Liebe einem verwerflichen, ich möchte sagen, einem lächerlichen Aberglauben unterzuordnen vermag? Wahrlich, Vater, ich habe, was Sie mir vorstellten, reiflich erwogen, und finde darinnen nur das Ergebnis eines eigensinnigen grundlosen Vorurtheils.“

Lapierre lehnte sich an den Baum, schlug die Arme übereinander, und entgegnete mit der lebenswürdigen Geduld, die ihn als Arzt und Tröster der Gebrechlichen aus-

zeichnete: „Es thut mir wohl, daß Dein augenblicklicher Troß sich in Wehmuth und Klage aufgelöst hat. Wenn der fühlende Mensch nicht endlich und immer über Deine leidenschaftliche Hitze die Oberhand behielte — Du wärst nicht der rechte Nachkomme des wackern Advokaten Lapierre, der vor dem Parlamente zu Toulouse die Ehre und die Habe des Bankrottiers rettete, der ihn selbst durch Betrug um Alles gebracht hatte; Du wärst nicht der Enkel des braven Grenadiers, der auf der Küste von Bretagne das Leben des Emigranten schonte, der ihn Jahre zuvor — den Unschuldigen — degradiren und vom Regiment hatte jagen lassen. Ich darf hinzusetzen: Du wärst nicht mein Sohn, denn, so viele Fehler ich habe, so viel Unrecht ich gethan haben mag, ich habe stets dem Engel in der Brust das letzte Wort gegönnt, und zu gleichem Thun habe ich Dich angeleitet. — Ja, August, Du wirst nicht in der Verblendung beharren, Du wirst einsehen, daß meine Warnungen nicht leere Launen, daß meine Befürchtungen nicht lächerlicher Aberglauben gewesen sind. — Ich bleibe dabei: es ist etwas Geheimnißvolles um das Glück. Der Ursprung desselben ist nicht gleichgültig anzuschauen. Die Blüthe des Glücks bürgt nicht für dessen Keim, nicht für dessen Frucht. Sieh des Waldes narkotische Pflanzen, sieh so manche giftige Kräuter der Flur. Sie schießen zuweilen in wunderprächtigen Blumen empor, und dennoch ist der Tod in ihrem Saft, weil er schon in der Saat gewesen. Das Glück ist Gift dem Einen, Arznei dem Andern. Das Glück ist ein Zauber, den zuweilen über dem Haupte eines sorglos Schlummernden gute Geister weihen und segnen. Wiederum aber ist es eine Gabe höhnischer Dämonen, die von einem Gierigen, der bei Schlaf nicht kennt, auf irgend einem Kreuzwege den Gewalten der Mitternacht abgerungen wurde. Das gute, wie das böse Geschenk mag wohl gleichwenig beständig seyn; aber dem Sorglosen, dem Reinen entschwebt es

dann, als ein Traum, so wie es kam. Der Schlechte hingegen ärntet Fluch aus dem treulosen Glücke, das er erobert. — Stelle Dir nun Mastalier vor, den Blutigel, den Dränger, den Quäler, den Betrüger und Ränkeschmied; seh, wie er aus tausend Diebstählen den Palast seines Reichthums aufgebaut hat, und zittre, Dein Geschick mit dem seinigen zu vereinen. Nimmer kann aus bösem Samen Gutes erwachsen. Halte an diesem Grundsatz, wenn Du ihn auch Aberglauben nenntest.“

„Sie reden immer von Mastalier und seinen unedeln Spekulationen!“ unterbrach ihn August lebhaft: „warum, mein Vater, immer nur von ihm sprechen, warum nicht von Theodorine, die ihm in Allem ungleich? Was kümmert mich Mastalier? seine Tochter ist ein Engel, in die Welt gekommen, um des Vaters zweideutiges Leben zu heiligen. O nein, nein! keine Gemeinschaft zwischen ihm und der Tochter.“

„Die Sünden der Eltern werden gestraft in ihren Erben und Nachkommen!“ sagte Lapiere kopfschüttelnd; „dieser Satz gehört unter die wahrhaftigsten, die in den heiligen Büchern zu finden sind. Ungerechtes Gut gedeiht nicht. Theodorinens Unschuld wäre kein Freibrief gegen das Unheil. Doch — lassen wir sie aus dem Spiele. Dulde, daß ich Dich noch einmal mit ihrem Vater belästige. Ist er denn wirklich für Deine Entwürfe eine so gleichgültige Person? Hat er nicht Theodorinens Wünsche zu erhören oder zu verwerfen? Steht nicht bei ihm ein eben so wichtiges „Ja“ oder „Nein“ wie bei mir? Gesetzt nun: Theodorine theilte Deine Leidenschaft . . .“

„Ich glaube, es betheuern zu dürfen. Wenn nicht ihr Mund, ihre Blicke sprachen oft genug. Ein Händedruck, den sie bei der letzten Lektion erwiederte . . .“

„Hat Dich zum glücklichsten Sterblichen gemacht,“ ergänzte der Vater; „ja wohl, diese Phrase ist allbekannt. Sie steht im Ritter Amadis, und der Ritter von Floriau

hat sie ebenfalls nicht selten angebracht. Der brutale Rousseau und der fromme Chateaubriand, Diderot, der Scharfsinnige, und Delilie, der Blinde, haben sie mit Glück gebraucht. — Warum mußten doch Deine Vakanzzen Dich hieher, und Deine Geschicklichkeit im Zeichnen in Mastaliers Haus und als Lehrer an die Seite seiner Tochter führen! Ohne diese Zufälle wäre Alles in Ordnung geblieben. Aber der Mund des Vaters — wie auch die Sachen jetzt stehen — hat vor Allem zu reden; seine Blicke lassen sich nicht bestechen; sein Händedruck ist der wichtigste, und Mastalier, ein gewandter Geldmann, wird sein „Top“ nur einem sehr reichen Sidam sagen. Du, mein armer August, bist nicht reich, und wirst es nie werden. Dein Beruf bringt lange Zeit hindurch nur ein schmales Einkommen. Was ich erworben habe — mein Gott, mir sind keine Schätze zugefallen. Ich könnte allerdings viel mehr besitzen, als ich in der Wirklichkeit habe; aber mein Amt und meine Kunst, eine gewisse Gutmüthigkeit, und ein, wenn Du willst, leichtsinniges Vertrauen auf die Zukunft haben mich viel gekostet. Ich sag' es nicht, um mich vor Dir, meinem Erben, zu rechtfertigen. Ich weiß zu gut, daß Du Deinen Vater nicht als einen Verschwender tadelst; aber ich wünschte, Du trätest einmal mit mir in die Hütten der armen Landleute, die oft nicht einmal das Nothwendigste besitzen, um ihre Gebrechen zu lindern. Du würdest einsehen, daß ein Arzt auf dem Lande, wie der Priester, berufen, bewogen, ja gezwungen ist, sein Bischen mit dem leidenden Bruder zu theilen. Und endlich meine Stelle als Adjunkt der Mairie! sie ist theuer genug zu behaupten. Wir haben kein Spital, kein Asyl für Alte und Dürstige; wir haben kein leidliches Gefängniß — das Alles steht nur auf den Listen der Präfektur; in der Wirklichkeit ist davon nichts vorhanden. Zufällig ist der Maire ein Baron, der meistens in der

Hauptstadt lebt und von Freigebigkeit nichts weiß; der Friedensrichter ein kranker Mann mit vielen Kindern daher kommt, daß ich wenig besitze, und Mastalier's Reichthum schaut wie ein Koloss auf meine kleine Sparbüchse hernieder. Schon dieses Mißverhältniß zertrümmert Deine Hoffnungen."

August verneinte ungläubig: „Herr Mastalier kann mich wohl leiden; er schätzt mich sogar. Er prophezeit meinen Kenntnissen eine glänzende Würdigung. Er will mir seinen Einfluß beim Intendanten widmen. Er hat mir seinen Rath in allen Dingen, seinen Credit, seinen Beutel angeboten"

„Der Bösewicht!“ fiel Lapierre gekränkt ein; „er wirft Dir den gewöhnlichen Köder junger Leute hin. Er will Dich sicherlich zu irgend einem Zwecke gebrauchen, und, meine Erfahrung fürchtend, sucht er Dich vermittelst Vorspiegelung einer sogenannten Selbstständigkeit von dem Vater vorbereitend loszumachen! — O mein Sohn, versuche nicht, mich eines Andern zu belehren. Ich kenne die Menschen leider besser als Du, und werde noch täglich betrogen. — Doch genug davon. Ich will meine Lehren, meine Bitten und Vorstellungen, meine Ahnungen und Vorurtheile zurückdrängen; ich will sie stumm machen. Nur die Thatsachen sollen reden, um Dich zu überzeugen, daß Du in Deiner jugendlichen Zuversicht falsch gerechnet hast; falsch gerechnet mit Vater und Tochter. Den Thatsachen wirst Du doch glauben, Du praktischer, mathematischer Kopf?“

„Reden Sie,“ versetzte August lächelnd und ruhig.

„Nun denn: Theodorine ist Goudresin's Braut, und mit ihm verlobt worden an demselben Sonntagabend, als Du nach Valence zurückkehrtest, nachdem Du mir theuer versprochen“

August stand niedergedonnert, bleich und starr. Er winkte mit kraftlosen Händen dem Vater, daß er schweige.

Aber nach kurzem Verstummen fragte er selbst mit bebender Stimme und stier spähenden Augen: „Wahr, wahr, mein Vater?“

„Ich habe Dir noch nie eine Lüge gesagt, und werde es nicht thun,“ antwortete Lapierre sanft und offen, wie ein frommes Kind.

Nun wurde die Pause länger. Staunen, Beschämung, Groll und Spott verletzter Liebe und Eitelkeit loderten nacheinander über Augusts Züge. „Coudresin's Braut?“ sagte er endlich höhnisch; „o wie schön und edel zerinnt mein Traum! wie schön und edel krönt die Heuchlerin ihr Leben! Den Bucherer, den greisen Bucherer! was kann sie an ihm lieben, als sein Geld? was von ihm hoffen, als einen baldigen Tod? O pfui, pfui der ganzen Welt, Schmach allen Weibern!“

„Du gehst zu weit,“ lächelte Lapierre, mit kühler Hand über des Sohnes heiße Stirne fahrend; „Frankreich besitzt, Gott sey Dank, neben vielen leichtsinnigen Damen der musterhaften Weiber viele.“

„Theodorine gehört nicht unter diese!“ zürnte August. „O, wie brennend reißt Ihre Nachricht meine Wunde wieder auf! Ich hatte mich also am letzten Tage nicht getäuscht! Sie war so kalt, so zerstreut, so einsylbig. Am Tag zuvor noch der entzückende Händedruck, den ich für ein stummes Geständniß hielt; . . . am Tage darauf die entsetzlichste Kälte, der empfindlichste Frost! O Fantasmagorie der unverständigen Leidenschaft! Ich nahm für Qual des Abschieds, was schon leichtsinniges Vergessen war! Ja doch, ja, bei allen Sternen! sie wußte, was sich begeben sollte, während ich nach Valence zurückritt. Sie wurde meiner gerne ledig! — Ach, warum vertrauen wir nicht genug unsern Ahnungen? Verlezt von Theodorinen's Kälte schenkte ich noch vor dem Lebewohl Ihren Ermahnungen Gehör, mein Vater. Ich zürnte Theodo-

rinen, und wollte sie nicht mehr sehen aber kaum war ich allein mit meinen glühenden Gedanken, so rief's in mir: Sie ist unschuldig, sie leidet um Dich, sie verbirgt Dir ihren Schmerz! Und plötzlich war ich tiefer in die Ketten zurückgesunken, die ich abgeschüttelt zu haben wähnte! O, mein Gott, wie mich fassen?"

„Hier Dein Pferd, dort Valence!“ rief Lapierre; „eile, trabe, galloppe. Jeder Hufschlag Deines Rosses bringt Dich der Befreiung näher. Entfernung panzert uns gegen uns selbst; die Zeit heilt Alles. Eine Bessere wird Dich einst über Theodorinens Verlust trösten. Verliere keinen Augenblick, mein Kind.“

August umarmte den Vater stürmisch. „Sie wissen noch nicht Alles,“ sagte er, gleichsam sich verplaudernd; „diese Entdeckung rettet Ihnen vielleicht den Sohn.“

„Das hoffe ich,“ sagte Lapierre gerührt, ohne recht zu verstehen, was der junge Mann meinte.

„Das Leben Ihres Sohns!“ fuhr August fort; „es stand vielleicht auf dem Spiel! Und ich Glender konnte gewissermaßen stolz meinem Ende entgegensehen, in der Ueberzeugung, als Theodorinens Begünstigter zu sterben und gedachte nicht Ihres Schmerzens, Ihres Kummers?“

„Selbstmord ist nicht nur ein Wahnsinn, er ist ein Verbrechen,“ sagte Lapierre feierlich. Dann küßte er des Sohns Wange, hinzusetzend: „Lebe nun zu meiner Freude und zu Deiner Ehre, mein Kind. Leb' wohl, und schreibe mir, sobald der schwarze Wurm der Melancholie sich wieder in Deinem Gehirne rühren sollte.“

„Sie verstehen mich noch nicht ganz, Vater,“ rief August, in den Sattel springend, „aber ich werde Ihnen schreiben, ich werde Ihnen Alles sagen denn es wird Alles beigelegt werden. Ihre Nachricht bringt Versöhnung zwischen Feinde. Noch einmal Dank für Ihre Kunde. Sie haben mir nie eine Unwahrheit gesagt, mein Vater.“

Gott segne Sie. Adieu!" Er sprengte hastig und toll davon.

Lapierre sah ihm ohne Sorgen nach. „Tobe aus, sprühender Vulkan!" murmelte er vor sich hin; „Du bist von gutem Stoff, mein Knabe; wirst leicht überwinden, was Andern jahrelange Leiden kostet." Ruhig begab er sich in das Dorf, um seine Abendbesuche zu machen. —

Der schnelle Reiter dagegen kämpfte mit einem Heer von Zweifeln, die immer mächtiger in seinem Kopfe aufstiegen. Das Ergebnis dieses Gefechts war die siegreich emportauchende Frage: „Wenn auch mein Vater die Wahrheit, die verkörperte Wahrheit selbst ist, — könnte er nicht falsch berichtet worden seyn? Ist es möglich, daß der Himmel sich so geschwinde in die Hölle, ein klarer See in eine Pfütze verwandele? Nein, tausendmal nein! Theodorine ist keine Abtrünnige. Ich bin allein im Unrecht, wenn ich nicht auf der Stelle Alles aufbiete, um selbst die reine Wahrheit zu erfahren. Der gerade Weg ist da der beste, und eine offenherzige Frage nicht nur erlaubt, sondern vonnöthen."

Er hielt sein Pferd an. Von dem Hügel zeigte sich Dragou im vollen Sonnenglanz, während die Kalkschichten von Blanchemont in Purpurschatten sanken. „Ich will mit ihr selbst sprechen," rief der Aspirant; „ein herzhafter und redlicher Liebhaber erfährt in fünf Minuten, was er zu wissen braucht."

Im Nu brauste sein Klepper in einen Seitenweg hinunter, der, von wilden Rosen eingefast, ziemlich gerade nach Dragou führte. Plötzlich stuzte jedoch der Jüngling wieder: „Wer kommt mir da entgegen? Ein Mann zu Pferde? Ist's nicht mein Vater, ist das Pferd nicht Lydie? Es wäre ein hübsches Zusammentreffen. Verwünscht, daß mich die Sonne blendet! Doch Geduld! Er muß gleich an jener Platane vorüber. Richtig, er hält im Schatten; er entblößt das Haupt, um den Schweiß zu

trocknen Gott sey Dank! der Vater ist's nicht; aber — treiben meine Augen ihren Spott mit mir? Pest! Hypolit! Hypolit St. Amand! was macht dieser hier? Fassung, Fassung! ich werde ihm nicht ausweichen."

Mit trotziger Entschlossenheit trabte er auf die Platane zu. Der feiste und behagliche junge Mann, der in des Ahorns Kühle mit dem feinsten weißen Schnupstuche seine Stirne und Wangen fächelte, wurde über und über roth, da er Augusts Gesicht erkannte. Demungeachtet grüßte er mit einer gewissen Ritterlichkeit den finster Schauenden, und setzte hinzu: „Ein Wort, Herr Lapierre!"

„Was beliebt, Herr St. Amand?" fragte der Andere entgegen.

St. Amand strich seine Locken zurecht, setzte den weißen Hut kokett auf, zog seine Manschetten aus dem modischen Rock über die gelben Handschuhe, und streckte dem Aspiranten die Rechte hin: „Es ist hier ein trauliches Plätzchen zur Verständigung, August. Wir wollen uns hier versöhnen."

August staunte, und hielt seine Hand zurück. „Herr St. Amand stand bisher nicht in dem Ruf, eine, noch obendrein von ihm selbst auf's Tapet gebrachte, Ehrensache mit einem Vergleich hinter den Zäunen eines Feldwegs abzumachen!" sagte er herbe.

St. Amand nickte mit gerunzelter Stirn, und entgegnete, obschon weniger freundlich: „Haben wir junge Leute von Valence nicht schon genug mit unserer lieben Garnison zu thun? Müssen wir uns denn selber noch die Hälse brechen?"

„Allerdings; der Civilist hat auch sein Ehrgefühl, und wenn ein triftiger Grund vorhanden"

„Da steckt es eben, August. Es liegt kein Grund mehr vor, unsern Handel mit Waffen auszumachen."

„Wirklich? Sie machen mich immer neugieriger, Herr Advokat."

Der Advokat seufzte leicht, und fuhr im Styl eines Plaidoyers fort: „Die da besitzen, sind gut daran, sagt ein altes Sprüchwort der Juristen. Der ungestörte Besitz befriedigt uns, macht uns glücklich, *salvo meliori*. Der streitig gemachte Besitz beunruhigt uns, da wir nicht eigentlich wissen, ob wir besitzen oder nicht, ob wir arm sind oder reich. Daher Begehrende und Abwehrende, daher Klagen und Prozeßhändel, daher die Nothwendigkeit, daß ein Richter das Urtheil spreche, aufgeklärt durch Zeugen und Beweise, oder beschwagt von Advokaten, den freisinnigen Vertheidigern aller menschlichen Rechte und Ansprüche. Aber, mein Herr, werden Sie läugnen, daß Fälle eintreten, die nur vor das eigene Forum des Betheiligten gehören? Fälle, in denen die Parteien zugleich Richter und Advokaten in ihrer eigenen Person vorstellen müssen? Hier tritt also eine exceptionelle Justiz ein, und das Duell ist das summarische Verfahren in solcher Privatprozeßordnung. Ob sein Urtheil in der Folge wohl respektirt werde, steht dahin; aber nicht selten hat sich Einer in der That den Besitz einer Sache ersäbelt oder erschossen, der auf anderem Wege nicht dazu gekommen wäre. Eine solche Sache ist von jeher, unter andern, eine Geliebte gewesen, die Zweie sich zur Braut und Gattin wünschten, während sie doch nur Einem angehören soll und darf. Eine solche Geliebte ist in neuerer Zeit unter andern die schöne Theodorine Mastalier gewesen, die August und Hypolit auf ihrem Wege fanden — sie als eine *res nullius* crachtend . . .“

„Genug, genug des faden Scherzes, St. Amand!“ fiel August hitzig ein: „die Sache ist zu ernsthaft für ähnliche Wikeleien. Sie lieben Theodorine nicht aufrichtig, da Sie dergleichen Spaß vorbringen. Sie beleidigen mich dadurch auf's Neue. Und wenn Sie auch Mademoiselle Mastalier liebten, so kümmert mich das gar nicht, so gehört das nicht hieher. Die Frage ist, wen von uns beiden Theodorine liebe. Sie haben mit ihrer Liebe ge-

prahlt, ich habe behauptet, selbst der Glückliche zu seyn. Sie wurden unhöflich, ich forderte Sie. Uebermorgen — nach Uebereinkunft — schießen wir uns, das ist Alles. Guten Abend, Herr St. Amand. Wenn Sie von Dragou kommen, so werden Sie mir wohl sagen können, ob Theodorine zu Hause zu finden? Ich eile, meine Werbung anzubringen. Ob nun glücklich, oder unglücklich, werde ich mich jedenfalls Ihren Kugeln als unerschrockenes Ziel preisgeben.“

„Halt! halt, Du verrückter Mensch!“ rief ihm St. Amand zu, und packte den Zügel seines Thiers: „Eigensinn, Tollkopf! höre mich an. Freilich komme ich von Dragou. Allerdings habe ich — um denn doch zu wissen, warum ich mir eigentlich Pulver und Blei in den Leib jagen lassen soll — gethan, was Du zu thun im Sinne hast, und ich habe den schönsten Korb davongetragen.“

„Ach!“ seufzte August mit großer Beruhigung und Zufriedenheit auf. Seine Augen verklärten sich. — Aber der Advokat fuhr trocken fort: „O weh! juble nicht zu früh. Du weckst nur meine Schadenfreude. Der bitterliche Aerger, der mich trotz aller Philosophie durchbohrt und kitzelt wie mit Nadelspißen, möchte sehr gern in Spott und Hohn sich Lust machen, und flugs wäre dann ein zweites Duell konstituiert. Nimm Dich zusammen. Auch für Dich ist nichts in Dragou zu hoffen. Das Fräulein sagte mir mit kaltem Bedauern, und mit impertinenter Höflichkeit, daß der Wucherer Coudresin . . .“

„Still! still! Schweige um Gotteswillen!“ schrie August: „Sie selbst sagte . . .? o es ist übergenug. Tausend Donner! der Wucherer war mir ganz entfallen. O mein Vater! Du hattest recht, mein Vater! — Und wir hatten Unrecht, Hypolit! unser Leben für die zukünftige Madame Coudresin in die Schanze zu schlagen? O wir Thoren! Deine Hand, Hypolit! Es sey Alles abgethan.“

„Alles cassirt! alle Kosten compensirt! Und niemals bis in idem!“ erwiderte der Advokat, des Freundes Hand kräftig schüttelnd.

Von Stund an war kein Zweifel mehr in Augusts Seele, und wie vom Sturm gescheucht, flogen die Reiter nach Valence zurück.

2.

Das Herrenhaus zu Dragou war in allen Stücken der Goudresin'schen Villa untergeordnet, wie einst Mastalier seinem Prinzipal subordinirt gewesen. Ein kaltes, feuchtes, düsteres, kleines Schloß, das einst einer ehemaligen Dame Chanoïnesse gehört hatte, und mit seinen frohschreihenden Gräben und dem düstern Garten ein unfreundliches Ganzes in dem hellen Dragou vorstellte. — Aber, während auf den lustigen Söllern zu St. Paul-du-Gué ein übermüthiger krittelnnder Egoist sich erging, und aus den hohen Spiegelfenstern der Villa die Langeweile eines verlebten Hagestolzen allenthalben den verdrießlich-schläfrigen Kopf streckte, regierte eine liebliche Patronin das finstere Haus zu Dragou, ebnete durch ihr fürsorgliches Schaffen die höckerigen Wendeltreppen und lückenhaften Fußböden, schmückte mit ihrer Gegenwart die steifen, geschorenen Gartenwände, und weihte durch ihr Gebet sogar das Drazatorium der seligen Stiftsdame, den garstigsten Winkel des Schlosses, wo noch zum Ueberfluß das Gespenst der ehemaligen Besitzerin spucken sollte, wie die Leute im Dorfe behaupteten.

Die schöne Theodorine und ihre Magd, die frische Georgette, waren die guten Feen, die seit des rohen Mastalier's Abreise allein und friedlich den Haushalt führten.

Jedoch: die Fröhlichkeit war verstummt, die wohl sonst die Herrin und die Dienerin beseelte, wann es dem Ex-Gardemagasin beliebt hatte, abwesend zu seyn. Raun daß noch dann und wann — selten genug — Georgette im Hof und Stall ein Liedchen trällerte. Auch verwies ihr gewöhnlich Theodorine den Gesang.

So sprach das Fräulein eines Tags, ihre Toilette verlassend, zu der Ungehorsamen: „Wenn Du wüßtest, wie wehe mir Dein Frohsinn thut, da ich ihn jetzt nicht mehr theilen kann, so würdest Du billige Schonung für eine Unglückliche haben, die immer mehr Deine Freundin als Deine Gebieterin gewesen ist.“

Georgette bat reuig um Verzeihung. Dann setzte sie bei: „Werden Sie denn Ihrer Traurigkeit niemals den Abschied geben, Mademoiselle? Sie vergehen in Schwermuth, und dennoch — Sie sagen es selbst — denn ich hilfst alle Traurigkeit hier nicht. Sie haben einmal „Ja“ gesagt, und ich glaube, daß weder Ihr Herr Vater, noch Herr Coudresin die Männer seyn mögen, die ein Jawort freiwillig und gratis zurückstellen.“

„Du hast recht,“ seufzte Theodorine: „hilf mir den Gürtel anlegen. Du hast mich erinnert, daß Herr Coudresin mir heute eine Visite zugebacht hat. Schon schlägt die Uhr die vierte Stunde. Der gute Herr wird nicht säumen zu erscheinen; aber ach! mit dem Abschied zögert er so lange!“

„Meine werthe Dame,“ fragte Georgette mitleidig: „warum haben Sie denn Ihre Einwilligung zur Verlobung gegeben, da Ihnen doch schon jetzt Ihr Bräutigam unerträglich vorkömmt? Wir leben ja nicht mehr in der Zeit, da die Eltern ihre Kinder zu Allem zwingen durften; da ihnen erlaubt war, ihre Töchter zu verstossen, ihre Söhne zu enterben. Die Euphemia der alten Picotte hat ihrer Mutter rechtschaffen Widerpart gehalten, da sie den hinkenden Schlosser nehmen sollte. „Nein!“ hat sie gesagt,

und der Maire, bei dem die Mutter sie verklagte, hat auch gesagt „Nein!“ und dabei ist's geblieben, und kaum war die Vicotte todt, so hat Euphemia ohne Zeitverlust den Kanonier-Sergeanten von Grenoble geheirathet. Basta. — Machen Sie's eben so. Sie haben noch Zeit. Mein Onkel, der Huissier am Friedensgericht zu Blanchemont, hat mir vielmal gesagt, daß, wenn man schon vor dem Adjunkt stände, immer noch erlaubt wäre, von einer Heirath zurückzutreten.“

„Mein gutes Kind, hier stehen die Verhältnisse anders,“ entgegnete Theodorine traurig; „Du weißt nicht, unschuldiges Mädchen, daß unter sogenannten angesehenen Leuten die Delikatesse das Gesetz macht; daß diese oft gebietet, in einer schiefen Stellung zu verbleiben; weil unschicklich wäre, dieselbe zu verlassen. Wie oft sehen die höflichen Leute voraus, daß sie unglücklich werden, und dennoch stürzen sie sich in das Unglück, um nicht zu beleidigen durch ein redliches: Ich habe mich geirrt, wir haben uns besser besonnen!“

„Wenn Sie aber die Sache so genau verstehen, Mademoiselle, so muß ich mich wundern, daß gerade Sie nicht den Muth haben, Ihr Unglück von sich zu weisen,“ meinte Georgette.

„Schweige, Du bringst mich in Verlegenheit,“ versetzte Theodorine.

Nach einer Pause hob sie an: „Herr Goudresin bleibt heute länger aus, als gewöhnlich. Nun, um so besser. Ich danke ihm für jede Viertelstunde, die er mir frei läßt, wenn sie auch getrübt ist durch die Furcht vor seinem Besuche.“

„Wäre Herr Gügüste an des Alten Stelle, er wäre pünktlicher, zu kommen, und freundlicher erwartet,“ warf Georgette halblaut hin.

Theodorine wurde bleich. „Ach, dazu wäre es nie gediehen!“ sagte sie.

„Hein? warum denn nicht?“ fragte Georgette.

„Der junge Mann hat noch keine Anstellung,“ antwortete Theodorine mit zitternder Stimme, die ihres Herzens Bewegung verrieth; „mein Vater kann zudem den Doktor Lapierre nicht wohl leiden . . . ; er behauptet, Lapierre hasse ihn. Auch sey der Doktor ein Verschwender, sagt er, und werde seinem Sohne nichts hinterlassen . . .“

„Ach, Du Herr mein Gott!“ rief Georgette, den Blick gen Himmel gerichtet: „Herr Lapierre ein Verschwender? Nun, wer das sagt . . . ! ein Engel ist er; der Wohlthäter aller Leidenden. Es ist wahr, er gibt Alles her; Alles gibt er der Armuth, und der Segen der Erquickten und die Vergeltung des Allmächtigen werden ihn und seinen Sohn sicherlich noch reich machen.“

„Ja, ja, Georgette: der Herr segne Beide!“ sprach Theodorine unter sanften Thränen; „solchen Reichthum begreift aber mein Vater nicht, der mich an den Mammon fesselt.“

„Leiden Sie es nicht, Mademoiselle.“

„Du weißt nicht, wie ich bestürmt wurde . . . wie Herr Mastalier mir in's Gewissen redete . . . wie er mir drohte . . . wie er mir seine eigene Zukunft malte, wenn ich nicht einwilligen würde . . . ! — Ach, zitternd vor seinem Fluche, und vor dem Andenken meiner Mutter, die mir auf ihrem Sterbebette befohlen, den Vater zu lieben, wie sie ihn geliebt, ihm mein Glück zu opfern, wie sie ihm das ihrige geopfert — zitternd, sage ich, vor der Strafe des Himmels, die meine sterbende Mutter mir prophezeite, wenn ich jemals ungehorsam seyn würde, hab' ich mein Haupt gebeugt, und meinem Herzen Schweigen auferlegt. — Coudresin bezahlt mein gebrochenes Herz mit Gold und Bankzetteln. Ich entrichte damit den Tribut meiner kindlichen Pflicht und Dankbarkeit. Besseres hab' ich nicht zu geben.“

„Wie versteh' ich's aber? Ein so reicher Vater ver-

handelt sein Kind um Geld und Gut, das ihm doch nicht nützt? Der Rhonefluß wird darum nicht gewaltiger, daß unsere kleine Briance in seine Wellen rieselt."

Theodorine winkte der Magd, zu schweigen, und flüsterte: „Prahlen ist noch nicht Besitz, und nicht Alles Gold, was gleißt.“ — Sodann, als hätte sie schon zu viel gesagt, änderte sie den Ton, und fügte hinzu, gleichsam ihr selbst zum Troste: „Im Grunde: was verliere ich? — Der mich liebte — wie ich wenigstens ahnen durste — den ich wieder liebe, einzig und allein auf der Welt, wäre dennoch nie der Meinige geworden.“

„Ei!“ brauste Georgette auf, „und wenn ich bis zum Tode des Herrn Mastalier warten müßte, wie Euphemia auf der bösen Picotte Sterben. . . .!“

„Pfui!“ unterbrach sie Theodorine, „Du führst böfsere Reden, als je Picotte sich erlaubte. — Was würde das ruchlose Hoffen und Warten frommen, mein Kind? Wie viele Jahre schwänden dahin! Ich würde ihm treu bleiben; darauf kenne ich mein Herz, ich darf mich auf meine Beständigkeit verlassen; . . . aber August? . . . ein Jüngling im Strudel der Welt. . . . welchem Wechsel unterworfen! Wer bürgte mir, daß er nicht kälter würde, daß seine Liebe nicht aufhörte, daß er meiner nicht vergäße? — Weiß ich denn überhaupt genau und gewiß,“ setzte sie lebhafter hinzu, „daß er mich liebt? Ich zweifle fast, trotz seiner Blicke und halben Worte. Es sind bald vierzehn Tage seit des Vaters Abreise verstrichen, und ich habe Herrn Lapierre nicht gesehen.“

„Ha! Herr Gügüste kennt die Schicklichkeit. Wenn der Vater nicht zu Hause. . . .“

Theodorine erröthete, da sie stockend entgegnete: „Ich begehre nicht, daß er das Schloß besuche; ich danke ihm für seine Zurückhaltung. Aber. . . . ich denke, ein Liebender würde irgend einen Vorwand finden, um seine Freundin — wenn nur einen Augenblick — zu sehen. August reitet

und fährt leidenschaftlich gerne; — wenn er nun heute auf einem Spaziergange von Valence nach Blanchemont den Umweg über Dragou machte, und in diesem Moment nur über jenen Platz schritte, ich würde ihn doch sehen, er dürfte mich doch grüßen . . . !“

Sie schreckte zusammen, denn so eben fuhr ein Mann in offenem Cabriolet vorüber. „Wenn nicht der Sohn, so ist's doch der Vater!“ rief Georgette, und machte dem heraufsehenden Doktor einen tiefen Knix. — Theodorine floh in den Hintergrund der Stube. „Er kömmt doch nicht hieher?“ fragte sie ängstlich.

„Nein. Er fährt nach den Nebhütten, Mademoiselle. Aber warum fürchten Sie den wackern Herrn?“

„Soll ich's gestehen? Seine Züge rufen mir Augusts Züge in's Gedächtniß. — Nein, ich könnte Augusts Anblick unter den jetzigen Verhältnissen nicht ertragen. Was hätte ich ihm geantwortet, wenn er gekommen wäre statt des Advokaten St. Amand, der so plötzlich erschien, mir ein Herz anzubieten, das mich nie interessirte, und eine Hand, die ich ausgeschlagen haben würde, sogar wenn die meine nicht schon gefangen gewesen wäre! Was hätt' ich Herrn Lapierre erwiedert? — Wohl mir, daß ich ihm gleichgültig bin, und er keinen Versuch macht, sich mir zu nahen. Alle meine Vorsätze würden wanken! Wohl mir daß . . . ach nein, weh mir, weh mir, Georgette.“ schrie sie auf: „ich habe ja Herrn St. Amand vertraut, daß ich Braut geworden . . . ! ganz Valence weiß schon um die Neuigkeit! — Weh mir! August hat mich nicht vergessen, aber er haßt, er verachtet mich vielleicht, und zürnt der Treulosigkeit, womit ich seine stille Liebe vergolten . . . !“

Theodorine warf sich schluchzend an Georgettens Brust. Das gute Mädchen weinte mit der traurigen Braut. Nach einiger Erholung fragte aber Georgette besonnen: „Wenn Sie bereits jetzt Herrn Gügüste's Anblick

scheuen — wie wird es seyn, wenn Sie als die Frau des Herrn Coudresin in die Welt treten?“

„Mein Entschluß ist gefaßt,“ versetzte Theodorine. „Ich könnte um keinen Preis in Augusts Nähe verweilen. Ich werde Alles anbieten, Herrn Coudresin zu vermögen, daß er sein Haus verkaufe, und nach Paris ziehe. Die Zerstreungen der Hauptstadt werden mir das Leben erträglich machen, und in jener Menschenmenge darf ich hoffen, dem nicht mehr zu begegnen, den ich fürchte, wie ich ihn liebe. Ja, ja, ich muß ihn fliehen; Herr Coudresin wird meinem Verlangen nachgeben. Hat er nicht tausendmal versprochen, Alles zu thun, was ich nur wünschen würde? Auch für seinen Eigennuß darf er nichts besorgen. Ich weiß einen Käufer für das Schloßchen von St. Paul. Der Doktor Lapierre hat schon öfters den Wunsch geäußert, das Gut an sich zu bringen, wenn dem Eigenthümer jemals gefallen sollte, es zu veräußern. Der Doktor ist billig, er wird nicht lange mäkeln. Der Kauf kann binnen kurzer Zeit in Richtigkeit seyn.“

„Ah! da kömmt Blaise im galonirten Rock!“ rief Georgette am Fenster: „er trägt einen Brief in der Hand. Ich eile, ihm zu öffnen.“

„Geh, geh!“ entgegnete Theodorine schnell: ich will den Brief herzlich gern annehmen, da der Schreiber nicht in Person kömmt!“

Während Georgette hinunter lief, riß Theodorine hastig die kleinen Schmuck- und Verzierungstücke, womit sie sich gepußt hatte, vom Halse und vom Gürtel. — „Fort mit euch, ihr Kleinodien der Sklaverei!“ sagte sie erheitert; „da euer Geber nicht kömmt, was soll ich mit euch? frei, frei! ach mein Gott! ich werde diesen Abend frei seyn! Herr Coudresin, Sie gefallen mir, da Sie so artig sind, heute wegzubleiben!“

Georgette brachte den Brief herein. Seine Adresse war an Herrn Mastalier gerichtet, und von Coudresin's

Hand. — „Der Alte läßt sich bei Ihnen mit Geschäften entschuldigen,“ sagte Georgette etwas verwirrt und aufgeregt; „zugleich bittet er Sie, diesen Brief so schnell als möglich Ihrem Vater zuzusenden, wenn derselbe nicht bereits zurückgekommen wäre.“

„Sonderbar,“ meinte Theodorine. — „Unverzügliche Bestellung zur Post!“ wiederholte Georgette.

„In Gottes Namen. Da der Vater noch nicht zurück, werde ich die Depesche nach dem Havre adressiren.“ Theodorine setzte sich an den Schreibtisch.

Raum hatte sie die Feder ergriffen, als der Briefträger eintrat, und aus seiner Ledertasche ein Schreiben von Mastalier zog. Theodorine öffnete das flüchtig geschriebene Blatt. Mastalier meldete ihr, daß die Verwicklung seiner Geschäfte im Havre ihn genöthigt habe, seine Reise nach London auszudehnen, und daß er dort in der Prinzenstraße bei einem Handelsfreunde sein Quartier nehmen werde.

Theodorine athmete leicht. „Georgette,“ rief sie, „wünsche mir Glück. Wieder ein Aufschub von einigen Wochen vielleicht! Geschwinde Coudresin's Brief nach London expedirt. So, Ihr besorgt mir ihn wohl auf das Bureau, Freund Cabot?“

Der Briefbote erklärte sich bereit, und entfernte sich mit dem Schreiben. Theodorine lachte, scherzte, tanzte vor Freuden. „Ach Georgette, ich bin selig!“ jauchzte sie: „ein paar Wochen gewonnen! Bierzehn, zwanzig, vielleicht dreißig Tage. Ach, wie leicht wird mir! Aufschub! ich begreife, wie kostbar einem zum Tode Verurtheilten die Denkerfrist von einigen Tagen vorkommen mag.“

Georgette lächelte verstohlen vor sich hin. Sie wollte reden; Theodorine ließ sie nicht zu Worte kommen. „Wo ist Blaise? sage ihm die Neuigkeit, daß er sie seinem Herrn mittheile.“

„Blaise ist schon wieder fort,“ antwortete die Magd langsam.

„So? Eine Galanterie ohne Gleichen. Nicht einmal die Grüße abzuwarten, die eine Braut ihrem zärtlichen Bräutigam zu schicken hätte! Das könnte mich kränken, wenn ich nicht so vergnügt wäre, da ich weiß, daß Herr Coudresin meine Einsamkeit nicht stören wird.“ — Theodorine war außer sich vor Freude.

„Der gute Herr wird Ihnen vielleicht lange nicht beschwerlich fallen,“ bemerkte Georgette, wie oben.

Theodorine, die bald zum Flügel lief und eine Passage probirte, bald ihren Kanarienvogel und Distelfink neckte und zum Singen aufforderte, antwortete erst nach einer Weile: „Wirklich? in der That? sind seine Geschäfte so bedeutend und zeitraubend? Braver Herr Coudresin! ich habe Sie erkannt. Sie sind liebenswürdig. Sie erfüllen schon jetzt alle meine Wünsche, ohne sie zu kennen. Sie werden mir auch Paris nicht verweigern! — Georgette, ich weiß nicht, wie es kömmt, aber mein Kopf und Herz sind beide plötzlich wie von einem Freudenfeuer erwärmt und erleuchtet. Ich habe aus dem Lethe getrunken, ich bin auf dem Punkte, Alles zu vergessen, was mich bedroht. Die Zukunft malt sich mir im Rosenlichte. — Wovon habe ich eben gesprochen, Georgette? Von Paris?“

„Liebe Mademoiselle,“ sagte Georgette mit einigem Bedauern: „Sie sind noch lange nicht in Paris.“

„Gottlob, Gottlob, mein Kind!“ lachte Theodorine: „Paris ist ein goldener Kerker, aber immer ein Kerker. Ich will noch in Dragou meine Freiheit genießen!“

Georgette, auf deren Herz und Zunge etwas drückte, das sie gern los seyn wollte, fuhr in obigem Text fort: „Glauben Sie, daß Ihr Herr Vater seine einzige Tochter in seinem Alter wird missen wollen? Wer soll ihn pflegen, wenn Sie in Paris wohnen?“

Mit eisiger Kälte antwortete Mastalier's Tochter: „Indem ich mich für Herrn Mastalier's Vermögen opfere,

bin ich ledig, durchaus ledig meiner übrigen Pflichten gegen ihn. Spare Deine Sentenzen, mein Kind. Sey bescheiden, wie Blaise, der mir nicht einmal zumuthete, ihn mit einem Complimente heimzuschicken."

Georgette erwiederte, ihrem kleinen Geheimniß nach und nach Lust machend: „Ach, nehmen Sie's dem armen Burschen nicht übel. Er hat noch einen weiten Weg zu machen, um den Doktor aufzusuchen, der, wie ein Irrewisch, bald da, bald dort zu sehen, sich schwer einholen läßt."

„Was soll der Doktor? Was hat Blaise mit ihm zu thun?"

Der letzte Damm, der sich noch der Geschwägigkeit Georgettens entgegengesetzt hatte, brach vollends zusammen. Mit übersprudelnden Lippen, die Hände in die Hüften gestemmt, hob das Dienstmädchen an: „Daß ich's Ihnen nur gerade heraus sage, Mademoiselle: Herr Coudresin ist bedenklich krank geworden. Aber, um des Heilands willen, verrathen Sie mich nicht. Blaise hat mir das strengste Stillschweigen anbefohlen, und er käme schlimm weg, wenn sein Herr erführe, daß er geplaudert hat. Sehen Sie: Herr Coudresin ist schon lange unpäßlich, vielleicht kränker, als er selbst weiß, und hat es Ihnen stets verheimlicht. Wer bekennet auch gerne dergleichen einer Dame, die man zu heirathen gedenkt? Aber seit gestern ist das Uebel ärger geworden. Blaise, der einmal in Lyon bei einem Zahnarzt Ausläufer gewesen, versteht sich auf die Krankheiten, trotz einem Doktor. Er meint, sein Herr dürste wohl den Bandwurm, oder gar schon die Wassersucht haben, die gerne dazutritt. Genug: Gestern wollte der Alte bei nüchternem Leibe auf einmal ersticken, oder gar zerplagen. Blaise hat ihn noch ein bischen hingehalten, indem er ihm Schröpfköpfe oder Blutigel ansetzte, ich weiß nicht wo, und wie viel. Aber heute liegt der Alte ganz strack auf dem Bett, und rührt und regt sich

nicht. Das Einzige, was er gethan, war, daß er den Brief schrieb, der jetzt nach England marschirt, und daß er einen Expressen nach Vienne schickte, wo ein Wunderdoktor wohnen soll, der alle möglichen Gebrechen heilt. Blaise schüttelt aber den Kopf dazu. Blaise ist gar nicht zufrieden. Blaise versteht's und meint, wenn Einer helfen könne, so wär's der liebe Gott und nicht der Wundermann von Vienne oder Papa Lapierre, dem der arme Blaise nachlaufen muß, wie ein Dieb, weil der Kranke ganz unsinnig nach ihm begehrt." — Georgette verschnauzte von dem Ueberdrang ihrer Redseligkeit. Dann erlaubte sie sich, Theodorine, die, ganz stille vor ihr stehend, aufmerksam zugehört hatte, und die Augen zu Boden schlug, bei der Hand zu nehmen, und ihr treuherzig mit heiserer Stimme zu sagen: „Es kann noch Alles anders werden, Mademoiselle, was meinen Sie?“

Das Fräulein entzog ihr sanft die Hand, senkte in Gedanken das Haupt, und ging, ohne ein Wort zu sagen, in den Garten. kaum, daß die über ihrer Brust zitternd aufwehende Pelerine die raschern Schläge ihres Herzens verrieth. — —

Der Doktor Lapierre hatte allerdings etwas von einem Irrwisch an sich. Seine Geschicklichkeit und Milde hatten ihm eine sehr bedeutende Praxis erworben; Übung und Nothwendigkeit hatten ihn gelehrt, eilig zu seyn. Da er rasch und klug zugriff, ging ihm Alles leicht und gut von der Hand. So hatte er auf seinem heutigen Besuche in Dragou und der Umgegend Einem, der von dem Speicher gefallen, das luxirte Bein wieder eingerichtet, einem Andern einen schwierigen Verband applicirt; er hatte ein paar Kinder geimpft, und manches Recept verschrieben. Er hatte hie und da viel reden und trösten müssen; er war hie und da mit Erfolg angebettelt worden; — dennoch kam Blaise allenthalben zu spät, und dennoch langte der Doktor,

seiner Liste und Tagesordnung folgend, ohne von Blaise requirirt zu seyn, an Coudresin's Krankenbette an, dem trostlosen Bedienten vorausseilend.

„Sie sehen einen verlorenen Mann,“ sagte Coudresin etwas schwach, aber nicht ohne Spott: „Ihre Arzneien sind Gift, wie ich glaube. Raum, daß sie ein paar Tage erträglich wirkten. Dann ist der alte Satan wieder losgebrochen. Adjunkt, ich verabschiede Euch, wenn Ihr nicht helfen könnt.“

Die Aufwallung des Arztes hätte ihn fast vermocht, dem bösen Patienten die reine Wahrheit ohne Umschweife zu sagen, aber Coudresin ließ ihm dazu nicht Zeit. Er verzog sein Gesicht zum Lächeln und fuhr fort: „Im Ernst: sollten Sie glauben, daß mir gestern zu Muthe war, als sey meine letzte Stunde vor der Thüre? Eine entsetzliche Nacht, und Herr Lapierre nicht zu Hause.“

„Ich stand einer Wöchnerin zu Romans bei,“ erwiderte Lapierre entschuldigend.

„Sagt' ich's nicht? das gemeine Bauernvolk ist besser mit Euch daran, als der Rentier! Nun denn, um fortzufahren: ich empfand eine Fast, eine Beklemmung, eine Unruhe, wie fast noch nie. Ich konnte nicht auf einem Flecke weilen, und dennoch eine Schwere in den Gliedern, als wie von Bleigewichten. Doktor, ich glaubte schon, ich müsse im Ernst an's Testament denken.“

„Reiche Leute thun daran nicht übel. Ein Testament ist noch kein Todesurtheil.“

„Nun, das fühle ich wohl: vor der Hand sterbe ich nicht. Die Tisane hat mich calmirt, die Ruhe hat mir gut gethan; ich werde aufstehen, da der Ungestüm des Bluts sich gelegt hat. Wahrhaftig, Adjunkt: gestern war ich kleinmüthig. Glaubt Ihr, daß mir dummes Zeug einfiel, Sünden und Sündchen, alte Bocksbeuteleien, Aengstlichkeiten um's Zwerchfell herum. Pah! ich schwindelte sogar von dem Tröster in der Rutte, von Beichte und Viaticum.“

Wäre ich ein alter Bannerherr oder Castellan gewesen, und der Priester wäre an mein Bett getreten, ich hätte ihm gelobt und verlobt, was er begehren möchte, zum Heil meiner Seele."

"Reiche Leute beruhigen heutzutage ihr Gewissen am besten vor dem Notar."

"Schon wieder eine Anspielung auf's Testament?" spöttelte Coudresin; "Ihr wollt mich erschrecken. Aber, auf Ehre, mir ist nie behaglicher gewesen, seit ich auf der Welt bin. Das war eine Crisis, Doktor? Gesteht's, gebt der Wahrheit die Ehre."

"Ich weiß das noch nicht bestimmt," meinte Lapierre, die Augen niederschlagend: "Jedenfalls ist die völlige Ruhe zu empfehlen. Es wird wohl endlich vorübergehen."

"Ich dacht' es wohl. Dann eine Nachkur, Adjunkt? Die Heirath, wie? dann eine weite Reise mit der jungen Frau? nach Italien und der Schweiz? Mademoiselle Theodorine verlangt vor Allem nach Paris . . . und ich gestehe, wenn dieses Haus nicht wäre . . ."

"Ei, ich habe mich schon angeboten, es zu nehmen?" bemerkte Lapierre lächelnd.

Coudresin lächelte entgegen, und antwortete kurz: "Dankenswerth, aber nicht anwendbar. Das Haus hätte dann schon seinen Herrn."

"Einen Ihrer Verwandten?"

"Pfui. Verderben Sie mir nicht die Laune. Meine Verwandten sollen sich wundern, sage ich Ihnen. Die Thaler, die ich meiner Sippschaft zuwerfe, werden noch zu zählen seyn."

"O, Herr Coudresin! Ich rechnete auf Ihr Herz, da ich vom Testamente sprach."

"Thut mir leid," spottete Coudresin abermals: "das Testament ist schon fertig. Ja, ja; lächeln Sie nicht. Sie reizen auch mich zum Lachen."

„Ich glaube nicht, was Sie sagen. Sie scherzen mit dem ernsthaftesten Akt, den ein Mensch je vollziehen mag. Sie haben noch kein Testament gemacht, und wenn sie es einmal thun — es wäre gut, wenn's geschähe — so vergessen Sie Ihre armen unglücklichen Verwandten nicht, um eines oder einiger Fremden willen!“

„Sie machen mir immer mehr Spaß! Ha, ha, ha! Adjunkt, Ihr seydt ein guter Prediger, und uneigennützig, wie selten Einer. Aber mit dem Testament, — ha, ha, ha! ich muß lachen . . . ! ist's mein völliger Ernst . . . und wenn ich heute stürbe . . . in dieser Stunde, ha, ha, ha! was will ich denn sagen? ja . . . der Friedensrichter würde es wohl zu finden wissen.“ — Coudresin erhob sich lachend aus dem Bette, und fragte: „Beiläufig: was macht der Friedensrichter? Wie geht's ihm?“

„Schlecht. Es wird noch mehrere Wochen dauern, bis er im Stande seyn dürfte, seine Funktionen wieder anzutreten.“

„So?“ fragte Coudresin lustig entgegen: „Seht Ihr wohl, Adjunkt? Ich dürfte heute nicht sterben; wer versiegelte, wer entsiegelte dann mein Haus und Testament?“

„Um, das dürfte Sie nicht bekümmern. Da der Friedensrichter krank und der Maire abwesend, wär's meine Adjunktenpflicht, ihren Dienst zu versehen.“

„Ah! nun bin ich beruhigt,“ scherzte der Erlieferant. „Sorgen Sie nur für die Eintreibung der Activa. Ich ernenne Sie zum Testamentsexecutor.“

„Eine Sinecure, da ein Testament noch nicht existirt?“

„Ich werd's Ihnen schon einmal zeigen, oder sagen, wo es liegt; ha, ha, ha!“ spaßte Coudresin, der sich anfleidete: „für jezo wollen wir aber uns noch des Lebens freuen, und heirathen, sobald Papa Mastalier . . . ist er noch nicht heimgekommen, der Mastalier?“

„Ich weiß nicht, ich komme nicht in sein Haus.“

„Er kann Euch nicht leiden, Adjunkt. Aber ich werde euch versöhnen. He, Blaise! wo steckt der Windflügel? Blaise! — er soll einen Brief wieder von Dragou abholen, den ich voreilig an Mastalier geschrieben! — Ach, Doktor, ich bin gestern und heute sehr schwach und elend gewesen! — Blaise! der Schlingel hört nicht auf die Klingel und nicht auf's Wort. — Thut nichts, Adjunkt. Wie gesagt: ich werde Euch mit Mastalier versöhnen. Ich halte große Stücke auf Euch. Euer Besuch hat mich plötzlich wieder ganz gesund gemacht. Ich will aller Welt beweisen, daß ich Euch schätze und Alles vertraue. Blaise! wenn der Wunderdoktor von Vienne ankömmt, schicke ihn alsobald wieder in alle Welt, ich brauche ihn nicht mehr!“

Coudresin streckte sich aus, um einen Spiegel zu nehmen, der auf einem Repositorium über seinem Bette lag. In dieser Stellung ächzte er plötzlich laut auf wie ein Schluchzender, seine Kniee brachen, er fiel zu Boden und war im Nu eine Leiche. — Die zerreißende Pulsader-Geschwulst hatte ihn getödtet.

3.

Nachdem die Sektion des Leichnams geschehen, und derselbe ziemlich allgemein zu Grabe gebracht worden, nachdem die Obrigkeit in der Person des Adjunkten Laspierre und des Gressiers vom Friedensgericht die Obhut über den Nachlaß des Verstorbenen angetreten, wurden alle Stimmen im Canton laut, um das unvermeidliche Todtengericht über den Heimgegangenen zu halten. — Wer, so lange der reiche und gefährliche Mann am Leben, sich nicht getraut hatte, sein Urtheil auszusprechen, gab es jetzt

unverhohlen von sich, und der selige Coudresin kam dabei schlecht weg. Es tauchten auf einmal tausenderlei Geschichten von Erpressungen, Wucherstüchchen und andern Gaunereien empor, die der Erlieferant an seinen Mitbürgern im Departement verübt haben sollte. Die unglücklichen Opfer jener Machination erhoben ihr Haupt, ihren Verderber sammt dessen Genossen anzuklagen; sie deuteten mit Fingern auf einige Notare, die beschuldigt waren, dem unredlichen Darleiher und Gläubiger beigestanden zu haben; sie fletschten die Zähne gegen die untergeordneten Mäkler und Helfershelfer, die bei dergleichen Händeln ihre feile Vermittlung und Anpreisung, ihren Namen und ihre Zeugenschaft mit in die Wage gelegt hatten; vor allen verfolgte das geplünderte Volk mit übler Nachrede den einzigen Busenfreund des Wucherers: den eben so grimmigen und noch gewaltthätigern Blutsauger Mastalier.

Weil derselbe noch abwesend, konnte seine Person von dem Zorne der Mißhandelten nicht erreicht werden, aber bei allen Zusammenkünften wurde seine Lebensgeschichte erzählt und erläutert, wer an seinem Hause zu Dragou vorüberging, schlug ein Kreuz; und wäre Theodorine nicht ein Muster von weiblicher Tugend und Wohlthätigkeit gewesen, sie hätte den bösen Leumund ihres Vaters tragen müssen, wie er. — Indessen konnte der schlichte Sinn der Landleute nicht vergessen, daß Mastalier's Tochter für viele unter ihnen ein mitleidiger helfender Engel gewesen, und nicht allein ließ man sie die Schuld ihres Vaters nicht entgelten, sondern man wünschte ihr allgemein Glück, daß die barmherzige Vorsehung sie von der Schmach, Coudresin's Wittin zu werden, gerettet habe.

Theodorine heuchelte nicht eine Trauer, die nicht in ihrem Herzen seyn konnte; sie ging aufgerichteter, mit heiterer Stirne einher, aber sie schwieg, ohne mit einem mißgünstigen Worte Coudresin's Andenken anzutasten oder mit ihrer Zufriedenheit zu prahlen. Ein völlig ähnliches

Schweigen beobachteten anfangs die Verwandten des Gestorbenen und warteten, ängstlich vielleicht, aber geduldig, wie sich die Erbschaftsverhältnisse gestalten und ob sie, die Darbenden, an der reichen Verlassenschaft Theil nehmen oder durchfallen würden.

Am Verschwiegensten hielt sich der Adjunkt Lapierre, sogar gegenüber den leise bei ihm anfragenden Bettern, aber sein Gesicht glänzte von Behaglichkeit, wie von ewigem Sonnenschein beleuchtet, und gab den Interessenten eine selige Hoffnung, da ihnen nicht unbekannt war, wie so oft der Doktor sich bei dem harten Better Coudresin ihrer angenommen hatte. — Lapierre's Heiterkeit war auch keine trüglige Maske, aus seiner von der wärmsten Menschenliebe erfüllten Brust stieg der Widerschein des Glücks auf seine Wangen, denn es war, wie er vermuthet hatte, nirgends, trotz der gewissenhaftesten Nachforschungen und Anfragen, irgend eine Spur eines Testaments entdeckt worden, und demnach kamen die armen und redlichen Seitenverwandten insgesammt als Intestaterben zu dem Rechte, an dem reichen Gastmahl des feindlichen Crösus Platz nehmen zu dürfen.

Endlich — nach Vollzug aller üblichen Formalitäten — empfangen auch die Glücklichen zu ihrer Freude die Einladung, sich an einem bestimmten Tage in der Villa von St. Paul-du-Gué einzufinden und feierlich in den Besitz des Erbes einführen zu lassen.

Schon am Vorabend des anberaumten Tags wimmelte Blanchemont von der eintreffenden Verwandtschaft; die Cousins erschienen mit ihren Weibern, ihren Kindern, mit ihren Freunden, bescheiden zu Fuße wandelnd, oder auf Eseln reitend, oder in geliebten Carriolen fahrend, deren Gebrauch den Glückspilzen von ihren wohlhabenden Nachbarn in solchen Umständen gerne gestattet worden war. Das Puy de Dome, das Departement der Rhone, die Isere, und sogar Avignon hatten ihr Contingent zu

dem fröhlichen Zuge geliefert; Manufakturarbeiter in gestreiften Festtagsjacken, Landbauern in den groben braunen Jaquetten, Weiber im fantastischen Kopfschmuck der Gebirgsleute, Mädchen mit den gelben Strümpfen und den niedlichen Häubchen des tiefen Südens trieben sich geschwätzig durcheinander hin und her; vergnügter wahrlich, als sie wohl je zu den Mahlzeiten Coudresin's gekommen, die ihnen einst als traurige Leichenessen vorgesetzt wurden, während heute der Todesfall ihnen erschien, wie Siegesfreude nach langem Ringen, und das Erbe wie ein Schmaus nach mühseligem Fasten in der Wüste. — Gruppenweise wanderten sie nach St. Paul, zogen neugierig um die ihnen noch verschlossene Villa, streckten sich, um durch die Spalten der Fensterläden zu gucken, zählten die Thüren und Schornsteine, bewunderten die Eisengitter des Gartens und seine Brunnen mehr als seine Blumen und Orangerie, und eines Jeden Brust war nur von einer, der noch ängstlich frohlockenden Empfindung erfüllt: „Alles dieses gehört nun uns; es ist mein Gut wie das der Andern, und welche Herrlichkeiten und welche Schätze ruhen noch verborgen hinter jenen Thüren und Fenstern! Ist aber auch gewiß, daß Alles unser, oder träumen wir nur von glücklichen Jahren?“

Während sie nun, um sich von der Wirklichkeit ihres Glücks zu überzeugen, die Stufengeländer vor dem Hause und den glänzenden Klopfer an der Pforte betasteten, als wären diese Dinge vom gediegensten Golde, sprachen die Aeltern, die Familienväter, ernstlich und dankbar von der plötzlichen Umwandlung ihres Schicksals. Die erfahrenen Männer wußten allenfalls zu ermessen, was ihnen so unverhofft in die Hände fiel, und beschloßen, gegen den Beförderer ihres Wohlstands eine Freigebigkeit zu entfalten, die mit ihrer Erkenntlichkeit und ihren Mitteln im Einklang stände. — „Dieses Haus,“ sagten sie, „paßt jedenfalls für Keinen von uns, und wird bei der Erbvertheilung mit den

übrigen verkäuflichen Gütern und Fahrnissen versteigert werden. Herr Lapierre hat uns bei dem Seligen die größten Dienste geleistet," — es lief das Gerücht umher, als habe der Adjunkt den Erblasser bewogen, ein zu Gunsten eines Dritten aufgesetztes Testament im Interesse der Verwandten zu kassiren, — „wir wissen daß Herr Lapierre öfters Lust gezeigt hat, dieses Haus an sich zu bringen. Wie machen wir's daß wir ihm dasselbe so zu sagen als ein Geschenk in die Hände spielen können?“

Der Meinungen und Vorschläge waren viele daher im Augenblick an eine Einigung nicht zu denken, aber die Ueberzeugung, man müsse irgend etwa thun, dem wackern Doktor Freude zu machen, wurde allgemein. Darum versammelten sich die Familien, sobald die kühle Dämmerung einbrach, vor der Wohnung des Adjunkten und brachten ihm ein Lebehoch nach dem andern. Fröhliche Gesänge wechselten mit Vivatrufen ab, und Jünglinge und Mädchen tanzten nach ihrer Landesweise muntere Reigen, um ihren Wohlthäter durch dieses improvisirte Fest zu erfreuen und zu ehren. Lapierre öffnete dem vergnügten Schwarme seinen bescheidenen Keller, erleuchtete seinen Hof mit Kerzen und Lampen, und belebte bis gegen Mitternacht die Versammlung mit seiner Gegenwart und der Heiterkeit seiner väterlichen Reden. Die Fremdlinge genoßen dann eine kurze Ruhe, und am folgenden Morgen begann wieder die bunte Prozession nach dem Landhause von St. Paul. Voraus schritten der Adjunkt mit seiner Schärpe geziert, der Greffier, das Portefeuille unter dem Arm, der Flurschütz mit seinem schönsten Bantelier angethan, und der amtlich eingesetzte Wächter des Hauses öffnete dessen Pforte und den Salon, worinnen sich die harrende Menge vereinigte. — Nach einigen herzlichen Worten begab sich Lapierre in das Schreibkabinet des Verstorbenen, um die darinnen niedergelegten Akten zum Behuf der Mittheilung an die Erben zu holen.

Das Gespräch der Wartenden, obschon lebhaft und ununterbrochen, glich doch nur dem Summen in einem Bienenkorbe. Es schien, als hindere die Furcht oder die Ehrerbietung vor dem ehemaligen Besitzer all dieser Habe den lauten und freien Erguß der gelenkigsten Zungen. Der Flurschütz, die vollziehende Gewalt der Gemeinde, beherrschte mit seiner Amtsmiene die Versammlung. Der Grefrier, nachlässig in einem Lehnstuhl sitzend, schnitt seine Federn zur Vollziehung des aufzustellenden Verbalprozesses.

Minute auf Minute verrann indessen, es schwand eine Viertelstunde, dann eine andere. Der Adjunkt erschien immer noch nicht. Nach und nach versank das Gesumme der Sprechenden in tiefe, ahnungsvolle Stille. Der Grefrier gähnte, zog die Uhr, schüttelte den Kopf; der Flurschütz blickte oft und sorgsam nach der Thüre des Kabinetts, und flüsterte bisweilen in die Ohren des Grefriers. Der Adjunkt kam immer noch nicht.

Endlich wurde im Kabinet die Klingel gezogen. Der Flurschütz eilte hinein, kehrte nach einigem Verweilen wieder, und holte vom Brunnen ein Glas frischen Wassers. „Ist dem Herrn Adjunkt nicht wohl geworden?“ fragten der Grefrier und die Besorgteren der Bettern. — „Eine kleine Unpäßlichkeit, die vorüber ist,“ antwortete der Garde, der zugleich mit dem Wasser ein brennendes Licht in das Kabinet trug, und dann wieder seinen Platz neben dem Grefrier einnahm. Das allgemeine Bedauern wurde einen Augenblick laut, hierauf sank die Versammlung wieder in Schweigen, und nicht ein Athemzug war hörbar. Noch ein paar Minuten verflossen; . . . plötzlich hörte man Schritte im Kabinet, die Thüre öffnete sich, Lapierre trat, eine dicke Papierrolle in der Hand, in den Saal.

Sein Gesicht wie seine Haltung hatten eine gänzliche Veränderung erlitten. Seine Wangen waren bleich, die Augen matt und eingesunken, die Züge schlaff, der Mund hängend. Sein Haupt, noch vor Kurzem so aufrecht und

freundlich, hing gebückt vornüber; seine Schritte, seine Hände, seine Stimme waren unsicher.

Der Greffter näherte sich ihm mit ergebenen Fragen und Diensterbietungen. Lapierre winkte ihm versagend, setzte sich in den Lehnstuhl, und begann die Verhandlung. Aber sein Assistent mußte bald an seiner Statt die Vorlage und Verlesung der Aktenstücke und des Inventars übernehmen, da Lapierre sich zur Fortsetzung derselben zu schwach und angegriffen fühlte. — Die Bestürzung der Zuhörer war groß gewesen, und manche unwillkürliche, böse Ahnung hatte in den Gemüthern derselben Platz genommen gehabt, aber diese Beklemmung wich allmählig dem behaglichen Sicherheitsgefühl, das sich bei einem Jeden einstellte, als nun der Besitz der Verlassenschaft den Anwesenden unwiderruflich zugesprochen wurde, und Schritt für Schritt, Artikel um Artikel die Bedeutendheit des Coudresin'schen Erbes sich entwickelte. Die Erwartungen der guten und genügsamen Theilhaber wurden bei weitem übertroffen, und die Verhandlung endigte unter Frohlocken und dankbaren Segenswünschen. Lapierre wurde in den Himmel gehoben, sogar der selige Better Coudresin mit einem Heiligenschein bedacht.

Nachdem der Adjunkt, der sich wieder gesammelt, den Zuhörern erklärt hatte, was noch zu thun sey, um die Masse des Erbes, zum Behuf der Vertheilung, in klingende Münze zu verwandeln, hob er die Sitzung auf, und machte sich auf den Rückweg nach Blanchemont. Zerstreut und befangen antwortete er auf alle wohlgemeinte Erkundigungen und Fragen nur: „es habe ihn plötzlich bei dem Zusammenlegen der Papiere ein Schwindel angewandelt, der seine Augen dergestalt verblendet, daß er eine Zeitlang sogar in dem Wahne gewesen sey, als stehe Coudresin's Gestalt vor ihm, gleichwie im Leben, und er habe einer langen Weile bedurft, um diese sonderbare Phantaste von sich zu scheuchen. Es sey aber jetzt vorübergegangen, und ein bißchen Ruhe

werde das gestörte Gleichgewicht ganz gewiß wieder herstellen.“

Der Flurschütz, der einen Blick in das Kabinet geworfen, worinnen noch das halbgeleerte Glas und die ausgelöschte Lampe sich befanden, öffnete die Fenster, und sagte zu den umstehenden Gaffern: „Es hilft doch viel, ein Arzt zu seyn. Herr Lapiere wäre vielleicht in Ohnmacht gefallen oder vom Schlage gerührt worden; aber er wußte, daß ein Glas Wasser erfrischt, und daß ein Stück angezündeten Papiers, wenn man es sich vor die Nase hält, die Besinnung augenblicklich wiederbringt.“

4.

Unerwartet gab es im Herrenhause zu Dragou einen sehr lebhaften Auftritt. Mastalier, der seit seinem letzten Brief aus dem Havre kein Zeichen seines Daseyns von sich gegeben hatte, war unverhofft und unangemeldet heimgekehrt. Im weiten Rocke à la propriétaire, die Mütze von Seeotterfell auf dem Kopfe, in der malerischen Unordnung eines Reisenden, der so eben von der Diligencestation eintritt, lief er in Theodorinens Zimmer auf und ab, und überhäufte die Tochter mit ungestümen Vorwürfen. — „Du hättest mir geschrieben?“ rief er: „nicht eine Sylbe habe ich von Deiner werthen Hand erhalten. Nicht eine Sylbe von Goudresin's Klau ist mir zu Gesicht gekommen; Du belügst mich, Du betrügst mich. Verwünschtes Geschick, das mich von Havre nach London, von London nach Amsterdam, von Amsterdam nach Hamburg jagen mußte! Alle böse Geister sollen das unselige Geld holen, das mich umhertrieb wie den ewigen Juden!“

Und dennoch konnte ich's nicht retten, dennoch bin ich so gut wie ruinirt, und mittlerweile ging meine letzte Hoffnung daheim zu Grunde, und ich Dummkopf, ich unwissender Landstreicher muß erst auf dem Postbureau erfahren, daß mein Freund, mein Quasi-Eidam gestorben! daß seine Habe zersplittert, ein Raub unberufener Erben. Coudresin! warum hast Du mir das gethan! trotz unserer Verabredungen, trotz Deiner Versicherungen! Elender Mensch, wortbrüchige Seele! Aber, thue ich ihm nicht Unrecht: Sein Brief wo ist sein Brief, kleine Schlange?"

Theodorine antwortete gelassen: „Ich habe Sie noch nie belogen, mein Vater. Der Brief ging an Ihre Adresse ab, und an demselben Abend, zu gleicher Zeit mit Coudresin's, ein Schreiben von mir, worinnen ich Ihnen den Tod Ihres Freundes meldete. Ich gab Ihnen die Nachricht, im Augenblick, da ich selbst die Kunde erfuhr, und habe, um nichts zu versäumen, das Billet durch einen Reitenden alsobald an den Postdirektor gesendet. Wenn Sie mir nicht glauben wollen, so glauben Sie dem Zeugniß des Bedienten Blaise, des Briefträgers und des jungen Cartigny aus dem Maierhose, der meine Abendpost selbst bestellt hat, und dabei war, als der Expeditor beide Briefe zugleich in das Paket verschloß, welches am frühesten Morgen mit dem Courier abging.“

„Räthsel! Räthsel zum Berrücktwerden! — Wahrlich: ein Unglück kömmt nie allein. Aber das größte für uns ist Coudresin's plötzlicher Tod. Ich hoffte auf ein großes Erbe. — Alles zerronnen! Er hatte mir in die Hand gelobt, mich zum Universalerben einzusetzen. Die alte Kameradschaft, unsere beschlossene Verwandtschaft ich, Du, wir sollten haben, was der Filz zusammengescharrt hatte und von allem diesem nichts nichts! wo sind meine Pistolen, daß ich mir das bankerotte Gehirn zerschmettere?“

Theodorine, seit langem an dergleichen Deklamationen gewöhnt, setzte sich, ohne etwas zu entgegnen, an das

Fenster, und schlug die Arme übereinander. — Der Vater spektakelte fort:

„Die guten Dienste, die ich dem Geizhals geleistet habe! Ein besserer Christ würde an meiner Statt sagen, daß er dem wucherischen Bösewicht hundertmal seine Seligkeit aufgeopfert! Ha, wenn ich über manche Dinge hätte den Mund aufthun wollen, — ich hätte den Alten auf die Galeeren bringen können! Ich guter Narr habe unverbrüchlich geschwiegen!“

„Desto besser für Sie selbst vielleicht!“ seufzte Theodorine, die Mitschuld des Vaters ahnend.

„Gleichviel, gleichviel, mein Kind. Reden wir nicht davon. Aber ist es nicht Raserei gewesen, in meiner Abwesenheit dahinzusterben? Ein Mann in der Blüthe der Jahre und der Kraft? Ein Mann, auf dem Punkte, zu heirathen? hinzusterben Knall und Fall, wie eine Fliege umfällt, wie ein Licht auslöscht? Er sey zerplatzt, sagt man? Nun, er war von je ein unersättlicher Feinschmecker. Aber sein Brief! Vermaledeiter Brief, den ich nicht habe, wohin bist Du geslogen? Nachlässige Postbehörde, die mein Glück nicht respektirte! ich werde sie verklagen, die Post; sie muß mir Entschädigung, vollwichtigen Ersatz leisten. Ich will ein Pferd, zur Stunde will ich hinüber zum Postmeister, Alles in Feuer und Flammen setzen.“

„Es wird Ihnen nicht helfen,“ bemerkte Theodorine kalt.

„Nicht helfen? wo wäre die Gerechtigkeit in Frankreich? Der Brief ist sicherlich eine Million werth gewesen. Ich habe Ansprüche, alle Ansprüche auf des Alten Hinterlassenschaft. Glaubst Du, daß ich umsonst sein Schwiegervater werden wollte? Ach, Theodorine, Du bist mein einzig Kleinod. Auf Deiner Schönheit und Liebenswürdigkeit beruht meine Existenz. Ein reicher Schwiegersohn kann mir aufhelfen; es ist sonst keine Hülfe für mich in der weiten Welt. Coudresin ist nun freilich todt, aber ich habe

in Brüssel einen alten steinreichen Grafen kennen gelernt, der mein und Dein Mann wäre. Morgen wollen wir nach Brüssel reisen. Ich wette: ehe drei Monate vergehen, bist Du eine Gräfin, und ich wäre der glücklichste Vater der Welt.“

„Hoffen Sie nicht mehr auf meine Einwilligung in solchen schmählischen Handel. Ich habe einmal zu Ihren Gunsten mein Leben, meine Seele, meinen Frieden preis gegeben. Ich thue es nicht zum zweitenmale, gewiß nicht, mein Vater.“

„Undankbare! Fürchte die Strafe des Allmächtigen, und den Fluch des Vaters.“

„Entweihen Sie nicht den Namen des Herrn. Seine Barmherzigkeit hat mich beschützt, indem sie dem Todesengel befahl, den Mann von der Welt zu nehmen, dem Sie mich als Sklavin verkauft hatten. Der Himmel wird nicht minder den Fluch tilgen, den Ihre Lippen gegen mich stammeln möchten. Ich bin entschlossen, ruhig und gefaßt.“

„Ungerathenes Kind, Deiner Mutter arme Seele...“

Theodorine verschloß dem Vater mit einer heftigen und geringschätzenden Geberde den Mund. „Vergessen Sie nicht, Herr Mastalier, daß Sie das Leben meiner Mutter vergiftet haben,“ sagte sie: „Schweigen Sie, wenn nicht diese Stunde jedes Band zerreißen soll, das uns verknüpft. Ich habe mit Bitterkeit im Herzen die Anklagen vernommen, die seit einigen Wochen gegen Sie laut wurden. Sie haben unzählige Menschen unglücklich gemacht. Gott und Menschen würden mir vergeben, wenn ich mich schämte, Ihre Tochter zu seyn.“

Mastalier's Zorn brach an dem drohenden Widerstand seines einzigen Kindes. Er sank in tiefes Nachdenken zurück. Endlich sagte er mit schüchterner Ironie: „Mademoiselle wissen nun beiläufig, daß mein Vermögen dahin, daß ich keine bedeutenden Renten hinterlasse,

wenn ich stürbe, Mademoiselle fänden also in einer Trennung nichts Unbequemes und Gefährliches.“

Theodorine zuckte verächtlich die Achseln.

„Wollten indessen Mademoiselle nicht die Güte haben, mir mitzutheilen, was Sie in diesem Fall beginnen würden? Gedenken Sie etwa eine reiche und annehmlische Partie zu machen? der Vater wäre dabei zu entbehren, nicht wahr? Herr Coudresin scheint zur rechten Zeit gestorben zu seyn? Allerdings, um einem Andern Platz zu machen? Wer ist der Andere aber? Herr St. Amand, oder der Gedanke bringt mich aus der Fassung, aber es wäre möglich oder der junge Lapierre? Wie, Mademoiselle? Sie erröthen? Ich hatte dem Coudresin leise Andeutungen gegeben er sollte und mußte ihr Wächter seyn, aber freilich der Tod! Sie zittern ja, Mademoiselle? Gewiß ist der Aspirant Ihr Idol, und ich werde hinter Besuche oder Correspondenzen kommen, die pünktlicher besorgt wurden als die meinigen?“

Er warf einen argwöhnischen Blick auf Theodorinens Schreibtisch. „Den Schlüssel! den Schlüssel, befehle ich, meine Tochter!“ rief er. — Das Mädchen knüpfte, wie wohl zitternd vor Aufregung, den Schlüssel von dem Gürtel los und reichte ihn dem Quäler.

Mastalier durchsuchte jedes Papierchen, jedes Etui, und fand nicht das Geringste. Beschämt und ermüdet ließ er sich in einen Sessel gleiten, und stützte den Kopf in seine hohlen Hände. „Meine Vernunft ist nicht stark genug, den Schlägen des Verhängnisses zu widerstehen,“ begann er dann wehmüthig; verzeihe meinem Verdacht, Theodorine. Ich habe Dich beleidigt, indem ich Dich für fähig hielt, einen Menschen zu lieben, dessen Vater mir zuwider ist wie Gift und Galle. Herr August hatte durch Zufall als Zeichnungslehrer seinen Eingang in dieses Haus gefunden, die Nachbarschaft erfordert und befehlt gewisse Rücksichten.

Aber Herr August hat seine Rolle bei uns ausgespielt. Er bleibe ferne."

"Sorgen Sie nicht," erwiderte Theodorine gekränkt: „Er thut es freiwillig, ohne Zwang. Wir sind uns fremd geworden.“

"Desto besser, mein Kind, aber ich gestehe, daß ich dieses nicht vermuthete. Ich glaubte, ihn auf süßen Blicken ertappt, manchen Händedruck, manch' verstohlenes Wort belauscht zu haben. Von solchen Heimlichkeiten ist's nicht weit zum Schwur, zum Rendez-vous hinter dem Rücken des Vaters und des Bräutigams"

"Herr Mastalier!" rief Theodorine empört: „Sie verletzen meine Ehre. Erlauben Sie, daß ich mich dieser ungerechten Folter entziehe.“

Mastalier hielt sie auf, faßte ihre widerstrebende Hand und fuhr süßlich fort: Welche Festigkeit für ein zartes Kind von Deinem Alter! Ich gestehe ja, daß mein Argwohn ungerecht gewesen. Ich gestehe, daß ich Herrn Coudresin aufgefordert habe, wachsam zu seyn der junge Mensch schien mir so feck und leichtsinnig. Dennoch hatten wir's gut mit ihm vor. Wir wollten ihn entweder nach den Kolonien schicken lassen, wo für sein Fach sehr viel zu thun ist; oder ich hatte schon eine Anstellung bei den neuen Anstiedlungen in Texas für ihn in petto. Dämme, Schleusen, neue Straßen durch Urwälder, Eisenbahnen über Berg und Thal, das war ein weites Feld für den geschickten Ingenieur; ein gutes Auskommen blühte ihm, und er wäre dem zukünftigen Ehepaar Coudresin für immer entrückt gewesen! Da stirbt plötzlich Coudresin und sein Einfluß; der Minister, auf den ich rechnete, nimmt seine Demission, und die Anstiedlungen in Texas gehen zu Grunde. Schade! — Zum Glück aber hat Herr August von selbst seinen Rückzug genommen. Brav von ihm. Er erfüllt meinen heißesten Wunsch, und zugleich ohne Zweifel den

Befehl seines Vaters, der mir die Ehre anthut, mich nicht leiden zu können."

"Wenn er geahnt hätte, welch ein herrliches Loos Sie dem Sohne in dem ungesunden Westindien, in den gefahrvollen Wildnissen Amerika's zu bereiten dachten....?" bemerkte Theodorine bitter, indem sie ihre Hand losmachte.

Mastalier ließ sich nicht stören. "Der eigensinnige Puritaner hätte uns gewißlich nicht viel gedankt," meinte er. "Der Charlatan leidet an einem unsäglichem Dünkel. Er sieht seinen Prinzen schon im Geiste als General-Intendant der Brücken und Chausséen zu Paris thronen. Natürlich. Der hoffnungsvolle Sohn eines so trefflichen Arztes....! ich begreife nicht, wie Coudresin dem Quacksalber Vertrauen schenken mochte. Wie war's zwischen Beiden am Ende?"

"Herr Lapierre war gegenwärtig bei dem plötzlichen Todesfall."

"Charmant. Seine Arzneien haben den ferngesunden Mann vergiftet. — Weiter denn. Der geistreiche Sohn eines so scharfsinnigen Beamten und Dorfadjunkten....! Unter Anderem: Wer hat bei Coudresin versiegelt?"

"Herr Lapierre."

"Wie? was hör' ich? Erbärmlicher Patient von einem Friedensrichter! Gewissenloser, ewig abwesender Maire! Lapierre hatte seine Hände im Spiel? bis an's Ende? Alles in Allem? Nun glaub' ich gern, daß kein Testament gefunden worden ist! Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! ich will mein Recht anrufen."

Mastalier sprang wüthend auf und begann wieder sein tolles Hin- und Herlaufen.

"Welch neuer Argwohn! Mißtrauen gegen einen Biedermann? Besinnen Sie sich, Herr Mastalier!"

"Ja, ja doch. Ich besinne mich freilich. Eben, weil ich mich besinne, bin ich wild und grimmig. Ha, wenn ich Alles zusammenstelle.... es ist handgreiflicher Betrug

vorgegangen. Lapierre am Kranken- und Sterbebette, Lapierre an der Stelle des Friedensrichters, Lapierre mit der hungrigen Sippschaft im Bunde, Lapierre, der mich haßt, der immer ein Auge auf das Landhaus von St. Paul hatte, — Lapierre, der jetzt wirklich im Besitz des Hauses ist Alle Wetter! wie kam er zu dem Hause?"

„Die Erben haben es für ihn, der gar nicht darauf bieten wollte, erhandelt, und ihm für seine Fürsorge und Theilnahme zum Geschenk gemacht.“

„Das, das ist's eben, Mademoiselle. Fürsorge? Ja wohl sorgte er für die Hungerleider, indem er den Sterbenden beschwagte, frühere Dispositionen, die zu meinen, zu unsern Gunsten waren, zurückzunehmen. Theilnahme! Ja wohl nahm er Antheil an dem Verbrechen, das gegen uns begangen wurde. Das reiche Geschenk ist der Lohn des Verbrechens, ist der Sold der Bestechlichkeit eines ungetreuen Verwalters. Concussion, Prävarikation! Fälschung! ich lasse mich selbst an das Halseisen stellen, wohin der alte Schurke Lapierre gehört, wenn er nicht das Testament unterschlagen hat!“

Theodorine verstummte ängstlich vor diesen Beschuldigungen, die Schlag auf Schlag mit der innigsten Ueberzeugung ausgesprochen wurden. Und als ihr Vater wieder anhob, den Goudresin'schen Brief zu verwünschen, weil er unsichtbar geworden, — als Mastalier beschloß, auf dem Postbureau, bei den Notaren der Gegend, bei den Behörden, bei Lapierre selber Umfrage zu halten, wagte sie nicht mehr, ihm zu widersprechen, und half ihm eigenhändig aus den Reisekleidern in den Visiten-Anzug, damit nur endlich einmal der schnaubende Störefried aus dem stillen Schlosse der Dame Chanoinesse sich entfernte.

Seine Nachforschungen hatten gleich anfänglich nicht den besten Erfolg. Der Postmeister hörte seine Fragen und Klagen mit unerschütterlichem Gleichmuth an, und versicherte ihn mit kühler Höflichkeit, daß kein Postbureau

im Königreich pünktlicher verwaltet würde, als das seinige, und daß, wenn die besprochenen Briefe aufgegeben worden seyen, man sie eben so gewiß weiter spedirt habe, als man sich jezo das Vergnügen mache, Herrn Mastalier seine Correspondenz zu überreichen.

Mastalier steckte ärgerlich, und ohne sie viel zu be-
sehen, die Briefe ein, die ihm der Postmeister lächelnd zu-
stellte, und lief dem Gressier des Friedensrichters nach, der
in Geschäften vorbeisegelte. — Mit unermüdblicher Zunge
enterte Mastalier seinen Mann, und peinigte dem Gilsfertigen
die Erzählung des ganzen Hergangs bei der Eröffnung
der Goudresin'schen Verlassenschaft ab. — Da war kein
Wort, das den Adjunkt gravirt hätte, und Mastalier ließ
mißmuthig von seiner Beute ab, um an die Thüre des
Notars Chicoisneau zu klopfen.

„Mein Gott, was wollen Sie?“ fragte dieser ärger-
lich, nach den ersten Eröffnungen: „Ich bitte Sie, ziehen
Sie Ihre dreisten Fühlhörner ein, und halten Sie sich
ruhig. Vor Allem mischen Sie nicht meinen Namen in
Ihre Klagelieder. Ich habe mich oft genug aus Gefälligkeit
für Sie preisgegeben, und wer weiß, ob's mir nicht
noch übel bekömmet. Mein Kollege Brottet ist abgesetzt
worden, verstehen Sie? Ich bin d'ran, meine Charge zu
verkaufen. Es wäre am besten, Sie machten sich aus dem
Staube, mein Guter. Es ist im ganzen Bezirk gegen uns
der Teufel los. Ich muß Sie höflich ersuchen, mich nicht
oft zu beehren. Ihre Bistten könnten mir beim Verkauf
meiner Schreibstube schaden.“

Mit hängenden Ohren machte sich Mastalier aus dem
Hause des abtrünnigen Bundesgenossen davon. „Pest!
Pest!“ eiferte er vor sich hin: „es hat sich viel im Lande
verändert. Die Stummen fangen an zu reden, und Spitz-
buber, wie dieser Herr Chicoisneau, stellen sich ehrlich.
Wär's vielleicht in der That gerathen, sich für einige Zeit
aus dem Staube zu machen?“

Da stand er im Angesichte von St. Paul-du-Gué, und das helle Haus leuchtete ihm durch die trübe Herbstwitterung entgegen. Der Anblick drückte ihn nieder mit Zentnergewicht. Das ungeheure Sehnen des Habsüchtigen bemächtigte sich seiner. Er stieg immer höher, dem reizenden Besitztum sich nähernd, mit immer größer werdenden Augen, mit ausgespreizten Fingern, die in den Taschen seines Kleides arbeiteten, wie suchende Krebszweifen.

An dem niedrigen Mauerlein, das die unterste Terrassenstufe einfaßte, machte sich ein Mensch zu schaffen, handthierte allerlei, ging hin und her. Mastalier erkannte den Zahnarzt Blaise, Coudresin's ehemaliges Factotum. — „Den führt der Himmel selbst in meinen Weg,“ brummte der Rentier von Dragou; „ich will ihn plaudern machen. Er wird das Schwätzen doch nicht verlernt haben, wie Chicoisneau sein Handwerk verlernte?“

Er ging auf Blaise zu, und grüßte ihn mit herablassender Vertraulichkeit. Der Bediente stutzte, wurde verlegen und schien auf Kohlen zu stehen. — Der Aerger überlief den Wucherer von Dragou. „Ei, alle Wetter!“ begann er zornig; „bin ich zum Wehrwolf geworden, daß ihr Leute mit mir verhandelt, wie mit einem Ausfägigen? Was auch seit einiger Zeit die Verläumdung gegen diesen oder jenen Ehrenmann gefabelt haben mag, ich hätte nicht gedacht, Herr Blaise, daß Ihr, den ich immer schätzte und oft beschenkte, mit dem Pöbel gemeine Sache machen würdet, und zwar gegen einen alten Freund.“

Der Bediente stammelte einige Entschuldigungen, und sagte endlich: „Sie werden wissen, daß ich in des Herrn Lapierre Dienste getreten bin. Der Herr sieht nicht gerne, glaube ich, daß seine Dienstboten mit dem Schlosse zu Dragou verkehren.“

„Um, möglich. Indessen, lieber Blaise, bin ich gerade hier, um Herrn Lapierre zu besuchen, und als Nachbar zu begrüßen. Ich kenne die Feindschaft wenig, namentlich

eine Feindschaft ohne zulässigen Grund. — Ist Herr Lapierre zu Hause?"

„Er ist zum kranken Großvater von Mathien's Kindern gegangen, wird bald zum Frühstück heimkommen. Wenn Sie warten wollen, Herr Mastalier . . . ?“

„Ein Weilchen, recht gern. Ja, lieber Blaise, ich hätte nimmer gedacht, daß dieses Haus so geschwinde seinen Herrn ändern würde!“

„Ich auch nicht. Aber es war Gottes Schickung.“

„Ja freilich. Beugen wir uns vor ihr zu Boden, lieber Blaise. Es ist Alles anders gekommen, als wir dachten. Wie warst Du mit Deinem seligen Herrn zufrieden, Blaise? Hat er Dich freundlich in seinem Testamente bedacht?“

„Nicht mit einem Centime, mein Herr. Er hat gar kein Testament gemacht.“

„Das ist sehr auffallend. Freilich überraschte ihn das Ende. Aber — hat er nicht am letzten Tage viel geschrieben?“

„Ja wohl, Herr Mastalier; den Brief, den ich Ihrer Tochter brachte, und . . .“

„Schon gut, mein Lieber. Aber ein Testament . . . ?“

„Herr Lapierre hat Alles darnach ausgesucht, aber es war nicht mehr da, als auf meiner Hand ist.“

„Sonderbar. Wie bist Du mit Deiner neuen Herrschaft zufrieden?“

„Ja, tausendmal besser, als mit dem Seligen. Der Diener wird hier im Hause respektirt und gut gehalten. Herr Lapierre ist ein Musterbild von einem wackern Manne. Nur Schade, daß . . .“

„Schad? weßwegen? Was verschlucktest Du, lieber Blaise?“

„Schade, wollt ich sagen, daß Herr Lapierre nicht mehr lange am Leben bleiben wird.“

„Wie so? Er strotzte von Gesundheit.“

„Das war vordem der Fall. Doch kränfelt er, meine ich, seit geraumer Zeit; wenn ich nicht irre, von Herrn Goudresin's Tode an.“

„Hm! was ist ihm zugestoßen?“

„Der Satan werde flug daraus. Er schleicht gebückt und immer grübelnd. Seine Heiterkeit ist fort, er seufzt gar oft und schwer, eine große Last von Melancholie scheint auf seiner Brust zu liegen.“

„Was Du sagst! Er, der ehedem so lebensfroh gewesen! Erklärlich wär's allenfalls, wenn er noch sein altes baufälliges Haus zu Blanchemont bewohnte. Aber hier oben, in diesem Paradiese, in dem Feenschlößchen sollte jede Melancholie das Feld stracklich räumen.“

„Ich möchte behaupten, daß Herr Lapierre, seitdem er hier wohnt, schwermüthiger geworden sey. Er, der nach diesem Sitz verlangt hatte, wollte ihn gar nicht einmal als Geschenk annehmen. Die Erben hatten Mühe, ihn zu überreden, und obwohl er das Gut endlich annahm, so würde er dennoch es nicht bewohnen, wenn nicht vor ein paar Wochen der größte Theil des Hauses zu Blanchemont während des Wolkenbruchs eingefallen wäre. Da war allerdings die Noth größer, als der Widerwille, und Herr Lapierre logirte sich auf St. Paul ein. Aber sein Gesicht wird immer finsterer, und — ich sag' es Ihnen im Vertrauen — ich habe, als er dort am Brunnen unter dem Oleanderbusche saß — aus seinem Munde gehört, wie er seufzte: „Das Haus wird mir Unglück bringen!“

„Wah! das ist ja ganz unmöglich. Unglück! wie das?“

„Hm, ich war froh, daß er mich nicht beachtet hatte, und hütete mich, ihn selber zu fragen. Denn manchmal — trotz seiner Güte — wird er so heftig und griesgram, daß man gerne das Maul hält. In solchen Launen kennt man den Herrn nicht mehr. Adieu Geduld, Sanftmuth und Freigebigkeit. Er muß ein Stück von Herrn Goudresin's Härte und — Sparsamkeit geerbt haben.“

„Es ist recht seltsam, was Du mir da erzählst, lieber Blaise. Ich bin sehr neugierig geworden, Deinen jetzigen Herrn wieder zu sehen.“

Blaise warf einen Blick nach dem Hause. „Die Persienne an seinem Fenster ist aufgezo- gen,“ sagte er; „er ist nach Hause gekommen. Erlauben Sie, daß ich Sie melde?“

„Recht gern. Ich warte an jenem Brunnen unter den Oleanderbüschen.“

„Sie werden indessen Unterhaltung haben. Ich sehe dort Herrn August, der von Valence geritten kömmt. Der Herr erwartete ihn schon gestern.“

Blaise verließ den Besucher. — „Berwünscht!“ sagte der Letztere: „Der Aspirant fehlte noch. Vater und Sohn! ich komme zwischen zwei Feuer. Es liegt hier etwas Unrechtes verborgen, ich täuschte mich nicht. Aber es wird heute, den beiden Menschen gegenüber, schlimm um meine Forschungen stehen. Mit dem Vater allein wäre meine Vorsicht und Klugheit besser ausgekommen, ich hätte ihm bequem auf den Zahn gefühlt. Aber ich fürchte die plumpe Festigkeit des Burschen, bei dessen Anblick sich meine Eingeweide umdrehen. Ich bin verlegen, unruhig. Dennoch muß ich eine gute Haltung annehmen.“

Er zog sich an den Brunnen zurück und nahm mechanisch einen seiner Briefe hervor, um über das Blatt hinüber nach dem ungelegenen Ankömmling zu schießen. Dennoch war sein Kopf nicht so sehr zerstreut, daß er nicht bei Eröffnung des Schreibens die gedruckte Einleitung desselben bemerkt hätte, welche lautete: „Parquet *) von Moulins.“ — „Der königliche Prokurator am Tribunal erster Instanz von Moulins an Herrn —“ — Dann folgte Mastalier's Adresse.

Ein leichter Flor lief über des Lesers Augen hin. Er hatte seine Gründe, einer Mittheilung von Seiten der

*) Kanzlei des Tribunal-Prokurators und seiner Substituten.

Gerichte nicht ohne einiges Bangen entgegenzusehen. „Mou-
lins? Moulins?“ fragte er sich staunend: „was hab' ich
mit Moulins zu schaffen?“

Dann las er, langsam und zögernd zuerst, endlich auf-
merksamer und immer gieriger, bis er mit steigender Hast
die Epistel verschlungen hatte. — Plötzlich sprang er mit
einem halbunterdrückten Freudenruf empor, und lief, was
er konnte, denselben Weg, den er gekommen war, zurück.

„Wohin, wohin, Herr Mastalier?“ schrie ihm Blaise
nach: „Herr Lapierre erwartet Sie!“ Aber der Fliehende
machte eine Geberde, daß ihm die Zeit mangle, seinen
Besuch auszuführen. „Ein andermal! bald, recht bald!“
rief er aus der Ferne dem Bedienten zu, und verschwand.

„Er ist närrisch geworden, ein Sonnenstich bei trübem
Himmel!“ murmelte der erschrockene und kopfschüttelnde
Blaise, und ging, dem jungen Herrn das Pferd abzunehmen.

August drang stürmisch in den Salon, wo ihm der
Vater entgegenkam, der ihn mit allen Zeichen der Verwun-
derung empfing. „Grüße Dich Gott!“ sagte er über-
rascht: „ich dachte ein unangenehmeres Gesicht bewillkom-
men zu müssen.“

August erzählte nach der ersten Umarmung, was ihm
Blaise von der räthselhaften Desertion Mastalier's gesagt
hatte, und setzte hinzu: „Ich wollte wetten, daß der alte
Gauner durch meine Ankunft verscheucht worden ist. Er
hat wahrscheinlich mir gegenüber nicht das reinste Gewissen.
Besser auf jeden Fall, daß er unser Wiedersehen nicht stört.“

„Allerdings,“ antwortete Lapierre mit gesenkten Blicken:
„Ich kann den leeren Höflichkeitsbesuch wohl missen.“ —
Nach einer kurzen Stille fügte er bei: „Wahrlich, das Ge-
wissen ist ein hartherziger Jäger, der seinem Wild keine
Ruhe läßt. Was hätte aber Mastalier gegen Dich, mein
Sohn, den er stets so freundlich behandelte?“

„Ich habe gehört, daß der Mann unterm Schein der
Fürsprache bei dem vorigen Minister gegen mich intriguirte,

und nichts Geringeres im Schilde führte, als mich nach den Antillen schicken zu lassen," entgegnete August heftig: „er wollte mich auf geschickte Art von der designirten Madame Coudresin trennen. Ich weiß es genau. Es ist meinem bisherigen Chef zugeschrieben worden, da meine Ernennung nach Rouen ankam. — Hier, mein Vater, mein Brevet. Ich bin in den Bureaux der Seine=Inferieure angestellt, mit leidlichem Gehalt und vieler Arbeit. Der erste Schritt ist gethan. Lesen Sie.“

Während Lapierre mit einer Thräne der Vaterliebe im Auge das Brevet durchstudirte, betrachtete ihn sein Sohn unruhig, besorgt und bewegt.

Lapierre trocknete seine Augen, reichte seinem August die Hand und sagte weich: „Ich wünsche Dir Glück. Aber Du gehst weit von mir, mein Kind?“

„Nur für einige Zeit, bis die schmerzlichen Erinnerungen, die mich auf diesem Boden quälen müssen, völlig erblischen seyn werden.“

„Ich verstehe Dich, mein Sohn. Wohl; jene Erinnerungen werden freilich mit der Zeit erbleichen, . . . jene wohl. Aber die Zeiten ändern sich auch, mein August.“

„Wie die Menschen, lieber Vater. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, was mir die Brust schmerzlich bewegt. Ich habe Sie nun schon seit manchen Wochen nicht mehr gesehen, vergraben, wie ich war, in meine Bücher und Zeichnungen, taumelnd von Arbeit zu Arbeit, um mich zu zerstreuen und mein Herz abzutödten. Heute sehe ich Sie wieder und finde Sie so verändert. Kaum erkenne ich meinen ehemals heitern und freundlichen Vater in diesen Zügen voll Leiden, in dieser gebeugten Stellung, in dieser scheuen Niedergeschlagenheit. Was ist mit Ihnen vorgegangen? Hätte Ihr Sohn Ihnen durch irgend eine Unbesonnenheit Kummer gemacht? Wären Sie, der Arzt der Kranken, selbst krank geworden? O mein Vater, warum dieser Trübsinn? Zürnen Sie nicht meiner Zudringlichkeit. Antworten Sie mir als ein Freund.“

Es schwebte eine schnelle und aufrichtige Antwort auf Lapierre's Lippen; er drängte sie zurück, bemüht, hinter einem gezwungenen Lächeln den Kampf in seinem Innern zu verbergen. „Warum sollte der Arzt der Kranken nicht selbst krank werden?“ fragte er: „hätten wir vor Andern ein Privilegium voraus? Mein Sohn, jede Altersstufe, die der Mensch nach und nach erklimmt, bringt eigenthümliche Revolutionen in die Organe. Ich befinde mich, wie es scheint, im Streit mit einem solchen Uebergang. Auch da wird die Zeit helfen. — Meine Seele . . .“ — er unterdrückte einen Seufzer — „meine Seele wäre ruhig, heiter sogar, wenn . . . wenn nicht dann und wann besondere Zweifel in ihr erwachten, und dieser Zweifel Veranlassung bist eigentlich Du.“

„Geschwinde, mein Vater,“ rief August: „was hab' ich gethan, Sie zu beleidigen oder in Zweifel zu stürzen? Was muß ich jetzt thun, um meinen Fehler wieder gut zu machen.“

Lapierre überlegte, er suchte nach Worten. Peinliche Entschlossenheit, daneben Schlaueit, gepaart mit Aengsten, prägten sich auf seinem Gesichte aus. „Du?“ fragte er: „Du hast nichts gut zu machen, glaube ich. Es wäre eher an mir. Sieh, mein Knabe: es ist böse, der Leidenschaft oder einem Vorurtheil nachzugeben, sobald sich's um das Lebensglück eines lieben Menschen handelt. Das Leben ist viel zu kurz, um viel Wähligkeit zu erlauben. Wir ältern Leute beurtheilen oft die Wünsche unserer Kinder grämlich und mit trüben Augen. Auch der Aberglaube, wenn Du willst, ist eine Krankheit, die mit den Jahren kömmt und den beherzten Sinn mit ihren grauen Fäden einspinnt. Du hast mir mit allem Grund bei unserm letzten Zusammenseyn Härte, Grämlichkeit und Aberglauben vorgeworfen, mit allem Grund sage ich.“

Lapierre schöpfte tief Athem. August, dem diese Sprache so fremd klang, horchte mit wachsender Vertwun-

derung, da sein Vater weiter redete: „Ein schnelles Umdrehen auf der Bahn des Irrthums ist ein heroisches Mittel, zugleich eine Begeisterung, die nicht Jedem gegeben, am wenigsten dem an Phantasie verarmenden Alter. Die Ueberlegung in der Einsamkeit ist die lindernde Arznei, die allmählig den ganzen Organismus wohlthätig durchdringt und sättigt. Ich habe in diesen Tagen, nach abgemachten Arbeiten, die Einsamkeit von St. Paul benützt, bin mit mir selbst zu Rathe gegangen. Ich habe Dir weh gethan, August, ich bin bereit, meinen Fehler zu tilgen.“

„Mein Gott! was wollen Sie mit diesen mir unverständlichen Worten sagen?“

Der Adjunkt trocknete die Schweißtropfen auf seiner Stirne. Er fuhr fort: „Es ist nur der letzte Rest eigensinniger Rechthaberei, der mich so langsam an's Ziel kommen läßt. Der Eigensinn des Alters hätte vielleicht meinen Mund verschlossen gehalten, trotz des Bewußtseyns, daß ich gefehlt habe, aber die für mich so traurige Aussicht, Dich aus meiner Nähe zu verlieren, Dich vielleicht nie wiederzusehen, macht, daß ich heute den letzten Riegel sprengte, der meiner Reue Geständniß festhält. — Ja, August: Du bist ein gehorsamer Sohn; ich rühme die Festigkeit Deiner Entschlüsse, aber ich weiß, was sie Dich kosten, ich weiß, warum Du Deine Heimath, Deinen Vater verlassen willst. Darum bekenne ich, daß ich Dir in Deines Herzens Angelegenheiten Zwang angethan, daß ich die Gewalt des Vaters mißbraucht, daß ich eine Person, die Du als ein ehrlicher Mann liebtest, grundfalsch beurtheilt habe. Weil nun der barmherzige Himmel jene verwickelten Verhältnisse vor Kurzem gänzlich aufgelöst hat, so nehme ich ohne Vorbehalt und mit allen Freuden das Verbot zurück, das ich gegen Deine projektirte Verbindung mit Theodorine ausgesprochen, und biete nicht allein meine Einwilligung, sondern auch meine Vermittlung an, um euer Verständniß wiederherzustellen, und die Heirath zu Stande zu bringen. Lasse Rouen und

den Ehrgeiz dahinten, bleibe in der Heimath. Sey meine Stütze und Deiner Geliebten Gatte. Ich will euch dieses Haus überlassen, es ist ein kleines Paradies. Seyd darinnen glücklich. Indem ich euer Glück begründe, genüge ich nicht allein dem Eigennutz eines zärtlichen Vaters; ich vollziehe auch eine Handlung der Gerechtigkeit, nachdem ich gegen Dich und Theodorine so lange ungerecht gewesen."

Nach der langen Rede, die von manchen Pausen unterbrochen und mit furchtsamer Dringlichkeit zu Ende gebracht worden war, stand August vor seinem Vater und starrte ihn an, als wäre er zu einer Bildsäule versteinert. Sein Mund öffnete sich zum Reden, allein erst nach einer ziemlichen Weile gelang es ihm, zu stammeln: „Mein Vater! Ernst oder Scherz — Sie treiben ein häßliches Spiel mit meinem Herzen.“

„Wie verkennst Du mich!“ antwortete Lapierre, ohne ihn anzusehen: „Scherz? Spiel? mir ist nicht so lustig zu Muth. Zweifelst Du wirklich an meiner Gesinnung? Willst Du stärkere Bürgschaft als meine Worte? So höre. Ich erlaube Dir nicht allein, um Theodorine zu freien; ich bitte Dich sogar darum.“

„Nun denn!“ rief August mit edelm Unmuth: „so ist aus Weiß Schwarz, aus Tag Nacht geworden, so ist die ganze Welt umgedreht. Ich schwinde, wenn ich Ihrer frühern Warnungen mich erinnere. Die Tochter eines elenden, betrügerischen Sünders, der so viel Elend verbreitet, der Familien geplündert, Wittwen und Waisen bestohlen, Quittungen und Register verfälscht, Vermächtnisse erschlichen, Testamente unterschlagen . . .“

Lapierre warf sich in großer Bewegung an Augusts Hals und verschloß ihm den Mund mit zitternder Hand. „Schweige, Schweige!“ flüsterte er: „hast Du Beweise dessen, was Du sagst? O verdamme nicht leichtsinnig; beklage den Bösen, wie den Strauchelnden. Den Schlechten

regiert ein schlimmer Stern, und nicht selten scheint dieser plötzlich in das Leben eines Unbescholtenen. O verdamme nicht! Auch der Gerechteste kann fehlen. Verdamme nicht: Gott ist Richter, das Gewissen Strafe genug. Vor Allem verachte nicht das Kind um des Vaters willen. Verbrecher können die edelsten Kinder haben."

Lapierre umschlang den Sohn noch einmal heftig; er drehte sich hierauf gegen das Fenster und fuhr mit den Händen über's Gesicht. Dann setzte er sich still in eine Ecke des Zimmers und schien der Antwort seines Sohns zu harren.

August fuhr fort, wie er begonnen: Wir haben heute die Rollen getauscht, lieber Vater. Einst führten Sie eine andere Sprache. Damals schien Alles Ihnen unzulässig; heute scheint Ihnen Alles nicht nur erlaubt, sondern geboten. Sie läugneten Mastalier's Bereitwilligkeit, mir Theodorine zu geben, dagegen betheuertem Sie, daß sein Erbe, das Blutgeld, uns Schande und Unglück bringen würde. Was sagen Sie nun?"

Lapierre versetzte trocken: „Daß ich mich bereit erkläre, selbst mit Mastalier zu unterhandeln, und die Heirath verbürge; ferner: daß meine Bedenklichkeiten wegen Mastalier's Erbe wahrlich abergläubisch waren, aber nun von selbst wegfallen. Ich höre, daß der Mann entweder Alles bereits verloren habe, oder wenigstens auf dem Punkte stehe, Alles zu verlieren. Ich bin jezo reicher, als er. Noch mehr: ich spare, ich karge jezt; ich sehe ein, daß ich für Deine und Theodorinens Zukunft sammeln muß. Ich habe meine Freigebigkeit eingestellt, ich bin doppelt fleißig. Ich will Dir etwas hinterlassen, nicht mehr ein verschwenderischer Narr seyn. — Theodorine soll kommen ohne Aussteuer, ohne einen Frank zu besitzen, um so willkommener ist sie mir. Ihr gehört Alles, was ich habe. Ich will sogar ihren Vater erhalten, wenn er verarmen sollte; es ist meine Schuldiakheit und Pflicht.“

„Schuldigkeit? Pflicht? Sie gehen wahrhaftig zu weit, mein Vater.“

„Nicht doch,“ fuhr Lapierre ängstlich fort: „Schuldigkeit des Verwandten, Pflicht des Nächsten. Ich will feurige Kohlen auf mein eigen Haupt sammeln; ich will Mastalier doppelt lieben als Christ, eben weil ich ihn haßte, wie ein blinder Heide. Mein Sohn, es ist nie zu spät, gut zu machen, was man verdorben hat.“

„Ein Verlöbniß, wie mit Coudresin!“ unterbrach ihn August gekränkt und bitter: „Übermals wären Mastalier's Bedürfnisse oder seine Habsucht das Netz, worinnen Hymen gefangen werden sollte? Übermals würde Mademoiselle Theodorine wie eine Waare verhandelt und ich sollte der Käufer dieser Waare seyn? Mag es Theodorine gleichgültig seyn, wen sie ihren Besitzer und Herrn nennt! Ich will ein Weib mit Lieb und Leidenschaft. Eine Schöne, die sich verhandelt, ist nicht nach meinem Geschmack. Darum danke ich Ihnen für Ihre wohlthätige Laune und bleibe consequent.“

„Ein Weib mit Lieb und Leidenschaft!“ wiederholte Lapierre auffspringend: „Undankbarer, weißt Du denn, was Theodorine leidet? weißt Du, wie heiß sie liebt? Sie liebt Dich, Dich, Du eigensinniger Trozkopf. Rümpfe nicht die Nase, — weg mit dem verachtenden Zug um den Mund! Wenn ich Dir beweise, was Du zu läugnen scheinst . . . würdest Du auch dann noch meine Wünsche, Dein und Theodorinens Glück von Dir stoßen?“

August verfärbte sich. Dennoch sagte er, sich erman-
nend: „Auch dann noch, mein Vater. Ich habe die Liebe überwunden; ich kann aber nicht die Beleidigung vergessen, die mir Mademoiselle Mastalier angethan, da sie ihre Hand an Coudresin versagte, während sie sich stellte, als sey sie bereit, mir ihr Herz zu schenken. Ich will consequent seyn.“

Lapierre zuckte die Achseln, verneigte sich, und verfiel

in finsternes Nachsinnen. An den Nägeln kauend, murmelte er dazwischen in zerrissenen Sätzen: „Ich werde Dich nicht zwingen . . . es ist aber unser Unglück . . . Deine Weigerung bringt Unheil . . . und sie liebt Dich so sehr . . .!“

Blaise brachte das Frühstück, ehe August um endliche Erklärung der sonderbaren Reden zu bitten Zeit hatte. Lapierre sprach zu Blaise: „Sage doch meinem Sohne, was Du von Georgette gehört und mir wieder erzählt hast.“

Blaise wurde über und über roth. Mit nicht minder flammendem Antlitz sagte August: „Bemüht Euch nicht, Blaise, ich verbitte es mir.“

Demungeachtet war kaum das Frühstück rasch abgefertigt, als August schon in den Lauben des Gartens den Bedienten aufsuchte, um seinem schwaghaften Munde abzulocken, was ihm die schwaghafte Georgette, seine zärtliche Freundin, vertraut hatte.

5.

Die steifen Alleen des Schloßgartens von Dragou waren heiterer geworden, als sie im Sommer gewesen waren. Zwei muntere Stimmen zwitscherten darinnen, fröhlich wie die Lerchen des Frühlings. Die herbstliche Sonne verklärte die düstern Laruswände und beleuchtete mit Wohlgefallen die jugendlichen Gestalten des Fräuleins und der Dienerin, die auf dem wohlgepflegten Sandboden hin- und herwandelten.

Georgette begann zu Theodorine: „Ihre Zufriedenheit, Mademoiselle, thut mir wohl. Seit langem sah ich Sie nicht so vergnügt. Die arme Georgette wäre beinahe selber schwermüthig geworden, da Sie ihr verboten hatten, zu singen, zu lachen und zu schäkern. Aber seit ein paar

Tagen lasse ich mir's schon gefallen. Sie schäkern und singen selbst, Sie hüpfen und tanzen, Ihr Appetit ist wieder hergestellt, Sie finden wieder Geschmack am Puß. Ach, wie schön haben Sie heute Ihre Haare geordnet! verführerische Locken, wie ich noch nie gesehen! Ihr Kleid, wie leicht und reizend! Schöner tragen's die Pariserinnen gewiß nicht. Es fehlt nicht das Geringste an Ihrem Puß, vom Kamm bis zu den allerliebsten Schuhen. Ich erinnere mich nicht, daß Sie jemals an irgend einem Festtage geschmückt gewesen wären, wie heute."

"Ich feiere einen geheimen Festtag, dessen Wiederkehr meine Seele erfrischt," antwortete das Fräulein, von dem Lobe der Dienerin geschmeichelt.

Georgette lächelte in sich hinein. „Die Freude, die wir recht still und heimlich in unserer Seele empfinden, ist die schönste," meinte sie: „Just das Geheimniß macht die Seligkeit. Wenn wir nur wissen, was wir fühlen, so ist's genug. Ein Dritter hat damit nichts zu schaffen, und wenn's der Vater selbst wäre."

"Sind es Anspielungen, die sich Jungfer Georgette erlaubt?" fragte Theodorine mit leichtgerunzelter Stirn. Doch strahlte ihre Engelgüte gleich, wie ein milder Stern, durch die schnell vorüberziehende Wolke, da sie gewahrte, daß Georgette betreten die Augen niederschlug: „Barnünftig, Georgette, sey klug. Ich bin Dir nicht böse wegen einer freimüthigen Aeußerung. Du weißt ja um meine kleinen Geheimnisse und darfst ein Wort mitreden. Ich läugne nicht, daß die erneuerte Abwesenheit meines Vaters, der sich geheimnißvoll wie gewöhnlich entfernte, mir die Brust frei gemacht und mich in die frohe Stimmung versetzt hat, mit welcher ich heute den Tag festlich begehe, an dem ich Herrn August Lapiere vor einem Jahre zum erstenmal gesehen habe."

"Das nenne ich endlich aufrichtig seyn," entgegnete

Georgette des Fräuleins Hand küßend: „Wer sollte nicht alles Schmolzen bei Ihren süßen Reden vergessen? O, ich habe wohl gewußt, wie der heutige Tag in Ihrem Kalender angeschrieben steht. Ich bin nicht so einfältig, daß ich nicht in Ihrem Herzen Bescheid wüßte. Hätten Sie mir Ihre Gedanken verheimlicht, ich hätte sie Ihnen an den Fingern vorgezählt. Ich hätte Ihnen vertraut, daß nicht sowohl Herrn Mastalier's Reise nach Moulins an Ihrer Fröhlichkeit schuld ist, obschon seine Abwesenheit dazu beiträgt, — als vielmehr die Anwesenheit des Herrn Auguste auf dem Gute seines Vaters.“

„O Du Abscheuliche!“ rief Theodorine von Schamröthe übergossen; „wer hat Dir gesagt, daß ich . . . daß Herr August . . . sind wir nicht getrennt, getrennt auf immerdar?“

„La, la, la!“ sang Georgette: „das ist das alte Lied von Leuten, die sich trennten und wußten nicht warum, und die sich wieder fanden, sie wußten gar nicht wie? Es ist mir — vergeben Sie, daß ich plumpe Dienstboten mit feinen Herrenleuten vergleiche — es ist mir gar oft mit Blaise auf dieselbe Weise gegangen. Wir haben uns tausendmal erzürnt und gezankt; wohl ein Duzendmal haben wir uns gegenseitig den Handel aufgesagt, . . . aber, ich weiß nicht, wie es kam; der Zufall, wie man zu sagen pflegt, führte uns immer wieder zusammen an irgend einem Brunnen, an dem großen Kastanienbaum von Blanchemont, auf dem Rebhügel von St. Paul, in dem Bohnensfeld von Dragou. Was sagen Sie dazu? Immer in derselben Minute zu kommen, Blaise und ich, gleichwie auf's Kommando; stets zu einer Zeit, da Niemand sonst um die Wege, und also Gelegenheit war, unsern Zank friedfertig beizulegen und auf's Neue den Handschlag zu geben? Welch ein gefälliges Ungefähr! — Aber es ist im Grunde doch nur ein Herentwerf, das einmal zwei Menschen aneinander geschmiedet hat und beide immer wieder vereint sie mögen wollen oder nicht.“

„Du redest thöricht, Georgette.“

„Es klingt manches närrisch und ist ziemlich vernünftig. Was wetten wir, Mademoiselle, daß Herr Auguste, während wir hier von ihm reden, in der Gegend umherstreift, mit dem geheimen Wunsch und Sehnen, Ihres Anblicks froh zu werden? Und wenn er seine Füße noch so sehr ermüdete, um der Versuchung zu entfliehen, oder wenn er sein Pferd noch so heftig in's Weite spornte, er wäre gezwungen, von Schritt zu Schritt einen engeren Kreis zu durchlaufen, bis er endlich vor Ihrem Schloßthor oder vor jener Gartenpforte still halten müßte.“

„Schweige, Schweige, Schwägerin!“ unterbrach sie Theodorine lebhaft: „Welche Gedanken? Du kennst Herrn Lapierre nicht. Er hat mich längst vergessen.“

„Sie glauben das selbst nicht. Vergessen? Du lieber Gott! hat mir Blaise nicht erst gestern gesagt, was ich Ihnen wieder sagte? hat sich Herr August nicht nach der geringsten Ihrer Handlungen erkundigt? Thut das Einer, der vergessen will oder schon vergessen hat? Er schmolzt mit Ihnen, er ist ein eigensinniges Kind, von seinem Vater und der ganzen Welt verdorben, voll von Stolz und Eitelkeit. Er will nicht den ersten Schritt thun, oder wenigstens nur mit Ihnen zugleich. Das ist alles. O gewiß: wenn Sie nur wollten, über's Jahr zöge ich nicht allein nach St. Paul-du-Gué. Blaise's Frau zu werden, kann mich nur von Herzen freuen, wenn Sie Madame Lapierre heißen wollten.“

Theodorine seufzte schmerzlich. „Du weißt nicht, was Du redest. Meines Vaters Widerwillen — seine ganz besondere Lage . . . was würde der Doktor sagen? Das Schlimmste von Allem: August hat mich aufgegeben.“

„Sie glauben's nicht, ich wiederhole es. Alles Uebrige kann sich leicht umgestalten. Wer hätte denn geglaubt, daß Herr Goudresin plötzlich so gefällig seyn würde? . . . es geschehen noch täglich Wunder. — Aber — die Wendung unseres Gesprächs ist nicht besonders lustig geworden.“

Sie müssen sich zerstreuen. Was halten Sie von einem Spaziergange bis zum Kastanienbaum von Blanchemont? Der Schatten ist dort so kühl das Gebüsch umher so reizend die Aussicht so schön die lebhafteste Landstraße nach Lyon so nahe! Kommen Sie, der Weg ist gar nicht weit, ein Viertelstündchen. Philipp, der Knecht, hütet das Haus, wir sind obendrein bald wieder zurück."

Georgette stellte sich ganz unbefangen. Dennoch forschte Theodorine in ihren Blicken, und drohte ihr mit dem Finger. „Ich hoffe nicht, daß Herr Blaise und Jungfer Georgette sich verabredet haben, um mich einen Schritt thun zu lassen, der meiner Delikatesse zuwider wäre?"

Georgette plakte heraus: „Wofür halten Sie mich? ich schwöre Ihnen zu, daß nichts verabredet worden. Aber ich gestehe, daß ich glaube, es werde uns auf dem Spaziergange irgend etwas Angenehmes begegnen."

Theodorine, nach kurzer Unentschlossenheit, willigte ein, und verließ mit ihrer Magd den Garten, wandelnd auf dem romantischen Fußpfade gen Blanchemont.

Sie sahen schon von ferne den stumpfen Thurm des Dorfes zur Rechten; zur Linken die vom aufwirbelnden Staube angezeigte Heerstraße nach Lyon. Gerade vor ihnen ragte der mächtige Kastanienbaum in die Luft, umgeben von einem niedlichen Boskett. Die hellen Dächer von St. Vallier zeigten sich jenseits.

Das Gespräch der Wandernden wurde zerstreut geführt. Eine jede von ihnen schien, entweder mit abergläubischer Hoffnung, oder mit der Angst hergebrachter Sprödigkeit, eine Begebenheit, einen Zufall, eine Begegnung zu erwarten. Sie betraten das kleine Gebüsch mit Zagen, und hielten ihre Schritte plötzlich an, da in geringer Entfernung von ihnen ein paar Stimmen sich vernehmen ließen, deren Klang ihr Herz erschütterte. Der Athem stockte in der Brust der erbleichenden Theodorine; die gefastere Georgette hielt sie fest, und entfernte behutsam einige

Zweige, die die Aussicht versperreten. — Unter dem Kastanienbaume saß Lapierre, der Vater; sein Sohn ging, heftig redend und gestikulirend, vor ihm hin und her. Er rief: „Es ist an der Zeit, mein Vater, Ihnen gerade und schlicht mein Inneres zu offenbaren. Sie behandeln mich in Ihrer seltsamen Hypochondrie wie ein Kind. Als ein Kenner des Menschenherzens sollten Sie wissen, wie leicht darinnen ein übelausgelöschter Brand wieder aufzuflackern im Stande ist, wilder und regelloser als zuvor. Als mein Vater wissen Sie, daß ich stets nach männlicher Selbstständigkeit strebte. Warum foltern Sie mich jetzt mit Ihren Bitten, wie Sie mich früher mit Ihrem Verbote gequält haben? Sie reden mir jetzt immer von Mademoiselle Mastalier; kein Wunder wär's, wenn meine Leidenschaft wieder doppelt heiß emporschlüge! Leider, leider sind meine Gefühle nicht erstorben; leider muß ich fürchten, daß ein zufälliges Wiedersehen mich abermals in Sklaverei stürzen dürfte.... aber, was mich im Kampfe aufrecht hält, ist der Zwang, den Sie mir auferlegen wollen. Dieser Zwang erhält mich consequent. Ich soll um des seligen Coudresin's Braut werben? Sie wünschen es, Sie bitten darum? Sie befehlen es sogar? Aber Ihre Bitten und Befehle sind heute Willkür, wie damals Ihr Verbot Willkür gewesen. Ich fordere Gründe, Erklärungen, ich begehre das „Warum?“ und Sie verweigern mir's hartnäckig. Was einst mein Glück gewesen wäre, macht mir heute Ihre Tyrannei zur Last, zum Abscheu.“

„Was hör ich da? Ich sterbe, Georgette!“ flüsterte Theodorine, in die Arme der Begleiterin sinkend.

Indessen begann der Abjunkt in einem Tone, der hart und verzweiflungsvoll klang: „Wohlan, Du sollst Dich nicht mehr über den Tyrannen zu beschweren haben. Hoffe aber nicht, die Gründe meines Benehmens zu erfahren, jetzt nicht. Unglücklicher! fühlst Du nicht, verrieth Dir nicht mein Zögern, daß ein bitteres Geheimniß auf dem Grunde meiner Seele ruhen müsse, ein Geheimniß der

Schmach- und Beschämung, wovor ich mich fürchte? Kennst Du mich so wenig, daß Du mich im Verdacht haben kannst, als wollte ich Dich tyrannisch am Gängelbände leiten? Möchtest Du dagegen so grausam seyn, mich durch Deine Vorwürfe zu zwingen, Dir, meinem Sohne, meine Unehre zu gestehen?"

„Ihre Unehre? Welche Grillen! ein langes Leben voll Rechtschaffenheit“

„O mein Kind! fünfzig Jahre der Tugend verbürgen nicht Alles. Ein Fehltritt ist bald gethan. Doch genug hievon. Bernimm das letzte Wort, das ich über die Angelegenheit spreche, die uns seit mehreren Tagen beschäftigt und entzweit. Du verwirfst meine Vorschläge? Wohl und gut. So gehe denn nach Rouen und suche, auf Deine Kräfte gestützt, Dein Leben zu sichern. Du hast von mir nichts mehr zu erwarten. Mein Erbe wird nicht das Deinige seyn. Rechne nicht mehr auf Vermögen und Wohlstand. Was ich besitze, ist nicht mehr mein. Wir beide sind von diesem Augenblicke an so arm, wie man es nur seyn kann. Das ist Dein, das ist unser Loos.“

August entgegnete vorschnell und erbittert: „O, daß Ihr Mund jemals diese Drohung, diese Enterbung aussprechen konnte, mein Vater! Mit diesem letzten Worte haben Sie unwiderruflich die Gränze bezeichnet, die uns fortan scheidet. Welche auch die räthselhafte Triebfeder Ihrer Handlung seyn mag, ich wanke und zage jetzt weniger als jemals. Mich enterben? weil ich Ihrer Laune nicht gehorche? weil ich nach Gründen frage? Thun Sie es in Gottes Namen. Ich könnte Ihnen sagen, was Sie als Civilbeamter besser wissen, als ich: daß die Gesetze solche Mißhandlung nicht zugeben; aber fürchten Sie nicht, daß ich vor den Tribunalen mein Recht suchen werde, um dereinst Ihren Sarg zu beschimpfen. Ich will nichts von Ihrer Habe, ich will Sie nicht beerben. Ich habe etwas gelernt, und werde nicht verhungern. Wenn mir die Ge-

richte mein Pflichtheil mit Gewalt aufdrängen, ich würde es dem Hospital zuweisen, ohne mich zu bedenken. Wir sind mit einander fertig, mein Vater; denn wenn Sie jetzt Alles widerriefen, was Sie gesagt haben, wenn Sie mir Millionen böten und die Hand der Mademoiselle Mastalier, ich würde diese Hand und die Millionen mit Verachtung von mir stoßen!"

„Ach! Weh mir!“ ächzte Theodorine, ohnmächtig werdend. Lapierre hörte den Wehruf, und eilte hin, wo die Unglückliche zusammengesunken war. Georgette jammerte neben der Gebieterin. „Ach, Herr August, was haben Sie gemacht? mußten Sie meinem Fräulein so bitteres Herzeleid bereiten?“ zürnte sie unter Thränen.

August stand einen Augenblick überrascht, dann rief er aufwallend, während sein Vater mit flüchtigem Salze das Bewußtseyn der Ohnmächtigen zurückzurufen bemüht war: „Was bedeutet diese Erscheinung? Eine Komödie, ein Gaukelspiel, einen leichtgläubigen Jüngling zu bethören? Pfui, pfui! Ich will dieser abgekarteten Posse Zuschauer nicht seyn!“ Nach diesen Worten verschwand er, davon-eilend.

Aber eine andere Person, unerwartet und unberufen, trat auf den Schauplatz: Mastalier, der von St. Vallier, wo er die Post verlassen, zu Fuße nach seinem Schlosse wandelte. Ein Bauernjunge trug sein leichtes Gepäck.

Mastalier, brennend vor Zorn bei dem Anblick, der sich ihm so unvermuthet darstellte, fragte brutal: „He, was gibt's da? Meine Tochter in den Armen des Herrn Lapierre? Meine Tochter ohnmächtig? Was haben Sie mit ihr gemacht, Herr Doktor? Was ist hier vorgefallen? Reden Sie! ich will und muß es wissen!“

Theodorine öffnete die Augen. Lapierre achtete nicht auf Mastalier's donnernde Anrede. Georgette, mit der Geschicklichkeit, die einem klugen Weibe in der größten Verlegenheit zu Gebote steht, erzählte dem Zornigen, wie

auf einem Spaziergange ohne Zweck und Ziel Theodorine plötzlich von Uebelbefinden befallen worden, und wie glücklicherweise Herr Lapierre gerade in der Nähe gewesen sey, um zur rechten Zeit Hülfe zu leisten.

Mastalier beruhigte sich, wenigstens dem Anschein nach. „Ich hätte Ihnen also meinen Dank darzubringen?“ fragte er den Adjunkt, der sich schweigend verneigte. Dann zu der Tochter gewendet, die sich aufgerichtet hatte, fuhr er strenge fort: „Geh nach Hause, geh auf der Stelle. Nehmt den Buben da mit, Georgette. Ich werde bald nachkommen.“

Georgette führte, um jeder Erläuterung vorzubeugen, das schwankende Fräulein auf der Stelle mit sich hinweg. — Lapierre und Mastalier blieben zurück, beide stumm und ernst. Mastalier überlegte, eine Prise Tabak nehmend und den Doktor nicht aus den Augen lassend; Lapierre suchte nach einem Vorwand, dieses peinliche Zusammenseyn zu endigen.

„Mein Weg ist noch weit,“ sagte er nach langem Schweigen: „Sie werden, von der Reise kommend, nach Ruhe verlangen, Herr Nachbar. Ich empfehle mich Ihnen, und hoffe, Sie bald bei mir zu sehen. Sie hatten mir Hoffnung gemacht, mich Ihres Besuches erfreuen zu dürfen, aber“

„Ich wurde veranlaßt, stehenden Fußes abzureisen,“ ergänzte Mastalier ziemlich barsch: „da ich jedoch hier und heute unverhofft die Ehre habe, mit Ihnen zu sprechen, so erlauben Sie mir“

Hier unterbrach Herr Lapierre seinerseits den unwillkommenen Gesellschafter: „Meine Geschäfte ich bedaure“

„Doch, doch! Sie schenken mir gewiß einen Moment, Herr Lapierre.“ Mastalier's Stimme wurde wieder drohend. Der Adjunkt resignirte sich. Mastalier fuhr fort: „Sehen Sie: ich komme von Moulins und muß Ihnen eine

Geschichte erzählen, die sich dort begeben hat, und zu den außerordentlichsten gehört, die sich jemals zugetragen. Sie sind, wie ich weiß, ein Freund von seltsamen Historien, darum will ich diese Ihnen, als meinem guten Nachbar, nicht vorenthalten, da Ort und Zeit sich so gut dazu schicken."

Sie nahmen auf der Bank Platz, und Mastalier hob an: „Unter den Lastern, die heutzutage überall im Schwange sind, ist der Diebstahl hauptsächlich an der Tagesordnung. Nicht wahr? Da steigt neulich ein wohlgekleideter Herr in den Wagen des Lyoner Briefcouriers, um mit demselben nach Paris zu fahren. Der Herr bekömmt unterwegs Lust, den Courier zu bestehlen und erbricht nächtllicherweile, während der Courier im Postbureau zu thun hat, mit geübter Hand den Wagenkasten, worinnen Gelder und Brieffschaften von Werth eingeschlossen sind. Der Herr erwischt einen kleinen Group baarer Münze, und nimmt in der Hast einen Briefbeutel mit, behutsam sich im Dunkel entfernend. Als der Courier zurückkam, den Passagier vermißte und den Diebstahl entdeckte, war der Herr bereits über alle Berge, und wartete in irgend einem Feldgraben auf die liebe Sonne, die ihm bei der Inspektion seiner Errungenschaft leuchten sollte. Die Summe des baaren Geldes war auf dem Paß bemerkt, darum öffnete der Herr denselben nicht, sondern machte sich an den Briefbeutel, worinnen er Wechsel, Banknoten — was weiß ich? — witterte. Eine Epistel nach der andern öffnend, fand er hie und da, was ihm taugte. Die Briefe waren aber nach England bestimmt, und folglich war die Ernte nicht groß. Besser und gehaltvoller sind die Couverts, die über den Kanal nach Frankreich kommen. Der wohlgekleidete Herr sah sich in der Hauptsache getäuscht, und ein Anderer, von weniger Lebensart, hätte in seinem Unmuth die ganze, unnütze, knickerige Korrespondenz zerrissen, in die Winde gestreut, in den Roth getreten, — kurz: zernichtet. Unser Gentleman that dieses nicht; er versenkte mit Bedauern die unbrauchbaren Papiere

wieder in den Beutel, band denselben zu und verbarg ihn an einem Ort, wo die Unbilden der Witterung nicht zu fürchten waren. — Hierauf begab sich der vorsichtige Herr nach Moulins, welches unfern liegt, und logirte im Hotel zum Fasan lustig und in Freuden, und verbrauchte so viel Geld, daß sich zuerst der Wirth selbst, dann die Nachbarn, endlich die Polizei verwunderten, und letztere sich genauer erkundigen mußte, wer denn der lebenswürdige Verschwen-der im „Fasan“ wohl eigentlich seyn möchte.“

Lapierre, der anfänglich mit einiger Spannung, aber nach und nach mit Langeweile und Ueberdruß zugehört hatte, verbarg ein heftiges Gähnen und fiel ein: „Eine ganz gewöhnliche Gaunergeschichte, lieber Herr Nachbar. Wir, die wir häufig selbst uns mit der Polizei befassen müssen, wissen schon um die Ver- und Entwicklung ähnlicher Abenteuer. Ich wette, der Courier hat in Moulins, bei seiner Durchfahrt, die Anzeige des Diebstahls gemacht; die Gendarmerie wachte, mit dem Signalement in der Hand; der Verbrecher wurde ergriffen, verhört und sein Lügen half ihm nichts. Der einfachste Hergang von der Welt.“

„Richtig, Herr Adjunkt. Sie haben die Elemente der Instruktion auf den Fingerspitzen. Der wohlgekleidete Herr läugnete in der That, aber es half ihm nicht, weil man ihm, schwarz auf weiß, begreiflich machte, daß er ein längst bekannter und vor Kurzem aus Toulon entsprungener Dieb sey. Und wie der Mann nun merkte, daß es ihm mit dem Lügen nicht gerieth, so fiel er, nach ein paar Wochen, auf den Gedanken, es mit der Aufrichtigkeit zu probiren. Was von dem Group noch übrig, lieferte er aus, sammt den Anweisungen, die er in Cirkulation hatte setzen wollen; und als ihn die Justiz — der Courier hatte in seiner Deklaration nichts ausgelassen — als ihn die Justiz befragte: „Wo ist der Briefbeutel mit den übrigen Papieren?“ so antwortete er höflich; „Da und da, Ihnen zu dienen. Ich will Sie in Person an den Ort führen,

wenn Sie's erlauben." — Da fanden sich nun die Briefschaften in bester Ordnung vor."

„Und die Geschichte ist glücklich zu Ende,“ meinte Lapiere lächelnd, und stand auf. — Mastalier erhob sich neben ihm, legte ihm die Hand auf die Brust und sagte, indem er ihm frech in's Auge schaute: „Wie können Sie das behaupten? Ich schwöre Ihnen, daß die Geschichte erst jetzt angeht. Ich habe Ihnen nur das Vorspiel erzählt. — Merken Sie nicht, daß die gefundenen Briefe an ihre Adressen befördert werden mußten? Der Prokurator des Königs, da er sie nicht mehr zum Prozesse brauchte, sendete sie zur Post, gerichtlich versiegelt. Er behielt nur einige derselben zurück, die an Franzosen gerichtet waren, worunter zwei, die mir in London hätten zukommen sollen. Der Prokurator war kurz zuvor von seiner frühern Stelle nach Moulins versetzt, und, dahin reisend, mit mir zu Lille im Postwagen zusammengetroffen; er wußte, daß ich mich auf der Rückreise nach der Heimath befand. Ungewiß, ob er meine Papiere mir nach Paris, wo ich einen kleinen Aufenthalt zu nehmen genöthigt gewesen war, oder nach Dragou zu senden habe, — ungewiß, ob ich auch in der That derjenige Mastalier sey, dem die wichtigen Dokumente gehörten, — ersuchte er mich in einem Schreiben, das mich hier antraf, persönlich das Gefundene in Augenschein zu nehmen. — Die Sache lohnte sich der Mühe, ich reiste unverzüglich und erhielt endlich das Billet Theodorinens, das mir Coudrefin's Tod meldete, und zugleich Coudrefin's letzten Brief an mich, geschrieben am Tage seines Hintritts, und voll des wichtigsten Inhalts. — Ich will Ihnen den Brief doch lesen, Herr Lapiere. — Wie ist mir aber? Kömmt's mir doch vor, als wankten Ihre Kniee, als zitterten Ihre Beine? Setzen Sie sich ja, um zu ruhen, lieber Herr Nachbar.“

Mit dem satanischen Behagen, das in der guten alten Zeit wohl mancher Henker beim Auslegen seiner Folter-

werkzeuge empfunden haben mag, entfaltete Mastalier langsam den Brief, stehend vor Lapierre, der sich ermattet auf die Bank niedergelassen hatte. Jede Sylbe betonend, las er folgende Zeilen:

„Wie ich mich heute befinde, scheint mir mein Tod nur
 „allzunah. Gott, die Kunst und die Lebenskraft lassen
 „mich im Stiche. Warum sind Sie nicht an meinem
 „Schmerzenslager? Kommen Sie eiligst. Nur Sie
 „können mich trösten, wenn ich von den Reichthümern
 „dieser Welt scheiden muß, um in das finstere Nichts
 „zurückzukehren. Glauben Sie an den Himmel und die
 „Hölle? Ich glaube weder an den einen noch die an-
 „dere, ich fürchte mich aber vor beiden. Wo Sie auch
 „seyn mögen, kommen Sie eiligst, mir beizustehen, mein
 „Freund, mein einziger Vertrauter, mein einziger Erbe!
 „— Ja, ich habe die Stärke gefunden, mein Testament
 „zu machen. Es liegt wohlverwahrt in meinem Kabi-
 „net, und die ganze Rotte meiner schurkischen Bettern
 „und Mubmen ist ausgeschlossen, zu Ihren Gunsten.
 „Sie haben Alles, nach Verabredung, bis auf die paar
 „tausend Franken, die ich zu Seelenmessen bestimmt habe.
 „Geben Sie meinen Dienern nichts. Blaise und Com-
 „pagnie haben mich genug bestohlen. Verschwenden Sie
 „nichts mehr in Ihren verwünschten Spekulationen. Der
 „Handel taugt nicht; Zinsen häufen und die Hände“ —
 hier wurde Mastalier's Stimme beinahe flüsternd, er eilte:
 — „im Vermögen Anderer haben, ist viel vortheilhafter.
 „Kommen Sie, aber eiligst, eiligst, eiligst! ich habe noch
 „viel mit Ihnen zu reden. Im schlimmsten Falle ist
 „mein Testament da. Alles für Sie, und folglich einst
 „für die liebenswerthe Theodorine!“

Mastalier hielt inne. Lapierre horchte noch immer mit vorgebeugtem Kopfe. Er hatte die Arme übereinandergeschlagen und seine Brust hob sich unruhig; seine Stirn war naß von Schweiß. „Sie haben warm, mein Herr?“

fragte Mastalier: „mir ist nicht minder bei Lesung dieses Briefs der Angstschweiß ausgebrochen, — denn Goudresin ist todt, und seine Habe ist in fremde Hände gefallen . . .“ Mastalier's Stimme steigerte sich fürchterlich — „ich, dem Alles gehörte, dem Alles verschrieben war, bin bestohlen, beraubt auf die nichtswürdigste Art! — Wo ist das Testament geblieben, Herr Adjunkt?“ schrie er plötzlich auf: „Was ist aus ihm geworden? Ich frage Sie,“ — er schüttelte hart des Doktors Arme: „Warum, wie haben Sie mich bestohlen?“

Die Grobheit des Aufbrausenden verlieh dem zusammengefunkenen Lapierre die nöthige Fassung. Empört fuhr er auf, und fragte wild: „Warum beschimpfen Sie mich? Was weiß ich von Ihren Händeln? Sind Sie verrückt, Herr Mastalier?“

Ohne zu hören, schrie Mastalier: „Das Testament, das Testament! Ungetreuer Beamter, Du hast das Dokument unterschlagen, und mich um Alles gebracht! Ich bin durch Deine Räuberei ein Bettler geworden. Willst Du gestehen?“

„Die pöbelhafte Weise, womit Sie mich hier, den Wehrlosen, angreifen, enthebt mich aller Verpflichtung, Ihnen zu antworten,“ versetzte Lapierre, erblassend vor Zorn und Bestürzung: „Nur so viel, daß dieser Brief nichts beweist und daß ein Testament sich nicht vorgefunden. Sie sollen mir aber später Rechenschaft von Ihrem Benehmen geben, mein Herr.“

Lapierre wollte gehen, riesenkräftig hielt ihn Mastalier beim Arm zurück und sagte barsch: „Noch eine Minute, wenn's beliebt.“ — Er überlegte, milderte den Ausdruck seiner Züge, nahm ein sanfteres Wesen an und sprach dann sehr gemäßigt, aber lauernd: „Es bliebe Ihnen allerdings noch ein Mittel, meinen gerechten Angriffen auszuweichen, Herr Lapierre. Ich bin moralisch überzeugt, daß Sie das Testament meines Freundes beseitigt haben, um Ihren

Daß gegen mich, zugleich Ihre eigene Habsucht zu befriedigen, im Einverständniß mit den Bauern aus Coudresin's Sippenschaft. Ich könnte auch ohne Weiteres den Beweis führen, daß Sie einen schlechten Streich gemacht haben; aber ich will gern vermeiden, mich selbst den bösen Zungen und schadenfrohen Blicken des Volks preis zu geben. Leisten Sie mir — ein geringer Ersatz für Coudresin's Schätze — hundert und fünfzigtausend Franken baar, oder zweihunderttausend in liegenden Gütern und ich bin bereit, allen weitem Ansprüchen zu entsagen. Sie werden dann selbst so vernünftig seyn, sammt Ihrem Herrn Sohn diese Gegend zu räumen und Ihre Adjunktenstelle niederzulegen, die Ihnen nicht mehr recht wohl ansteht."

Im bitteren Kampf mit Grimm und Beschämung stammelte Lapiere: „Vortrefflich, mein Herr. Ihnen stände an, mein ganzes Vermögen und obendrein noch mehr als dieses hinzunehmen, und mich zu zwingen, mittelst der Niederlegung meines Amtes, wie mittelst meiner Entfernung, das Bekenntniß einer Schuld zu leisten, die Sie mir böswillig auf den Kopf zusagen? Ihre Klugheit ist erstaunlich, mein Herr. Ich kann jedoch von Ihrem Auskunftsmittel nicht Gebrauch machen. Können Sie Ihre unsinnige Klage mit diesem Briefe in der Hand beweisen, so laden Sie mich vor den Richterstuhl. Jedenfalls behalte ich mir vor, selbst die Genugthuung zu fordern, die mir wegen Ihres elenden Angriffs gebührt. Adieu!"

„Halt!" rief Mastalier, der nun seine Sanftmuthslarve wegwarf und den Adjunkt abermals aufhielt: Wohin ohne mich? Um etwa das Corpus Delicti, wenn's noch vorhanden, oder eine verbrecherische Correspondenz mit der Coudresin'schen Sippenschaft auf die Seite zu schaffen? um die Zeugen zu bestechen, die ich finden werde, die sich finden müssen? — Nicht doch. Sie erlauben, daß ich nicht von Ihrer Seite weiche. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich meine Klage schon angebracht habe, und daß, schon

in diesem Augenblicke ohne Zweifel, der Kommissär in Ihrem Hause ist, um sich Ihrer Person und Ihrer Papiere zu bemächtigen. Kommen Sie mit mir nach St. Paul, und hoffen Sie nicht, mir zu entinnen."

Lapierre warf ihm einen verzweiflungsvollen, aber entschlossenen Blick zu. — „Wohlan, Herr Denunciant!“ antwortete er finster: „Kommen Sie, ich fürchte mich nicht.“

Nach einer halben Stunde waren Sie in St. Paul angelangt, und Alles war, wie Mastalier vorausgesagt hatte: das Haus von den Dienern der Gerechtigkeit besetzt, der Kommissär vor dem offenen Schreibtische des Adjunkten beschäftigt, August wüthend und streitend mit den zubringlichen Gästen, und Lapierre selbst nach wenigen Einleitungsfragen in den Händen der Gensd'armen.

6.

In einem der ersten Hotels für Reisende in Valence wurde an Nummer 14 die Klingel gezogen. Eine halb ländlich, halb städtisch gekleidete Jose öffnete. „Mein Gott, wie erschrecken Sie mich, Herr August!“ sagte sie, etwas zurückprallend. — Der junge Mann fragte dagegen in Eile: „Mademoiselle Mastalier zu Hause und allein?“ — „Ach, mein Heiland, ja . . . zu Hause, und allein. Der Herr ist vor wenigen Minuten ausgegangen.“ — „Das sah ich, ich lauerte an der Ecke. O beste Georgette! Kann ich nicht einen Augenblick mit Theodorine sprechen?“

Das verlegene Mädchen stammelte Zweifel her. „Ich will Sie bei Mademoiselle melden,“ meinte sie zögernd. — „Nein, nein, das nicht. Ich wäre dann umsonst ge-

Kommen. Laßt mich ein. Nur einen Augenblick will ich verweilen."

Während Georgette immer noch zauderte, öffnete Theodorine selbst die Thüre ihres Zimmers und rief, wiewohl mit schwacher Stimme: „Ich habe Sie gehört, Herr Lapierre. Darf ich Sie bitten, einzutreten?“

Angstlich und tief gebückt folgte August der Einladung. Theodorine gab Georgetten einen Wink, den diese wohl verstand. — „Ich will schon den Papa zu gehöriger Zeit signalisiren," sagte sie für sich: „wenn nur der junge Mann nicht zu lange bleibt! ein seltsamer Besuch in diesen Umständen! wie ist er aber so bleich und mager geworden, der gute Herr Auguste!“

Theodorine hatte indessen schweigend, aber mit sichtbarer Bewegung dem unerwarteten Besucher einen Stuhl geboten. Er weigerte sich, ihn anzunehmen. „Mein Platz wäre zu Ihren Füßen, auf meinen Knien sollte ich vor Ihnen liegen," sprach August, der wie Theodorine zitterte: „Ich erscheine vor Ihnen als ein Bittender.“

Das Fräulein erröthete, heftete seine Blicke gespannt auf den umgewandelten Jüngling, der also fortfuhr, indem er vermied, in das Auge der Geliebten zu schauen: „Erwarten Sie nicht, daß ich die Zeit damit verlieren werde, Ihnen Entschuldigungen vorzustottern, denen Sie wenig Glauben schenken würden. Vergeben Sie nur, daß ich Ihr Gedächtniß auf einen Tag zurückzuführen wage, an dem ich Sie, ohne Ihre Nähe zu ahnen, empfindlich beleidigte. — Ja, ich habe Sie beleidigt, Mademoiselle, und Sie werden mir nie verzeihen können, ich fühle das. — Die Strafe folgte dem trotzigen Uebermuth auf der Ferse. Das möge Ihre Genugthuung seyn.“

„Mein Herr," entgegnete das Fräulein schwach: „das Unglück eines Freundes wird niemals mein Herz oder meine Eitelkeit froh machen, niemals. Ich bin nur mit Wehmuth ein Zeuge der Unfälle Ihres Hauses geworden.“

Aber der Befehl meines Vaters zwang mich, an seiner Seite nach Valence zu kommen, wohin ihn seine Geschäfte mit den Herren Velasco-Dugied beriefen“

„Und das Trauerspiel, das er vor den Assisen aufzuführen im Begriff ist und wobei mein armer Vater die Hauptperson spielen soll,“ ergänzte August, der seinen Kummer nicht mehr verhehlte: „O, mein armer, unglücklicher Vater! Deine Tugenden schützen Dich nicht vor der schwersten Anklage! Deine Biederkeit erspart Dir nicht die Demüthigung eines öffentlichen Prozesses! Dennoch, Mademoiselle Mastalier, dennoch ist mein Vater unschuldig! ganz gewiß unschuldig.“

„Ich zweifle nicht,“ antwortete Theodorine mit freundlicher Milde: „ich bedaure meinen Vater, den die Hitze der Leidenschaft hinriß, und der in diesem Kampfe erliegen dürfte, indessen Herr Lapierre endlich und um so glänzender den Sieg davon tragen wird.“

August wiegte zweifelnd den Kopf. „Die irdische Gerechtigkeit ist blind, Mademoiselle. Wer weiß? Wer die finstere Hypochondrie bemerkte, die meinen Vater kurz vor seiner Arrestation befallen hatte, — wird der nicht vermuthen? und dennoch ist er schuldlos, ich schwöre darauf. Im Kerker, im Unglück ist er wieder heiter, wieder stark geworden. Er ist ruhiger als ich; er ist ruhig, während ich verzweifle! — Aber ich peinige Sie mit meinen Klagen, und Tausende hätten sie Ihnen nicht vertraut, weil Sie Mastalier's Tochter sind. Ich dagegen halte Sie nicht für unsere Feindin, nicht für die Bundesgenossin Ihres Vaters. Sie können mich nicht mehr schätzen, nicht mehr achten, da ich mich schwer gegen Sie vergangen, aber Ihre Barmherzigkeit wird mir im Unglück nicht fehlen, und Ihre Barmherzigkeit anzuflehen bin ich gekommen, da die Abwesenheit des Herrn Mastalier mir es erlaubte.“

„Sie sind außer sich, Herr August. Was kann ich

thun? Meine Barmherzigkeit? welch ein Wort. Es war nicht edel, es zu gebrauchen, da Sie zu einer Schülerin, zu einer Freundin reden. Sagen Sie schnell, was kann ich Unbedeutende thun, Ihnen zu dienen?“

Es kostete dem Jüngling Ueberwindung, leise zu fragen: „Haben Sie — o seyn Sie aufrichtig — haben Sie Herrn Mastalier wieder gesagt, was Sie aus dem Munde meines Vaters bei dem Kastanienbaum von Blanchemont gehört haben mögen?“

„Nein,“ antwortete Theodorine offenherzig und fest; „mein Vater weiß nichts von dem, was ich hörte.“

„Ist Ihnen noch erinnerlich, was Herr Lapiere dazumal in seinem Eifer und Unmuth äußerte? Unverständlich war wohl meistens der Sinn seiner Reden, aber Sie könnten vielleicht, von Mastalier's Lippen wieder gesagt, eine schlimme Bedeutung gewinnen?“

„Ich habe Alles, was Ihr Vater gesprochen, vergessen, — bis auf Eines,“ versetzte das Fräulein leise.

„Bis auf Eines?“ wiederholte August mit steigender Angst. „Wollten Sie mir sagen . . . ?“

„Nein . . . es soll's Niemand erfahren!“ entgegnete Theodorine hastig: „Sie haben es gehört, wie ich . . . aber in Ihrem Herzen klangen die Worte nicht wieder, wie in dem meinigen.“

August stuzte. Theodorinens Erschütterung wuchs. — „Ich weiß nicht, ob ich Sie begreife,“ sagte der Jüngling schüchtern, „aber mir genügt, daß Sie von jenem Gespräche nichts widersagen wollen, was meinem Vater gefährlich seyn könnte?“

Mit der edelsten Aufwallung, zugleich mit der reizendsten Weiblichkeit in Stimme und Ausdruck, erhob Theodorine ihre Rechte und sagte: „Was ich auch gehört haben möchte . . . fürchten Sie nichts, es bleibt in meiner Brust begraben. Wie sollte ich je zum Unglück eines Mannes beitragen können, der so sehnlich wünschte, mir ein Glück

zu bereiten, das mich überraschte, das mich einen Augenblick beseligte! . . . nur einen kurzen Augenblick, mein Herr," endigte sie mit erlöschender Stimme, indem ihre Thränen ausbrachen. . . . „denn im nächsten wurde ich des Glückes nicht mehr würdig geachtet!"

Sie verhüllte ihr Gesicht und wendete sich ab. „Sie sind eine Heilige! ich bin ein Glender!" rief August verzweifelnd, und stürzte hinaus. Er hörte nicht, daß Theodorine seinen Namen ausrief, um ihn zurückzuhalten. — An der erschrocken Georgette vorüber, wie ein Rasender laufend, schied er aus dem Hause und hielt nicht eher inne, als bis er vor der Wohnung des Advokaten St. Amand angekommen war. — Dort besann und faßte er sich. Er suchte den schnell berühmt gewordenen Redner in seinem Kabinet auf.

„Komme ich zu spät?" fragte er, da ihm St. Amand, in den bequemen Schlafrock gehüllt, entgegen kam: „hat mir Mastalier etwa den Rang abgelassen?"

„Der Herr ging vor einer Sekunde von hier," antwortete St. Amand lächelnd; „was wünschen Sie, Herr Lapierre?"

August brach in Schluchzen aus: „Spotten Sie meiner Zähnen nicht," rief er: „zerschmettern Sie mich nicht mit Ihrer kalten Höflichkeit! St. Amand, Sie ahnen, was mich zu Ihnen führt. Ich nenne Ihnen nur den Namen meines Vaters."

Des Advokaten behagliches Gesicht wurde ernst, aber es blieb klar. Er neigte den Kopf und sagte: „Sie wünschen . . . ?"

August unterbrach ihn stürmisch: „Wir sind wegen einer Geliebten entzweit gewesen, unsere Versöhnung selbst war kühl und trocken. Die ehemalige Freundschaft zwischen uns hat sich nicht mehr eingestellt. Ich bin gegen Sie schroff geblieben, Sie haben wahrscheinlich den eigensinnigen, menschen scheuen Nebenbuhler aufgegeben. — Dennoch

gehört mein Vertrauen allein Ihnen an. Wenn Sie edel genug sind, mir meinen Groll nicht entgelten zu lassen, wenn Sie nicht etwa in der unseligen Geschichte als Vertreter der klagenden Partei angeworben sind . . . wenn Sie Menschlichkeit im Busen fühlen, — retten Sie meinen Vater! Sie können's, Sie allein. Ihrer Beredtsamkeit widerstehen nicht Richter, nicht Geschworene. Ihre Negide wird meines Vaters unschuldiges Haupt beschirmen und die entehrende Strafe, die ihm droht, abwenden. — Hypolit! rette meinen Vater! ich beschwöre Dich bei der Freundschaft unserer jungen Tage!"

August umarmte den gerührten St. Amand, er weinte auf dessen Hände. „Ich habe gehofft, daß Du kommen würdest,“ antwortete St. Amand voll Theilnahme: „Ich sollte Mastalier's Entschädigungsklage führen, ich habe sie abgewiesen. — Wie auch die Sachen sich verhalten mögen,“ — setzte er mit einem bedenklichen Fingerzeig bei: „es ist keineswegs die Hoffnung aufzugeben. Sey getrost. Sobald ich darf, werde ich mit Deinem Vater reden. Sein unbescholtenes Leben, — seine Unschuld, wie wir hoffen wollen, — der schlechte Ruf des Klägers müssen uns der Richter und des Volks Mitgefühl erobern. Den Rabulisten Paillard, der nun für Mastalier auftreten wird, so wie er in den tausend schiefen Affairen des zweideutigen Hauses Belasco-Dugied auftritt, bewaffnet mit allen Ränken, Ausflüchten und unverschämten Lügen — diesen Rabulisten nehme ich dann allein auf mich. Deine Hand, es wird schon gehen. Vertraue mir endlich wieder ganz. Sogar — wenn jemals, was freilich seltsam wäre, Dein Herz Dich wieder zu den Füßen der Mademoiselle Mastalier zurückführen sollte — sogar dann fürchte mich nicht mehr als Mitbewerber, und nimm kein Stäubchen Deines Vertrauens zurück. Hier ist der Talisman, der mich zu einem unparteiischen Zeugen Deines Werbens stampeln würde.“

St. Amand öffnete die Seitenthüre, und führte seinen wiedergewonnenen Freund in das Gemach der liebenswürdigen Frau ein, die ihm vor einigen Tagen ihre Hand gereicht hatte.

7.

Seit langer Zeit hatte in Valence eine Kriminalverhandlung nicht so allgemeinen Eindruck auf das Volk gemacht, als diejenige, welche im Laufe des Dezembers gegen den Doktor Lapierre eröffnet wurde. — Die regste Neugierde nicht allein, sondern mehr als diese, das ungeheuerliche Mitgefühl, das alle Klassen der Bürger zu Gunsten des Beklagten in dem merkwürdigen Prozesse durchdrang, füllte den wenig geräumigen Saal des Assisenhofes über Gebühr mit Zuhörern an, bevor noch die Gerichtspersonen ihren Platz eingenommen hatten.

Endlich schlug die sehnlich erwartete Stunde. Der Präsident nebst seinen Beisitzern, der königliche Prokurator, die Gerichteschreiber hielten ihren Einzug. Die Civilpartei, der berühmte Mastalier, erschien in Begleitung seines Advokaten, des ablernasigen Paillard. Ihnen gegenüber, in den eingeschränkten Raum, für die Angeklagten bestimmt, wurde Lapierre von Gensd'armen eingeführt. Seine Ankunft weckte beifälliges Gemurmel unter dem Volke, das den Auftritt Mastalier's mit dumpfem Schweigen angesehen hatte. — Vor der Bank des Angeklagten setzte sich der Advokat St. Amand nieder, umgeben von dem Sohn und einigen entfernten Anverwandten seines Klienten. — Die Geschwornen, die das Loos bezeichnet hatte, wurden bei ihren Namen aufgerufen und leisteten den Eid. Sie gehörten meistens der Klasse der Landbesitzer an. —

Im weiten Kreise hinter den Richtern saßen als aufmerksame Zuhörer die höhern Beamten des Departements, die Tribune wimmelte von Damen. — Nachdem die starke Anzahl der Zeugen, die gegen oder für den Beklagten citirt worden, aus dem Saale entfernt war, erklärte der Präsident, daß die Verhandlungen eröffnet seyen, und der Anklageakt wurde von dem Grefstier mit lauter Stimme verlesen. — Der Adjunkt des Maire von Blanchemont, Franz Lapierre, wurde darinnen beschuldigt, Coudresin's Testament unterschlagen oder vernichtet, dessen Hinterlassenschaft zu Gunsten von unberufenen Empfängern dem rechtmäßigen Erben entzogen, der Bestechung nachgegeben und das Verbrechen der Treulosigkeit in Ausübung seiner Amtspflichten begangen zu haben: lauter Vergehen, die, von einem öffentlichen Beamten verübt, nach den Bestimmungen des Gesetzes, mit entehrender körperlicher Strafe und dem Verlust der bürgerlichen Rechte belegt werden.

Die Anklageakte war meisterlich verfaßt und gruppirt sehr geschickt die Thatsachen und Inzichten, die dem Beschuldigten zur Last gelegt werden sollten. Die zuhörende Menge schenkte ihr jedoch wenig Aufmerksamkeit, sondern sie musterte mit gelehrigen Blicken die Parteien, die sich gegenüber standen.

Die Musterung fiel nicht zum Vortheil des Klägers aus. Mastalier schien auf der Schmerzensbank zu sitzen, und nicht Lapierre. Mastalier's Augen schweiften unstät umher, öfters die Erde suchend als die Gesichter des Volks und der Richter, seine Haltung war unruhig, seine Geberde heftig und dennoch ungewiß.

Lapierre, schwarz gekleidet und sorgfältig frisirt, saß anständig, besonnen und aufmerksam auf seinem Plaze. Der Trübsinn der letzten Monate hatte sich von seiner Stirne verloren; sein Antlitz war gesaßt, wenn nicht heiter. Nur von Zeit zu Zeit schien eine wehmüthige Erinnerung darüber hinzuliegen; dann und wann verlor sich sein klarer

Blick in trübes Hinstarren, hob ein unterdrückter Seufzer seine Brust. „Wie lange auch die Verhandlung dauern möge,“ sagte er leise zu seinem Sohne, der ihm die Hand drückte, „weiche nicht von diesem Flecke. Deine Gegenwart macht mich stark. Verlasse mich nicht.“

Das Verhör des Angeklagten, nachdem der Grefrier seinen Auftrag vollzogen, war bald vorüber. Lapierre antwortete auf alle Beschuldigungen ruhig und verneinend. „Ich habe gethan, was recht war, die Anklage und die Zeugen mögen mir das Gegentheil beweisen,“ sprach er am Schlusse mit einer Verbeugung und setzte sich nieder.

Nach und nach entwickelten sich nun alle Scenen dieses spannenden Drama's. Die Aussagen der Zeugen, manchmal gravirend, indem sie die Sonderbarkeiten in dem Benehmen Lapierre's am Tage der Einweisung der Erben erzählten, — manchmal schwankend und von einander abweichend, wenn sie irgend eine Rede des Beklagten, oder irgend ein Datum betrafen, — unterbrochen von scharfsinnigen Fragen der Advokaten und von unbedeutenden der Geschwornen, warfen nur ein zweifelhaftes Licht auf die ganze Sache, und die lange Reihe derjenigen Personen, die St. Amand beschieden hatte, um den durch lange Jahre bewährten trefflichen Charakter seines Klienten und dessen Amtstreue zu bestätigen, übte unverkennbar den wohlthätigsten Einfluß auf die Meinung des Publikums und der Geschwornen. — Als die Liste der Zeugen erschöpft war, hob der Präsident die Sitzung auf, eine Ruhestunde bewilligend.

Lapierre wurde auf sein Verlangen in das anstoßende Zimmer, der Beklagten Zwischenaufenthalt, geführt. — Zur gleichen Zeit wurde Mastalier schleunigst abgerufen. Man sah, wie er mit einer Art von Bestürzung seinem Sachwalter ein Billet, das er so eben erhalten, vorwies, und wie Paillard, obschon stehend, dennoch abweisend die Achseln zuckte. Man hörte, wie der Advokat halblaut zu

Mastalier sagte: „Es ist dringend, freilich, sehr dringend. Aber ich kann jetzt nicht von der Stelle, jetzt, da es den Kampf um Ihr Interesse gilt; um so mehr, als ich voraussehe, daß der Procurator die Anklage nur sehr lau unterstützen wird. Gehen Sie, suchen Sie hinter den Zusammenhang zu kommen, eilen Sie!“

Mastalier drängte sich durch die Menge, die ihm manche bittere Rede, manchen scharfen Spott nachrief. Paillard's Raubvogelgesicht wurde noch einmal so lang, und er drückte sich, tiefer Gedanken voll, in seine Ecke, die schwarze Toga fest zusammenziehend. — Ihm gegenüber ruhte behaglich, dem Anschein nach völlig gleichgültig und müßig, der wohlbeleibte St. Amand. Er achtete nicht der lärmenden Gruppen, die sich plaudernd umhertrieben: Richter, Advokaten, Substituten des Parquets und Beamte. Eine Ruhepause in einem französischen Gerichtssaal gleicht dem Zwischenakt einer italienischen Oper. Sie plaudern, lachen, politisieren und klatschen, wissen sie gleich, daß der Ausgang des Schauspiels, das sie aufführen, ein betrübender, oft ein blutiger seyn werde. — Plötzlich versammelte sich ein dichter Schwarm um den Procurator, der binnen einer Viertelstunde unaufhörliche Botschaften empfangen hatte, die ihm von Polizeikommissären in Person und von Gensd'armen überbracht worden waren.

„Was gibt's denn wohl dort?“ fragte August hingeworfen, und St. Amand erhob sich gemächlich, an die Gruppe hintretend. — Als er nach einer kleinen Weile zurückkam, schwebte ein leichtes Lächeln um seinen Mund. „Etwas, das den Meisten, aber nicht mir unerwartet kömmt,“ sagte er phlegmatisch: „die Belasco-Dugied haben ihre Zahlungen eingestellt, ihre Bilanz deponirt. Die Sache ist nicht rein, sagt man. Ein ganzes Complott von Betrügnern. Einer derselben hat geschwätzt und die Justiz aufgeweckt . . . was weiß ich?“

Somit versank er wieder in seine Ruhe, aber von allen

Seiten erschallte die verwunderungsvolle Frage: „Belasco und Dugied? Unbegreiflich? Infamie ohne Gleichen! ist es möglich?“ und Andere, namentlich solche, die sich von Verlust bedroht sahen, antworteten: „Nein, es ist nicht möglich, es kann nicht seyn, ein Irrthum, übelwollende Neider! nichts da!“ bis die Klingel des Präsidenten ertönte und der Prozeß wieder anhub.

Lapierre erschien abermals, niedergeschlagener denn zuvor. Mastalier war nicht gegenwärtig. „Stille, Stille,“ riefen die Huissiers in die brausende Menge. — „Der königliche Prokurator hat das Wort,“ sagte der Präsident.

Derselbe Geist, der über der Verfassung der Anklageakte gewaltet hatte, sprach sich auch in der Rede des öffentlichen Anklägers aus. Mit Ruhe und juristischer Logik verfolgte der Redner sein Ziel, allen oratorischen Schmuck verachtend. Er schied, jedoch der Anklage nichts vergebend, das Schwankende vieler Beweismittel von den Indicien, die sich aus andern herauszustellen schienen, und überließ, ohne seinem Amte und seiner Meinung zu nahe zu treten, der unparteiischen Würdigung der Jury den Ausgang der Sache. — Obschon seine Schlußworte die Schuldsprechung und Verurtheilung des Angeklagten dringend forderten, es folgte dennoch der Lobspruch der Menge dem gemäßigt gehaltenen Requisitorium.

Da erhob sich Paillard, der Vertreter der Civilpartei. Sein Eingang schon zeigte, daß die Klage an ihm einen furchtbaren Verfechter gefunden hatte, und Schritt für Schritt schien er siegreicher auf seiner Bahn fortzugehen, Stein auf Stein häufte er, um sein Werk zu vollenden. Er baute mit reißender Schnelligkeit den Kerker, den Schandpfahl, das Bagno mit allen seinen Schrecken für seinen Gegner, den Angeschuldigten, auf! Unter seinen Händen wurde die unbedeutendste Aussage gegen Lapierre ein schlagender Beweis, um wie viel zerschmetternder gestalteten sich nicht in seinem Munde die Berichte des ehr-

Hohen Blaise, die Angabe des Flurschützen, und was andere Landleute von dem unheimlichen Betragen Lapierre's bei jener Erbenversammlung und nachher gemeldet hatten! „Lügen Sie noch ferner,“ rief er, „daß Ihnen ein Testament bekannt, daß es in Ihren Händen gewesen? — Lügen Sie, daß Sie es dem Sterbenden selbst abgeschwast, daß er es Ihnen, als dem Agenten einer Civilbehörde, zur Vollziehung übergeben? Lügen Sie, daß, nachdem Sie es, zagend, wie Verbrecher immer sind, lange noch aufbewahrt, daß Sie im letzten entscheidenden Augenblick es verbrannt, an dem Lichte, das Ihnen von dem gegen Sie zeugenden Diener gebracht worden war? Wenn Sie die Stirne hätten, noch ferner Alles zu verneinen, so zittern Sie vor dem Blatt, das Coudresin geschrieben und das seinen letzten Willen bedeutet. Diese Buchstaben, die Herrn Mastalier als Erben proklamiren, sollen ewig auf Ihrer Seele brennen, denn Sie haben ihn bestohlen. Es gibt eine Zukunft, Lapierre, es gibt eine göttliche Gerechtigkeit, die da straft, wo etwa blindes irdisches Vorurtheil Zwgespräche. Sie werden ihr nicht entfliehen. Mastalier wird dort wieder als Kläger gegen Sie auftreten, sowohl für sich als für seine arme Tochter, die Sie um ihre Existenz gebracht haben!“

Nachdem Paillard den auffallenden Verdacht der Bestechung mit dem menschen scheuen räthselhaften Betragen Lapierre's zusammen gestellt, — nachdem er den Haß gerügt, der nach seiner Angabe den Adjunkt längst gegen Mastalier entflammt hatte, — nachdem er das sogenannte Geschenk des Hauses von St. Paul als einen Sold des Verbrechens bezeichnet, und Coudresin's Brief als unumstößlichen Beweis der Existenz eines nun zernichteten Testaments angepriesen, schloß er mit Donnerworten und dringend auf Entschädigung für seinen beraubten Klienten, die nicht weniger als eine halbe Million Franken betragen sollte.

Diese Rede, eine der besten, die Paillard je gehalten,

von glänzenden Sophismen und Tiraden reich durchweht, stimmte auf einmal das zuhörende Volk anders. Lapierre sah sich von finstern, argwöhnischen Augen durchbohrt, die Lippen, die ihn belobt, schienen geneigt, ihn zu verdammen! Da ging in seinem Innern ein gewaltiger Kampf vor; er versuchte aufzustehen, zu reden, — umsonst. Die Kräfte verließen ihn, ermattet ließ er von dem Versuche ab, und nur sein beredter Blick bat den erbleichenden Sohn: „Um Gotteswillen! verlasse Du mich nur nicht.“ — Durch den Saal, von den Tribunen summten die Worte: „Er ist schuldig!“

Indessen war St. Amand, ohne eine Miene zu verziehen, aufgestanden, und begann seine Vertheidigung weich und nachlässig. Als behandle er einen ganz gewöhnlichen Civilfall, hielt er sich anfänglich nur an die strikte Form, an die wesentliche äußere Gestalt des Processes. Er fand die Klage absurd, unhaltbar, er fragte nach einem *Corpus delicti*, er wußte keines zu bezeichnen. Er sichtet die Aussagen der Zeugen, es schienen ihm nur diejenigen haltbar, die zu Gunsten der Beklagten sprachen. — Allmählig wurde er wärmer, seine Augen sprühten Geist, nach der Reihe wechselten faustischer Witz und edler Zorn in seiner Sprache, in seinen ausdrucksvoll werdenden Zügen. — „Ich setze einen Preis auf den Thatbeweis! wer will ihn verdienen?“ rief er aus: „wer schafft eine Spur des Testaments herbei, das wie ein hirngespinnstiger Alp auf unsere Brust ein Gewicht wirft, das so wenig existirt, wie das erlogene Ungeheuer selbst? Meine ganze Habe dem, der die Geburt des Testaments beweist, welches doch am Ende geboren seyn mußte, um vernichtet zu werden? Der Geburtsbrief, den der Gegner vorgebracht, ist, wenn nicht falsch, doch mehr als ungenügend, und so zu sagen, wenn ein Beweis, nur ein Beweis für meine Sache selbst. — Wer hat nicht Coudresin gekannt, den hohnlachenden Bucherer? hat er jemals, den Freund wie den Feind, mit seinen Bosheiten

verschont? Welche Eide hat er nicht gebrochen, welche Versprechungen nicht verhöhnt, welche Verpflichtung nicht in Ewigkeit vertagt, welche Hoffnungen nicht getäuscht, wenn er sie auch selber hervorgerufen hatte, der hämische Selbstling, der sich ein Vergnügen daraus machte, alle Welt die demüthigende Rolle eines Tantalus spielen zu machen? Fragt seine Verwandten, fragt seine Helfershelfer, sie sollen antworten. — Er, der unsern Herrgott selbst hinter's Licht geführt hätte, wird einem Freunde, wie Mastalier zu seyn die Ehre hat, gewiß nicht anders mitgespielt haben. Er, der sich vor dem Tode fürchtete, wie ein Knabe, er und ein Testament? — Er, der geschriebene Kontrakte und geschworene Eide brach, wie schwache Stäbe, er und eine erfüllte Zusage? wie stimmen diese Dinge zusammen? Ist nicht die Aussage mehrerer Zeugen da, die gehört haben, daß Coudressin, sobald er Genesung hoffte, den voreiligen — merken Sie wohl! den voreiligen Brief an Mastalier zurückwünschte?"

Einige Perioden weiter sagte St. Amand heftig: „Wir seyen bestochen, schreit die Anklage. Warum ist nur der Bestochene, nicht der Bestechende auf dem Stuhl der armen Sünder? Die Erben, die unberufenen, haben uns bestochen? wohl, dort sind sie in großer Anzahl versammelt, dort warten sie, zum Theil als Zeugen, des Ausgangs der Sache. Warum hat man sie gerufen, gegen uns aufzutreten, da sie Alle eigentlich als unsere Mitschuldigen figuriren sollten? Das war nicht edel von der Anklage, war ungeschicklich von der Civilpartei. Denn sie sind wirklich gegen uns aufgetreten, sie, denen wir vermittelst eines Verbrechens wohlgethan haben sollen, und die Grund hätten, sich zum schuldigen Dank für ihre feindseligen Aussagen vor unsern Offenbarungen zu fürchten? — Wie? haben nicht gerade unsere Verführer die höchst wichtigen Umstände und Zufälle bestätigt, die der Vernichtung des Testaments vorausgegangen seyn sollen? denn höchst wichtig allerdings ist eine

plötzliche Unpäßlichkeit, ein Glas Wasser, ein brennendes Licht, und der Geruch von verbranntem Papier in solch feierlicher Stunde! Nur einige Worte über diese Indicien. Ich schwelge in dem Stoff, der uns verderben soll.“

Nachdem er obige Umstände, Thatsachen und Verdächtigungen mit Sarkasmen überschüttet, schloß er mit einer Apologie des Lapierre'schen Lebens. — Der Procurator erwiederte nichts, die Replik des Gegners ließ sich nicht lang erwarten. Noch greller als zuvor schilderte Paillard die hervorstechende Schuld des Adjunkten, und bedauerte in seinem Epilog selbst, daß die Sippschaft des Verstorbenen nicht mit in die Klage, als der Bestechung verdächtig, gezogen worden sey.

Mittlerweile hatte St. Amand von außen einen kleinen Zettel erhalten, worauf nur wenige Worte standen. Sie schienen jedoch wie mit Zauberkraft den Muth des Advokaten zu beleben, und kaum hatte Paillard geendet, als schon St. Amand mit einem seltsam ergreifenden Rednerschwung anhub:

„Meine Herren! die Anklage hat geschwiegen, die Civilpartei hat ihr Arsenal erschöpft. In allen Punkten von mir abweichend, hat mein Gegner dennoch meine Ansicht getheilt, und bedauert, daß nicht die Intestat-Erben Coudrefin's ebenfalls auf die Bank der Beklagten gesetzt worden seyen. Ja, meine Herren! wir hätten an ihnen dann so viel Bundesgenossen gezählt, als wir an vielen unter ihnen, die als Zeugen austraten, Widersacher hatten; Widersacher, die mit Thränen in den Augen kamen, Ihnen, meine Herren, zu sagen, was Ihnen etwa in dem Betragen des kranken Lapierre auffallend oder sonderbar vorgekommen seyn mochte. — Ja, mit ihnen vereinigte uns schon längst ein Band der Liebe, und wenn von Bestechung denn doch einmal die Rede seyn soll, so wollen wir kühn sagen, daß wir zuerst die Verwandten bestochen haben durch unsere Freundschaft und Gerechtigkeit, durch unsere Sanftmuth und

Biederkeit, durch ein langes Leben voll von Tugend und Rechtschaffenheit. O, meine Herren: fünfzig Jahre eines unbescholtenen Daseyns sind nicht eine Kleinigkeit, wie mein Gegner behauptet! sie wiegen schwer in der Wagschale Ihres Urtheils, sie sind ein furchtbares Gegengewicht dessen, was sowohl Coudresin als Mastalier in die Wage zu legen haben. Coudresin? Ehrfurcht vor den Todten! aber der lebende Mastalier gehört vor unser Forum, und Jeder von Ihnen kennt den bedauerlichen Leumund dieses Mannes. Fünfzig Jahre eines Biedermanns gehalten gegen eben so viele eines schmutzigen Wucherers! Ein untadelhafter Beamter und zwanzig grundehrliche Männer, denen der Wucherer Ehre und Erbe streitig machen will! halten Sie nur diese einundzwanzig Gesichter gegen jenes Mastalier's! doch ich vergesse, daß er nicht gegenwärtig ist, und werde Ihnen in einem Augenblick sagen, warum er nicht gegenwärtig. — Wenn Einer in diesem Saale strafbar, so ist es Mastalier, und die Schuld sogar wäre gerechtfertigt, wenn sie sich an Mastalier vergriffen hätte. Setzen wir den Fall“ — hier wurde St. Amand's Ausdruck feierlich und ahnungsvoll, und Todtenstille breitete sich im Saale aus — „stellen wir uns vor, es sey Alles ganz anders zugegangen, als wir wissen und überzeugt sind. Nehmen wir an, es sey Mastalier's Recht verkürzt worden, ich will Ihnen sagen, wie. Coudresin wäre gestorben, verkündend ein Testament, das nicht gefunden wird. Der Adjunkt, dem allerdings erlaubt ist, neben seiner Amtstreue noch seine besondere persönliche Meinung zu haben, sey in der tiefsten Seele erfreut gewesen, nicht ein Testament zu finden, das zwanzig ehrlichen und blutarmen Leuten ein durch Demüthigung aller Art theuer erkauftes Erbe entzogen hätte, um es einem fetten, wucherigen Blutigel, gleichsam als Sold für entehrende Hülfeleistungen, zuzuschieben. Geben wir zu, alle Fristen und Formalitäten seyen gehörig gehalten und beobachtet worden, endlich sey der von den glücklichen Erben

längst ersehnte Tag, der sie in ihren Reichthum einweisen soll, angebrochen. Der Adjunkt, ein durchaus braver Mann, habe sich nicht geschämt, seine Freude an dem Glück der ehrlichen und biedern Leute öffentlich kund zu geben. Er sey in froher Bewegung in das Kabinet getreten, um zur letzten Erklärung die Dokumente aufzunehmen. — Da — stellen wir uns dieses recht lebhaft vor — da fällt ihm, etwa hinter einem Spiegel heraus, oder vorstehend aus einer unbeachteten Schublade, ein Papier in die Hände. — Gleichgültig entfaltet er's, mit Schrecken liest er dessen Inhalt: es ist das bis jetzt verborgen gewesene Testament! abgefaßt, wie zu fürchten war: der Blutigel Universalerbe, die ehrlichen Verwandten verhöhnende Bettler! das ungerechteste scheußlichste Testament, das je geschrieben wurde! — Und er, der menschlich fühlende Mann soll, als mitleidloser Beamter, hinaustreten, wo sie umhersitzen und stehen, die Hoffenden, die Glücklichen, umgeben von ihren Weibern und Kindern, die Gottes Barmherzigkeit und sogar Cou-dresin's Andenken segnen und preisen — hinaustreten soll er, und ihnen trocken sagen: „Ihr seyd getäuscht, da ist ein Blatt gefunden worden, von Satan geschrieben, an Satan gerichtet, und eben dieser Wisch, dieses höllische Blatt zerstört euers ganzen Lebens Glück im Augenblick seines Beginnens! Pakt euch darum! und segnet die Gerechtigkeit!“ — Wäre Einer von Ihnen, meine Herren, der in Lapiere's fürchterlicher Lage — wir setzen nur den Fall — nicht begriffen, der nicht alsobald erfaßt hätte, daß, wenn jenes fluchwürdige Testament unentdeckt geblieben, auch der Wohlstand von hundert Personen geschützt worden wäre? der nicht das Loos der Unglücklichen bedauert hätte, die eine Laune des Zufalls aus ihrem Himmel zu schleudern kam? der sich nicht gesagt hätte: „Noch weiß nur Einer um das unheilvolle Papier, und

es wäre so leicht vertilgt, so leicht wäre ein Verbrechen zum Vortheil der Tugend begangen!“ — Wahrlich: in solchem Strudel des Kampfes und der Ungewißheit wäre eine Anwandlung von Ohnmacht wohl zu begreifen. Wenn nun der Beamte Wasser zur Stärkung verlangt hätte — nichts natürlicher. Aber das Licht? Vielleicht wollte er nur eine Feder oder ein Stück Papier verbrennen, um sein sterbendes Bewußtseyn zu beleben? gewiß hätte er sich nicht klare Rechenschaft von dem Zweck geben können, wozu er eine Kerze verlangte aber: sie steht nun vor ihm — sein trüber Blick starrt in die Flamme — mechanisch fährt er mit der Hand, die das Testament hält, empor es brennt! — Nun erschrickt er nun möchte er's wieder retten aber, wie? schon zum Theil verzehrt, dampfend, glühend, soll er's vor den Erben ausbreiten und nebst ihrer Existenz sich selbst compromittiren, als Einen, der schon angefangen, Coudrefin's letzten Willen zu vernichten? — Und während er überlegt, verbrennt die letzte Faser, und die Asche fliegt durch das geöffnete Fenster in die Luft — und Alles ist vorbei! hundert Menschen sind glücklich, der Blutigel ist nicht um ein Haar unglücklicher und der Thäter des edeln Verbrechens verschließt dessen Strafe — seines verletzten Gewissens Dornstiche — großmüthig in seiner verschwiegenen Seele, leidend allein für Alle!! — — Wie, meine Herren! wenn dieses sich in der That begeben hätte? wenn ein solcher Verbrecher vor Ihre Schranken geführt worden wäre? wie, meine Herren Geschworene? würden Sie den Muth haben, ihn schuldig zu erklären? würden Sie nicht einhellig sich Ihrer Omnipotenz bedienen, um ihn freizusprechen? würden Sie nicht die fünfzig Ehrenjahre eines solchen Verbrechers respektiren, und mittelbar dem Wucher, der so furchtbar sein Haupt erhebt — erb-schleichend, bettelnd und plündernd — eine scharfe Lektion ertheilen?“ — Nach einer Pause — es floßen Thränen

aus den Augen der Zuhörer und beklommen lauschte Jedermann — rief St. Amand mit verändertem triumphirendem Tone: „Fürchten Sie nichts, meine Herren! die Fantasmagorie ist nicht die Wirklichkeit. Hier ist Lapierre, gegen den kein Beweis sich erhalten konnte, ich überlasse Ihnen den Unschuldigen. Aber Mastalier — wo ist er? fragen Sie Gensd'armen, die ihm nachsetzen, dem Helfershelfer der trüben Machinationen des Hauses Velasco-Dugied! Er ist fort, fort, und hat uns und der Gerechtigkeit das Feld geräumt! Seine Flucht — für uns welche Zugeständniß! Ihre Weisheit — für uns welche Bürgschaft! — Ich habe Alles gesagt, meine Herren!“

Der Enthusiasmus der Zuhörer wollte in lautes Beifallklatschen ausbrechen. Mit Mühe steuerten Huissiers und Wachen dem Tumult. Lapierre war von der heftigsten Erschütterung ergriffen. Als der Präsident ihn fragte, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen habe, wollte er reden, wiewohl mit klappernden Zähnen und schluchzender Brust. „Um Gotteswillen, nicht jetzt!“ raunte ihm St. Amand erblassend mit einem Händedruck zu. „Nicht nöthig, nicht nöthig!“ jubelte August. Lapierre schwieg.

„Die Debatten sind geschlossen!“ sagte der Präsident feierlich und stellte die Fragen. Ohne die Neugierde der Menge und die Seele des Beklagten lange auf die Folter zu spannen, kehrten nach fünf Minuten die Geschworenen aus dem Berathungszimmer zurück, und sprachen: „Nicht schuldig.“ — Lapierre wurde in Freiheit gesetzt, und verließ unterm Jauchzen des Volks, umarmt von Sohn, Verwandten und Freunden, den Gerichtspalast. Er beging seinen Triumph mit demüthig gesenktem Haupte.

Am Hause St. Amand's sagte er: „Lassen Sie uns hinaufgehen, ich fühle mich erschöpft.“ Oben im verschwiegenen Zimmer, nur von dem Sohn und dem Anwalt um-

geben, öffnete er den Mund, und sprach: „Mein Dank ist unendlich, St. Amand. Sie haben meine Ehre gerettet. Nur um meines August's willen lag mir daran, sie zu erhalten. Aber — welche Divination, mein Herr? Es hat sich wahrlich Alles so zugetragen, wie Sie's beschrieben, da Sie die Möglichkeit eines Verbrechens für einen Augenblick annahmen!“

August fuhr zusammen. St. Amand antwortete sanft: „Lassen wir das, Herr Lapierre. Der Untiefen im Meer des Lebens sind viele. Lassen wir's.“

„Ja, mein Kind,“ fuhr Lapierre zerknirscht zum Sohne fort: „Ich bin ein Verbrecher, und hab' es geläugnet, um Dir vor dem Volke meine Ehre rein zu hinterlassen. — Gott hat mir einen Tag der Gnade geschenkt. — Aber jetzt, mein Sohn, muß auch der Tag des Rechts anbrechen, und Du magst nun, neben dem Geständnisse meines Fehltritts, auch die Erklärung der Worte hören, die ich einst unter dem Kastanienbaum zu Blanchemont sagte. Wir haben wirklich kein Vermögen mehr, wir dürfen keines haben, denn Alles gehört, mein Unrecht zu sühnen, mein Gewissen zu beschwichtigen, der Tochter dessen, den ich beraubte, um zwanzig Familien aufzuhelfen. — Verstehst Du mich nun, mein Sohn? Ahnst Du nun, warum ich plötzlich auf Deine Verehlichung mit Theodorine drang? Sie war das einzige Mittel, das mir erlaubte, Theodorine an meiner Habe genügend Antheil nehmen zu lassen, ohne Dich, den geliebten Sohn, allzusehr zu verkürzen. — Jetzt steht freilich alles anders, aber die Verwaiste bedarf um so eher ihres Eigenthums. Zürnst Du mir, daß ich schon Alles, worüber zu verfügen, in die Hände eines vertrauten Mannes legte, um es für das Mädchen zu verwalten? Zürne mir nicht unversöhnlich, daß ich Dich arm machte, mein Sohn!“

August umschlang seinen Vater in höchster Rührung. „Wir wollen arbeiten, um unser Brod zu verdienen,“ sagte

er: „arbeiten, so lange wir's vermögen. Ich will und werde Ihr Alter mit allen Bequemlichkeiten des Lebens umgeben können, so wahr mir Gott gnädig seyn wolle. Aber sagen Sie, so bald als thunlich, der verlassenen Tochter Mastalier's, daß sie ein Eigenthum, daß sie Wohlstand besitze, daß ihr Loos ein unabhängiges geworden.“

„Sie verdient das große Opfer, das Sie der Gerechtigkeit bringen,“ bemerkte St. Amand; sehen Sie diesen Zettel. In der Bestürzung, die des Vaters Flucht in ihr erwecken mußte, war Ihr Schicksal, Herr Lapierre, Theodorinens erster Gedanke. „„Mein Vater ist flüchtig geworden,““ schreibt sie in den Aengsten jener Stunde: „„man sucht ihn, bald wird seine Flucht kein Geheimniß mehr seyn. Können Sie dieselbe für Herrn Lapierre's Wohl benützen? thun Sie es.““

„Ein edles Weib, das ich verscherzte!“ seufzte August. — St. Amand, von Lapierre angespornt, ging, die Trauernde zu besuchen. Die Nachricht, daß sie nicht arm sey, und daß sie ihren Wohlstand ihrem guten Recht verdanke, sollte die verlassene trösten. Die Männer kannten Theodorinens Seele noch zu wenig.

Nach kurzer Zeit erschien St. Amand bei den Herren Lapierre, die sich zur Abreise rüsteten, und sagte bedauernd: „Sie weigert sich bestimmt, sie schlägt die Rückerstattung aus. „„Obschon ich die Tochter des Herrn Mastalier bin,““ spricht sie, „„dennoch kann ich nie annehmen, was meine Freunde schmerzlich entbehren müssen. Ich glaube nicht an Herrn Lapierre's Unrecht, ich halte sein Anerbieten nur für den Ausdruck einer allzustrengen Gewissenhaftigkeit. Wenn Herr Mastalier jemals zurückkehrte, so mag er thun, was er will, ich acceptire nicht. Die Sache verhalte sich, wie sie wolle — ich hätte nur einen Weg gewußt, der Delikatesse aller Parteien Genüge zu leisten, und dieser Weg ist nicht mehr einzuschlagen.““

Die Männer begriffen den Sinn der letzten Worte Theodorinens, und gaben ihr schweigend und bekümmert Recht.

Nach einigen Jahren indessen war Theodorine des Civilingenieurs Lapierre Gattin und lebte mit ihm zu Rouen, wohin auch der Adjunkt, Stelle, Praxis und die sonnige Heimath verlassend, sich gewendet hatte. — Mastalier war ein Jahr zuvor auf einer abenteuerlichen Fahrt zwischen Brasilien und Havannah im Sturm geblieben.

Die Gastfreunde.

Episode aus dem Leben.

1.

Der Gastfreund zu Falkenau.

Der Waffen und des Ruhmes müde, hatte der Major Norbert dem Dienst im Heere entsagt. Der im Kriege aufgewachsene Soldat liebte nicht die militärischen Spielereien im Frieden; der vom vornehmen Leben der Hauptstadt verwöhnte Weltmann fand keinen Geschmack mehr an den Täuschungen des Lebens. Ländliche Ruhe und Stille, die beschränkteren Kreise bürgerlichen Treibens, die er so zu sagen noch niemals kennen gelernt hatte, reizten ihn. Denn er hatte, nachdem er seinen Panzer abgeworfen, darunter ein kindlich fühlendes, menschenliebendes Herz gefunden, das ihm nicht erlaubte, im einstädtlerischen Lebensüberdruß zu verkümmern. Ruhe für Leib und Seele, Muße, die edle Kunst der Malerei, der er sich ergeben, zu pflegen, einige Menschen, mit denen sich ehrlich und aufrichtig umgehen ließ — mehr verlangte Norbert nicht. Zwei Freunde waren dem leise Anfragenden, wie es Freun-

den ziemt, entgegengekommen. Der Eine, der auf dem Lande wohnte, hatte ihm geschrieben: „Komm, ein Glied meiner kleinen Familie zu werden, und bleibe bei mir immerdar.“ — Der Andere, der in einer kleinen Stadt hauste, hatte geantwortet: „Ich und meine herzlich geliebte Anna erwarten Dich mit Freuden. Niemals sollst Du wieder von uns gehen.“

Dem ältern, geprüfteren Freunde den Vorzug gebend, reiste Norbert mit Sack und Pack nach Falkenau. Das Gefühl bequemer Freiheit, die erwachende Frühlingszeit und die prachtvolle Umgebung des Schloßchens, das wie eine Perle in smaragdener Schaal im Schooß von waldigen Gebirgen lag, stimmten den Reisenden zur Freude. Vorauseilend dem Wagen, betrat er, um seine Gastfreunde zu überraschen, den frischdustenden Park, den zierlichen Blumengarten und den Portikus, unter dessen Säulen der Herr von Falkenau saß, zärtlich umfassen von seiner schönen Gattin und spielend mit einem blühenden Kinde, das er auf den Knien schaukelte.

„Sieh da, eine Gruppe, des besten Malers würdig!“ rief der Major das Gattenpaar an. „Vergebt, daß ich störe, und schenkt mir, dem Gast, nur einen winzigen Antheil an dem Glücke, das ihr so überschwenglich genießt!“ „Willkommen!“ antwortete der ruhige Falkenau mit biederm Handschlag. — „Wir sind ausnehmend erfreut,“ fügte die erröthende junge Frau hinzu. Der Major unterbrach sie, indem er das kleine Mädchen vom Schooße des Vaters hob, in seine Arme nahm und lieblosend sprach: „Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich in diesem Ihrem Ebenbilde, in meinem Pothchen, das ich zum erstenmal sehe, Sie selbst umarme. Falkenau kennt mich schon lange, bei ihm bedarf ich keiner weitem Empfehlung; aber ich hatte bis heute noch nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu seyn, und weiß mich bei der Mutter nicht besser einzuschmelzeln, als indem ich verspreche, bei Ihrer Tochter die

Freundespflichten, die mir die geistliche Verwandtschaft auflegt, in vollem Umfang zu erfüllen."

Elise verneigte sich geschmeichelt, das Kind griff lächelnd nach den glänzenden Augen des freundlichen Pather; Falkenau umarmte den Jugendgenossen mit verdoppelter Wärme. — „Komm, daß ich Dir zeige, wo Du wohnen wirst und wie das Haus Deines Gastherrn bestellt ist," sagte er. Und als sie nun wandelten durch alle Räume des wohlgehaltenen Schlosses, durch die Wirthschaftsgebäude und Gärten, und an das Gitterthor nächst der Landstraße kamen, um den Wagen zu erwarten, der schon aus der Ferne durch Staubwolken heranrollte, sprach der Major zum Freunde: „Höre, ich habe heute unter guten Auspizien Dein Haus betreten. Ich finde Dich glücklich, Dein Haus in schönster Ordnung; eine gesegnete Hand waltet in Deiner Wirthschaft. Du hast das große Loos gezogen, und ich bin ehrlich genug, zu gestehen, wie sehr ich bereue, Dir einst so heftig Deine Heirath mit einem Mädchen unter Deinem Stande widerrathen zu haben. Die Einfachheit, die Natürlichkeit Deiner Gattin, verbunden mit ihrem Ordnungssinn, bilden einen entschiedenen Gegensatz zu der eiteln Verflachung unserer vornehmen Damen. Hätte ich statt der Agnese, die ein Jahr lang meine Geradheit an der Nase führte, eine Elise gefunden! Wohl hätte ich dann der Liebe den Grundsatz geopfert, dem ich stets huldigte: ein Soldat unter den Waffen dürfe kein Weib haben. — Mittlerweile habe ich Zeit und Alles geopfert, um ein Hagestolz zu bleiben; doch kenne ich den Neid der alten Junggesellen nicht, und bin höchlich zufrieden, daß der Himmel Dir an Eheglück zulegte, was ich entbehren muß!"

„Ich danke," antwortete Falkenau nach einer kleinen Pause; „ich hab's in der That besser getroffen, als mancher Andere. Laß uns jedoch von Dir reden; Du glaubst nicht, wie ich mich freue, daß Du endlich einmal da bist. Der

Herzensfreund ist stets von mir am schmerzlichsten vermißt worden. Du wirst Abwechslung in die Eintönigkeit meines Landlebens bringen. Wir werden noch einmal die Vergangenheit durchleben, die Gegenwart erst recht genießen und für die Zukunft unsere Pläne machen. Denn für uns gibt's noch eine Zukunft, denke ich." — „Für mich, den Invaliden mit einer rebellischen Blessur, die mich schon im fünf und vierzigsten Lebensjahr aus dem Felde, vom Dienste und vom Hofe schlägt?" fragte der Major lächelnd.

Da trat die Bonne mit dem Kinde auf dem Arm heran und sagte, indem sie das Mädchen dem Vater übergab: „Die gnädige Frau schicken das liebe Fräulein Paulinchen, um den gnädigen Herrn Papa zu bitten, mit dem Herrn Major umzukehren. Die Collation ist aufgetragen, und die gnädige Frau warten." — „Ei, so wollen wir gleich gehen. Nicht wahr, lieber Norbert?" — „Ja freilich. Galante Leute lassen Damen nicht warten. Der Wagen wird auch ohne unser Zuthun an Ort und Stelle kommen."

Das Allerlei des Beperschmauses war recht gut, der Wein edel. Elise behandelte den Gast mit äußerstem Zu-
vorkommen. Um den Pflichten der Hausfrau zu genügen, nahm sie fast gar keinen Antheil am Gespräch der Männer und mischte nur dann und wann ein unbedeutendes Wort ein, wenn der Major sie höflich in die Unterredung zog. Desters drehte sie den Kopf nach der Thüre, gleich als horchte sie auf ein Geräusch. Wirklich trug auch die Bonne die kleine Pauline in der Säulenhalle auf und ab, schwatzte mit dem Kinde, und dann und wann rief das Kind: Papa, Papa! Elise zischelte dem Gatten in's Ohr. Falkenau erwiderte mit einem ruhigen Kopfschütteln. Elise wurde roth und sah auf ihren Teller nieder; die Männer redeten weiter. Auf einmal stand Elise auf, verbeugte und entfernte sich. — „Entschuldige sie, lieber Norbert, sie ist ganz närrisch mit dem Kinde und kann nicht lange ohne

dasselbe seyn.“ — „Nichts natürlicher, lieber Falkenau. Das erste Kind — und die Mütter alle sind überhaupt nicht anders.“

Als der Major eine Weile darauf ging, um nach seinem Gepäck zu sehen, und an der offenen Thüre von Elisens Zimmer vorüberschritt, sah er die Hausfrau darin allein am Fenster sitzen, ernsthaft und müßig. Paulinchen wurde aber im Garten spazieren getragen. Als der Major eine Minute darauf zurückkam, war Elisens Thüre zugemacht. Falkenau ging noch allein, wie zuvor, im Speisezimmer auf und ab. — Die Herren ritten aus, um die Feldgüter, die zum Schlosse gehörten, zu besehen. Bei ihrer Rückkehr empfing sie Elise, obgleich es schon dämmerte, am Eingang des Hauses, Paulinchen auf dem Arm. „Wer kommt da, mein Liebchen?“ — „Papa, Papa!“ — „Ist so lange ausgeblieben, der schlimme Papa!“ Falkenau sprang vom Pferde und empfing sein Töchterchen freundlich aus der Mutter Händen.

Die Dame war beim kleinen Souper die artigste aller Hausfrauen. Da hie und da von Wirthschaftsangelegenheiten die Rede war, sprach sie ganz bescheiden mit. Ihr Lieblingsgedanke schien zu seyn, Alles so sparsam als möglich einzurichten. — „Ich kann den Ueberfluß, das sogenannte Wohlleben nicht sehr billigen,“ sagte sie einmal mit ihrer sanften Stimme; „das Zubiel ist nur in der Kasse gut. Wer weiß denn, was uns noch bevorsteht? Schon Viele sind aus reichen Leuten arme geworden, und wer hilft dann? Auch ist gerathen, vor Allen für die Kinder zu sorgen.“ — „Allerdings, gnädige Frau,“ versetzte der Major und konnte nicht begreifen, warum Falkenau unruhig auf dem Stuhle rückte. „Ich bin ein Anhänger Ihres Systems. Da wir aber von den Kleinen reden, was macht mein Pothchen? Ist es schon mit Sandmännlein schlafen gegangen?“ — „Nicht doch,“ entgegnete Elise etwas lebhaft; das arme Kind kann schon jetzt nicht mehr

einschlafen, wenn es nicht den Papa umarmt hat. Ich wette, Lina wartet draußen vor der Thüre."

Als wie auf ein verabredetes Stichwort schrie das Kind draußen: „Papa!“ — „Hören Sie, Herr Major? Erstaunlich ist die Liebe der Kleinen zu ihrem Vater. Bist Du diesen Abend besser gelaunt, als am Nachmittag, lieber Emil? Erlaubst Du, daß die arme Kleine hereinkomme, um Dir „gute Nacht“ zu sagen?“ Falkenau machte eine ungeduldige Bewegung. Der Major nahm aber das Wort: „Ei, warum sollte er nicht? Das schickt sich wohl. Lassen Sie das Püppchen nur herein.“ — „Ich liebe nicht, daß die Kleine meine Gäste incommodire!“ — „Siehst Du, Emil, daß der Herr Major nichts dagegen hat? Er würde ein sehr zärtlicher Vater seyn,“ sagten Mann und Frau zugleich. Die letztere ließ das Kind herein. Das arme Wesen war vom Schläfe überwältigt und kannte den Papa nicht mehr; dennoch schrie es, von der Mutter in den Arm genommen, mit zufallenden Augen den wohlerlernten Anruf und duselte wieder ein unter dem Kusse des gerührten Falkenau. Die Mutter entfernte sich mit der Kleinen und sprach Abschied nehmend zum Major: „Lassen Sie sich's unter unserem genügsamen Dache gefallen. Ich freue mich Ihrer Ankunft doppelt, da mein Emil jetzt besserer Laune seyn wird, als früher. Nicht wahr, lieber Emil?“ Indem sie von dem Gatten auf die Stirn geküßt wurde, flüsterte sie ihm zu: „Du bleibst nicht gar zu lange, gelt?“ und verschwand. Der Major hatte die Frage vernommen und wunderte sich keineswegs, als Falkenau nach einer halben Stunde zu ihm sagte: „Ich denke, wir wollen zu Bett gehen. Du wirst müde seyn, lieber Norbert?“ — Ach ja, ein wenig, lieber Falkenau."

In den nächsten Tagen war Elise gepuht, schön wie ein Engel. Die äußerste Güte war über ihr ganzes Wesen verbreitet. Sie machte sich ein Geschäft daraus, dem Gast als die gefälligste Wirthin zu erscheinen. Sie redete schon

vertraulicher mit ihm und freute sich, in seiner Gesellschaft einst den langen Winter verleben zu können. Ihre freundschaftlichen Versicherungen wurden zwar nicht im correctesten Deutsch, aber mit vieler Herzlichkeit gegeben. Was Falkenau in seiner schlichten Weise nur andeutete, führte die Frau eifrig aus, sorgte für des Majors Bequemlichkeit und Wohlbehagen, machte Pläne zu Zimmereinrichtungen für die Folge, redete, als ob dieses trauliche Zusammenleben niemals aufhören sollte. — Norbert, gerührt von solchem Beginnen, überbot sich seinerseits in den höflichsten Achtungsbeweisen, plauderte oft und viel mit dem lallenden Kindelein, erheiterte den kleinen Abendkreis durch seine Erzählungen, malte das Porträt der Frau für den Mann, Falkenau's Bild für Elise, und suchte so wenig als möglich zu geniren. Spaziergänge und Spazierfahrten der Gesamtfamilie wurden beliebt. Auf einem der letztern kamen die Falkenauer nach Dirlingen, dem kleinen Städtchen, wo der zweite von Norberts Freunden, Auerbach, mit seiner geliebten Anna wohnte. Der Garten eines saubern Gasthofs vor dem Thore war der Ort der Zusammenkunft für die Honoratioren des Städtchens; Norbert hatte jedoch für diesmal nur Augen für den lebhaften, bald drolligen, bald sentimentalen Auerbach und für seine nicht alltägliche Frau. — Der Erstere überfluthete den Major mit einer Menge von zärtlichen, wohlgewürzten Vorwürfen, daß er Falkenau vorgezogen. Anna dagegen, eine ernste, blasse Frau mit schönen dunkeln Augen, stimmte nicht nur in dessen Ton nicht ein, sondern sie sagte öfters zu ihrem Manne: „Warum diese Zudringlichkeit, mein lieber? Der Herr Major hat nach seinem Geschmack gewählt, und ich für meinen Theil glaube, daß er gut gewählt hat. Er wohnt unstreitig angenehmer zu Falkenau als hier, und namentlich bei uns. Glauben Sie mir, Herr Major, wir sind nicht die unterhaltendsten Leute in Dirlingen.“ — „Ei, Du liebenswürdige Schelmin!“ lächelte Auerbach seiner Anna zu,

die gar nichts Schelmisches in den Augen hatte. „Du machst Dir und mir ein schlechtes Compliment, und man sollte glauben, Du wärest recht sehr froh, daß Norbert unserem Freunde den Vorzug gegeben?“ Er küßte schäfernd die Fingerspitzen seiner Frau. Anna erröthete etwas, dann richtete sie den Blick auf Norbert und sagte ruhig: „Ich bin überzeugt, daß Dein Freund meine Worte nicht übel gedeutet hat. Er kann versichert seyn, daß seiner die herzlichste Aufnahme wartet, wenn er unser Haus zum vorübergehenden oder ständigen Aufenthalt wählen wollte. Doch wiederhole ich: unsere Einförmigkeit würde ihn schwerlich fesseln.“ — „Wenn ich den Versuch machte?“ fragte der Major scherzhaft. — „Sie sind noch einmal eingeladen, Herr Major.“ — „Bravo!“ rief Auerbach aus. „Probire und wähle dann auf's Neue!“ — „Das müßt' ich mir verbitten,“ sagte Falkenau, ohne zu spaßen; „welch eine Schmach für mich und Elise, wenn Norbert sich von unserem Landleben abspenstig machen ließe! Nicht wahr, mein Engel?“ Er drehte sich zu Elise, die ihr Gesicht hinter der kleinen Lina versteckt hatte und gleichgültig herüberfragte: „Was sagst Du, Emil?“

Norbert hieb den Knäuel in einander gesponnener Redensarten entzwei, indem er rief: „Durchdrungen von Dank für die Freundschaft, die Sie Alle mir zeigen, will ich die Parteien zufrieden stellen, indem ich dem Freund Falkenau verspreche, bei ihm zu bleiben, so lange er mich gerne bei sich steht, und dem Freund Auerbach zusage, ihn von Zeit zu Zeit auf ein paar Tage zu besuchen, wenn seine Frau nichts dagegen hat.“ Anna verneigte sich, Elise gähnte und sah nach der Uhr. — „Du hast noch keine Sylbe mit der Auerbach geredet!“ lispelte ihr der Gatte in's Ohr. Inbessen faßte Auerbach den Major unterm Arm: „Komm mit mir, daß ich Dir vorläufig die Reize unserer Stadt zeige. Um so eher wirst Du Dich bewogen finden, Deinen Besuch bei uns bald abzustatten. Wir wollen den guten

Falkenau bei den Damen zurücklassen, die endlich ihr Gespräch eröffnen werden, wenn sie ungestört ihre Urtheile über den Fremdling austauschen können.“ — „Ich wünsche, daß ihr Urtheil gnädig seyn möge,“ setzte Norbert hinzu, und sie wandelten nach der Stadt. Das Nest war sehr unbedeutend, Auerbach's Haus das schönste im Orte, sein Garten hübsch, aber etwas melancholisch stimmend; die Spaziergänge um's Städtchen waren sehr ordinär. „Es ist hier Alles nicht so schön wie in Falkenau,“ gestand selbst der Führer, der aus dem angefangenen spaßhaften Ton in einen ernsthaften gerieth. „Dennoch thut mir leid, daß Du Falkenau bewohnst, weil Du unmöglich dort bleiben kannst.“ — „Unmöglich? möglich, aber welchen Grund gibst Du an?“ — „Die Frau wird Dich nicht leiden.“ — „Oho!“ — „Gedenke meiner, Elise ist ein schlimmes Weib.“ — „Oho! oho! Du faselst.“ — „Nicht doch. Falkenau ist der beste Mensch, aber sie hat ihn, wie man sagt, in der Tasche.“ — „Das hab ich nicht bemerkt. Die sanfte, blonde Frau? Wie finge sie's an, den trockenen Emil zu meistern?“ — „Sie ist schlau, ist nebenbei beschränkten Verstandes und sehr vernachlässigter Erziehung.“ — „Mag seyn, aber was Du eben sagst, schlägt nieder, was Du vorhin behauptet hast.“ — „Mit nichten: beschränkte Leute gehen dreister ihrem Ziel entgegen als kluge. Die Schlaubeit des Beschränkten greift zu Mitteln, die dem unbefangenen Gescheiten unerwartet kommen; die verwahrloste Erziehung zunächst läßt Vorurtheile und Leidenschaften blind walten. — „Du versündigst Dich an einer guten Frau.“ — „Die Frau, ich wiederhole es, ist falsch. Sie liebt ihren Mann nicht halb so innig, als sie sich anstellt. Aber sein Werben hat ihrer Eitelkeit geschmeichelt, dem Ehrgeiz ihrer Krämer- und Schreinersippchaft gefallen. Was that sie nicht Alles, um ihrer plebejischen Sphäre zu entkommen! Der redliche Falkenau ging in's Garn, machte sie reich, die Vermögen-

lose, machte sie zur Edelfrau, und siehe, er hat ein Juwel gefunden, das nicht in die Welt seines Standes taugt. Elise flieht die Gesellschaft, weil sie sich darin nicht zu bewegen versteht; sie isolirt den Gatten, damit er nicht vergleiche und zur Erkenntniß komme, sie klammert sich eifersüchtig an ihn und bestriekt ihn mit allerlei List und Kunst, um sich ihm unentbehrlich zu machen. Ist sein Tisch gut besetzt, so nimmt sie den Ruhm hinweg, obschon sie, wenn gleich bürgerlich erzogen, jeden Braten verbrennt, wogegen die Köchin das Beste thun muß; ist der Tisch allzu frugal bestellt, so hält sie ihm eine Sparsamkeits-Vorlesung. Bewundert Falkenau eine Blume, so hat Elise sie gepflanzt, wenn's hundertmal der Gärtner gethan; findet Falkenau zum Geburtstagsgeschenk eine Sticerei oder Aehnliches auf seinem Tische, so ist gewiß Elise die Verfertigerin gewesen und hat heimlich ganze Nächte hindurch daran gearbeitet, wenn sie schon die Herrlichkeiten erst Tags zuvor in der Stadt bei ihrer Modelieferantin kaufte. Denn sie ist träge, während sie stets von Geschäften spricht, ungeschickt, wenn gleich ihre Kunstfertigkeit geschickt anpreisend, unwissend, wenn gleich sich anstellend, als schweige sie nur aus Bescheidenheit. Kurz, indem ich Alles zusammenfasse: sie liebt nicht ihren Mann, sondern nur seinen Stand und seinen Reichthum; sie liebt nicht ihr Kind als solches, sondern als ein Mittel, den Mann zu fesseln, und weiß Gott, sie hat das kleine Wesen schon übergenu drossirt, daß es dem redlichen, gutmüthig blinden Emil überall anhängt wie eine Klette. Wenn sie aber nicht Mann noch Kind, sondern nur sich selbst liebt, wird sie die Freunde ihres Mannes, die ihm den Staar stechen könnten, mit guten Augen ansehen? Ach nein, und je freundlicher ihr Mund plappert, je eifriger und gutherziger sie sich benimmt, je weniger würde ich ihr trauen."

"Halt ein, Du lose Zunge!" unterbrach der Major seinen Cicerone: „die Klatscherei scheint euch Kleinstädtern

mit Fug und Recht vorgeworfen zu werden. Hebe Dich von dannen, möchte ich sagen, wenn ich Dich nicht trotz Allem lieb und werth achtete. Was Du gesprochen, ist wenigstens übertrieben, als ob eine alte Jungfer — eine von den unangenehmen, denn es gibt gar viele Empfehlenswerthe unter den Unvermählten — ihre Galle damit hätte fühlen wollen. Was kann Dich jedoch vermögen, so unbarmherzig zu seyn? Bist Du selber nicht glücklich in Deinem Ehestande?" — „Frage die ganze Stadt,“ erwiderte Auerbach selbstgefällig; „darüber ist nur Eine Stimme. Meine theure Anna liebt mich zärtlich, und wird von mir auf den Händen getragen, wie sich's gebührt. Ich könnte Dir grollen, daß Du meine Anna mit jener Elise vergleichen möchtest, von der Du wahrlich viel mehr erfahren wirst, als Dir lieb ist. Freilich ist Elise schöner; ich kann nicht begreifen, woher sie die prächtigen hellen Farben hat, und ich möchte sie für geschminkt halten.“

Der Major lachte ihm in's Gesicht. Auerbach fuhr fort: „Ihr Puß ist geschmackvoll, hebt ihren Wuchs außerordentlich. Sie weiß durch ihre Koketterie den guten Bur-schen, ihren Gatten, zu verblenden, zu verblüffen. Ihre Zähne, ihre Hände, ihre Haare, ihre Augen, ich gestehe es, sind charmant. Ihre Füßchen — ich gebe zu, daß Falkenau unter den niedrigsten Pantöffelchen der Welt steht....“ — „Du geräthst in Begeisterung, Freund!“ rief Norbert lächelnd; „wie soll ich's verstehen, daß Du Deine Feindin über Alles preisest?“ — „Meine Feindin? Gott bewahre! Sie hat ihre Schwächen, vor diesen wollte ich Dich warnen. Alles Andere gehört in ein anderes Kapitel!“ Auerbach brach hiemit, sichtlich betroffen, die Unterredung ab. In wenigen Minuten waren die Freunde wieder bei der übrigen Gesellschaft.

Geschichte und zeitgemäße Einflüsterungen verfehlen selten, auch beim Unbefangenen, ihren Zweck ganz und gar.

Obſchon den Warnungen Auerbach's wenig vertrauend, fand ſich Norbert dennoch bewogen, Eliſen's Rede und Betragen in eine ſtille Aufſicht zu nehmen, und die Parallele zwiſchen der Frau von Falkenau und Auerbach's Gattin fand ſich dann von ſelbſt. Die Vergleichung fiel zum Vortheil der letztern aus, die eine tiefe Gemüthlichkeit und eine ausgezeichnete Bildung zu beſitzen ſchien, während Eliſe nur flache Empfindungen äußerte und gar häufig in den Schlingen einer verwahrloſten Erziehung ſtrauchelte. Das Hauptſymptom derſelben, die gährende Langeweile bei jedem andern als gerade hausbackenen Geſpräch, der Ueberdruß an Allem, was ſonſt dem kenntnißreichen oder wißbegierigen Menſchen intereſſant erſcheint, war in der Emporkommenen nicht zu verkennen. Eben ſo wenig fehlten die ungeglätteten Manieren früherer Lebensweiſe. Unzugänglich dem Scherze, gleichgültig dem Ernſte — ſchwächern Naturen iſt eigen, den Scherz immer zu mißverſtehen und den Ernſt nicht zu würdigen — lächelte ſie nur, um ihre ſchönen Zähne zu weiſen, und wurde verdrießlich, da ſich die Unterhaltung in die Länge zog. Sie ſtieß den Gatten leiſe an, winkte ihm mit den Augen, klagte über die Müdigkeit ihrer lieben Kleinen, und bemerkte unaufhörlich, daß die Zeit, heimzufahren, vor der Thüre ſey. Emil überſah lange dieſe Demonſtrationen. Endlich ließ Eliſe damit nach, verſchloß ſich aber in ſtilles Schmollen, ohne von irgend Jemand, als nur von ihrem Kinde, Notiz zu nehmen. Das wirkte nun bei Falkenau, daß er ſelber das Zeichen zum Aufbruch gab. — Beim Abſchied beurfundete ſich eine nicht undeutliche Mißſtimmung unter den Frauen. Auerbach und Falkenau gaben ſich kalt die Hände. Der Major ging, voll Höflichkeit und Rückſicht begrüßt, von Hirſlingen weg.

Weil die ſtumme Feindſeligkeit Eliſen's gegen ihren Mann noch im Wagen fortbauerte, ſetzte ſich Norbert zum Schlafen zurecht und wunderte ſich nicht wenig, daß die

junge Frau gerade mit ihm zu reden begann. „Wie gefiel Ihnen Hirlingen, Herr Major?“ — „Um, die Stadt ist schlecht, und man muß eben nicht gerade von Falkenau kommen, wenn man die Umgebungen des Städtchens nur leidlich finden will.“ — „Das meine ich auch. Am besten ist man immer zu Hause. Gelt, Lina, du Zuckerpüppchen? Wickle Sie mir das Kind brav ein, Karoline, daß dem armen Schelm der scharfe Luft nichts thut. Ziehe Sie den Mantel recht zusammen!“ *) Das Kind schrie „Papa!“ — „Schweig still, mein armes Kind, der Papa schläft; laß ihn nur heute schlafen, Lina!“ — Emil, ob schon nicht schlummernd, sondern nur blinzeln mit den Augen, rührte sich nicht. „Wie haben Sie aber Auerbach's gefunden, Herr Major?“ — „Ei, der Mann ist noch so ziemlich der Alte, die Frau sah ich zum erstenmale, und weiß daher noch nicht, was ich von ihr sagen soll.“ — „Das glaub' ich, Tuckmäusern steht man nicht auf den Herzensgrund.“ Emil hustete etwas ärgerlich, der Major antwortete nicht. Elise fuhr, in den zweideutig mitleidigen Fraubasenton fallend, fort: „Je nun, die Leute sind wohlhabend, man verschreit sie als reich — nun, es ist nicht alles Gold, was glänzt — aber gesetzt auch, es hätte seine Richtigkeit mit der halben Million — ich würde nicht mit ihnen tauschen um Alles in der Welt nicht.“ — „Wie so, gnädige Frau?“ — Nach einer Pause, als wie mit sich selber streitend, ob sie es sagen solle oder nicht, versetzte Elise: „Drum sind die armen Leute eben gar nicht glücklich!“ — „Was Sie sagen! Und er versicherte mir doch —“ — „Ja, ja; er

*) In gewissen Gegenden Süddeutschlands existirt in der Volkssprache der Accusativ nicht, und die Luft ist männlichen Geschlechts. Alle noch später vorkommenden Abweichungen von der Sprache der Gebildeten sind in jenem Dialekte zu Hause.

Anm. d. Verf.

verheimlicht sein Unglück, der arme Mann, das ist weltbekannt. Meinen Sie, wie ihn die Frau plagt? Und er ist doch der beste Ehemann, meinen Emil gar nicht ausgenommen.“ — „Hm, hm!“ flüsterte Falkenau. — Elise gab nicht Acht darauf und sprach, auf dem schnellen Flusse der Redseligkeit schwimmend, weiter: „Jedermann und namentlich jeder Mann,“ sie lachte über den Wortwitz, „hat seine Schwächen und seine Launen. Das ist präcis bei Einem wie beim Andern. So hat auch Herr Auerbach die seinigen. Er ist zum Exempel eitel, eitel — Sie können nicht glauben, wie sehr!“ Elise neigte sich vertraulich zum Major und sagte halblaut, Emil mußte es indessen hören: „Es ist noch nicht lange — aber Sie sagen's nicht weiter — so hat er mir die Cour gemacht und sich eingebildet, ich sey in ihn verliebt. Ich bitte Sie, die Meinung von sich! Ich hab ihm freilich, wie's eine brave Frau thun muß, geantwortet, doch konnte ich ihm eben nicht böse seyn, weil ich weiß, daß er ein Fegfeuer im Hause hat. Auch ist er seither ganz brav und ordentlich gewesen, und ich hab' Alles vergessen.“ — „Das ist christlich, gnädige Frau. Wenn Sie jedoch die Güte haben wollten, mir zu sagen, was denn die Frau —?“ — Elise unterbrach ihn heftig: „Was sie für ein Drache ist? Das will ich Ihnen sagen. Ein eitler, verzogener, geiziger, eifersüchtiger, ränkeschmiedender Drache. Sie hat ihm ein paar Schillinge zugebracht und pocht darauf. Ihr Vater, der Kommerzienrath — nun, man weiß, wie er's als Amtmann getrieben und wie er reich geworden — ihr Vater geht einher wie ein Goliath, als ob er Späßen unter'm Hut hätte. Er grüßt keinen Menschen auf der Straße und gerade so ist auch sie. Sie soll einmal schön gewesen seyn — man sieht freilich wenig mehr davon — aber gelehrt ist sie noch geblieben wie zuvor, zu ihres Mannes Desperation. Weil sie glaubt, schön zu seyn und Bücher machen zu können — weil sie

Geld hat, daher der Hoffart, daher ihr Krattel. *) Er ist natürlich, sie sitzt immer auf dem hohen Pferd. Er macht gern Spaß, sie spielt immer die Frau von Mondschein. Er ist voll Zärtlichkeit, sie voll Dünkel und Abneigung. Wo sie kann, dreht sie ihm den Rücken zu. Die Mägde können nicht genug erzählen von dem garstigen Leben bei Auerbach's. Es bleibt auch keine lang, denn die Madame läßt, wenn der Mann nicht zu Hause, ihren Zorn an den Dienstboten aus, die — nebenbei gesagt — nicht satt zu essen haben. Er trägt, und schweigt und maskirt, was er kann — aber, du mein Gott! was man weiß, weiß man. Wenn ich erzählen wollte — aber besser ist's, ich schweige.“ — „Das meine ich auch,“ brummte Emil. Elise achtete noch immer nicht auf ihn. „Kein Wort wäre über meine Zunge gekommen, wenn Sie nicht hier fremd wären, Herr Major. Aber Sie müssen wissen, wer Sie umgibt. Ihnen das zu sagen, ist meine Schuldigkeit. Ich will indessen von den Grundsätzen der Auerbach schweigen. Wir sind ein paar Jahre neben einander aufgewachsen, wir waren mit einander im Kloster. Freilich, eine kleine dumme Gans, wie ich, durfte sich nicht neben der gelehrten Mamsell groß machen; aber daß sie im Gemüth nicht viel taugte, begriff ich bald. Wenn ich schwätzen wollte — nun, bei Ihnen ist's etwa überflüssig, Herr Major, denn Sie sind nicht mehr jung; aber die Kofette ist noch allen Männern gefährlich worden. Jung und alt, sie weist keinen Anbeter von der Hand, und auf die Ehemänner hat sie's besonders abgesehen — Hast Du etwas gesagt, Falkenau?“ setzte Elise spitzig hinzu. Er erwiderte trocken: „Nichts gesagt, aber recht lebhaft gedacht, daß es einmal Zeit wäre, Dein liebloses und unverständiges Klatschen über eine sehr treffliche Frau einzustellen. Punktum.“ — „Du nimmst recht lebhaft Partei für Madame Auerbach! hm, weiß ich doch,

*) Hochmuth.

warum!“ — Punktum, sage ich.“ — „Du hast Dich heut so gut mit ihr unterhalten! wolltest gar kein Ende finden! wärst wohl lieber in Hirlingen zurückgeblieben!“ — „Elise! willst Du mich zwingen, Dich noch einmal zur Ordnung zu weisen?“

Die Frau schwieg nun plötzlich. Sie zog den Schleier vor's Gesicht und schmolte abermals. — Im Wagen wurde Alles still, wie überhaupt in der ganzen Gegend, die Nacht rückte heran. Das Schloßchen war bald erreicht. Ohne ein Wort zu sprechen, verschwand Elise mit Kind und Amme in ihren Zimmern. Als das Abendessen aufgetragen wurde, meldete der Bediente, die gnädige Frau würde sich nicht dabei einfinden. — „Schon gut,“ bemerkte Emil trocken. Dann sagte er, allein mit dem Freunde, zu demselben: „Entschuldige, ich bitte, den Mangel an Delikatesse, den meine Frau den ganzen Abend hindurch gezeigt hat. Ihr Herz ist nicht böse, gewiß nicht, aber —“ — „Schon gut, kein Wort davon,“ antwortete der Major, und das Gespräch ging auf ein anderes Thema über. — An selbigem Abend indessen konnte die kleine Pauline plötzlich einschlafen, wie ein gewöhnliches Kind, ohne nach dem Papa zu verlangen.

Am Morgen fing aber die Blokade erst recht an. Kein weibliches Wesen ließ sich im Hause sehen. Die männliche Dienerschaft, verstohlen lächelnd und unbeholfen, versah nothdürftig und nachlässig alle Geschäfte. Die Dame und Pauline, sonst der Mittelpunkt alles Lebens in Falkenau, blieben unsichtbar, als wären sie auf Reisen gegangen. Der Herr von Falkenau ging umher wie ein gepeinigter Mensch, hing bald den Kopf, bald stellte er sich trotzig an, vermied, seine Bedienten anzusehen, und um so viel mehr wich er dem Major aus. Dieser, obschon neutral zwischen den zürnenden Mächten, verspürte ein Unbehagen, als ob er auf Nadeln sitzen müßte. Alle die kleinen Aufmerksamkeiten, womit ihn Elise anfänglich geflissentlich überhäuft hatte,

waren suspendirt, eine nachlässige Behandlung war an die Stelle getreten. Der Major machte Reflexionen über Auerbach's Warnungen. Er fing an, in den Handlungen der Hausfrau einen gewissen Zusammenhang, einen festgesetzten Plan zu ahnen. — Um jedoch auf den Grund zu kommen, sagte er, nachdem das sonderbare Leben ein paar Tage gedauert hatte: Ich will mich etwas in der Gegend umsehen und werde einige Tage ausbleiben. Sorge, lieber Emil, daß ich den Frieden auf dem Kriegsschauplatz wiederfinde.“ — „Pah!“ erwiederte Emil, sich überhebend, „wofür hältst Du mich? Ich, das erste Wort geben? Warum nicht gar! Beim Licht besehen, möchte ich Dich wohl begleiten.“ — „Keineswegs, mein Alter, willst Du das Uebel ärger machen?“ — Emil hing wieder den Kopf und sagte kein Wörtlein mehr.

Als nach Verfluß einer Woche Norbert wieder eintraf, war das Elystum nagelneu hergestellt. Der Himmel war wieder offen und Elisen's „Willkommen!“ trug den Stempel der Ehrlichkeit. Die Gatten waren so zärtlich, die Wirthschaft ging wieder ihren leisen, wohlthuenden Gang, Paulinchen war abermals der Anfang und der Mittelpunkt und das Ende aller Dinge in Falkenau. Der Major wünschte sich Glück zu seiner leichten Kurmethode, und Emil dankte ihm dafür. „Wie Du Recht hattest!“ sagte er, „Du kennst die Weiber, die nicht gern vor einem Dritten ihre Fehler eingestehen! Meine Elise ist im Grunde eine herrliche Seele. Sie weiß eine Uebereilung so schön zu bereuen! Solche kleine Stürme am jungen Ehestandshimmel haben etwas Reizendes; sie zaubern uns zurück in die Zeit der ersten Liebe, wo selbst die Freude ihre Qual und die Qual ihre Freude mit sich führt.“ — „Mag seyn, Emil. Nur möchte ich rathen, die Stürme so selten als möglich zu machen.“ — „Allerdings, Norbert. Wir haben, Elise und ich, uns das Wort darauf gegeben. Du wirst

sehen, Du wirst sehen, erst jetzt werden wir in Arkadien leben. Alle Mißverständnisse sind gelöst."

"Gott sey Dank," dachte der Major und betrat wohlgefällig seine Zimmer, die mit Blumen und Festons und allerlei Spielereien des Luxus verziert waren. „Ah!“ sagte er lächelnd, indem er sich zu seinem Bedienten wendete, „das ist ja allerliebste. Wem verdanke ich diese prächtigen Bouquets?“ — „Die gnädige Frau haben sie daher gesetzt, eigenhändig.“ — „Charmant: und die Laubgewinde und die Singvögel in den blanken Kästchen?“ — „Die gnädige Frau“ u. s. w. — „Ich bin außer mir; aber dieser wunderschöne Teppich? die niedliche neue Pendule auf dem Kamin?“ — „Alles die gnädige Frau“ u. s. w. — Norbert war entzückt und bemerkte daher nicht, daß der Bursche sein Gesicht verzog, als er hinausging.

„Eine vollständige Metamorphose!“ fuhr der geschmeichelte Hausfreund für sich fort. „Was doch eine Versöhnung nicht alles thut!“ — Als er am Spiegel vorüberging, zupfte die so lang schlummernde Eitelkeit den Soldaten am Armel. „Sollte etwa . . . ?“ fragte er sich lächelnd und beschaute sein Antlitz, das dem tapfern Schwedenkönig Gustav Adolph zu gleichen die Ehre hatte. — Im nächsten Augenblicke aber zupfte er sich selber an der Nase und flüsterte gutmüthig spottend: „Alter Gesell, unterm Helm ergraut, wie kindisch auf einmal? — Ich bitte Dich um Verzeihung, guter Emil, der Du ein Adonis, gegen mich gehalten, und dabei zehn Jahre jünger bist. Verzeihen auch Sie, meine beste, gnädigste Frau, daß ich Sie einen Augenblick im Verdacht eines so schlechten Geschmacks haben konnte!“ Er drehte sich bei den letzten Worten, die er laut genug gesagt haben mochte, um, und schaute verwundert in Elisen's verlegenes Gesicht. Er wußte sich kaum zu fassen; Elise kam ihm darin zuvor, und redete ihn mit vieler Mundfertigkeit an: „Ich wußte nicht, was ich Ihnen zu verzeihen hätte, Herr Major, aber

der Geschmack in den Verzierungen dieses Zimmers mag freilich nicht der modernste seyn. Drum sind wir auf dem Lande und kommen allzufelten in die Stadt. Aber ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich störe, indem ich nachsehen wollte, ob alles in Ordnung ist. Wenn Ihnen irgend etwas fehlen sollte —“ Der Major antwortete mit vielen Komplimenten und Dankfagungen. „Da hätte ich denn auch eine kleine Bitte an Sie, liebster Freund,“ hob endlich die Dame an. — Der Major führte sie zum Sofa, setzte sich ihr gegenüber und neigte, um zu hören, sein Haupt freundlich zu ihr hernieder. Elise sprach mit gar süßen Lauten: „Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, daß unser Emil etwas melancholische Natur angenommen hat? Er fängt Grillen und quält sich und Andere damit bis auf's Blut. Zum Glück lieb' ich ihn so sehr, Herr Major, daß meine Geduld — doch es ist wider den Respekt, daß ich von mir rede —“ — Norbert versicherte sie, mit Lachen kämpfend, daß sie im Irrthum sey. Emil sey sehr wohlgelaunt, und liebe sie wenigstens, wie sie ihn. Dennoch schüttelte sie den Kopf, seufzte und versetzte: „Ich muß das besser wissen, das sehen Sie ein, Herr Major. Die Einförmigkeit unseres Landlebens sagt ihm nicht mehr vollkommen zu. Ich weiß ihn zwar nicht gern auswärts in Zerstreungen versunken, sobald er allein ist, denn er ist so leicht zu lenken —“ — „Ein Vortheil für Sie, meine Gnädige.“ Sie verneigte sich erröthend. „Ich danke Ihnen. Aber was er thut, ist stets sein freier Wille. Sie sehen ja, daß er handelt, wie er nur mag. Es darf auch nicht anders seyn. Der Mann soll Herr im Hause seyn. Ich möchte keinen Mann, der — doch, wo bin ich stehen geblieben?“ — „Sie sagten, Emil sey so leicht zu lenken.“ — Ja so; und er sey melancholisch und ich wünsche durchaus, daß er sich auswärts — dann und wann — Zerstreung mache — nicht ohne Ihre Begleitung jedoch, Herr Major! Hören Sie? Sie vermögen Alles über ihn.

Bereden Sie ihn zu kleinen Ausflügen; aber um's Himmels willen sagen Sie nicht, daß ich Sie darum gebeten habe. Versprechen Sie mir das." — „Weil Sie's wünschen, gut. Ich sag' ihm nichts von Ihren Befehlen. Um so inniger wird sein Dank seyn, daß Sie seiner Freiheit kein Hinderniß in den Weg legen." — „Will ich denn einen Dank? Ist mir nicht sein Wohlbefinden das Höchste? Sobald er heiter ist, bin ich glücklich, und Sie werden ihn — denn er lebt nur in Ihnen — immer heiter und wohlbehalten zurückbringen; nicht wahr?" — „Ohne Sorge, gnädige Frau." — Jetzt empfehle ich mich Ihnen. Seyn Sie nicht böse und halten reinen Mund. Sind die Blumen Ihnen angenehm?" — „Sie sind wunderschön." — „Die Blumen, meinen Sie doch? Ja wohl, ich habe die schönsten selber abgeschnitten. Die Festons — nehmen Sie vorlieb mit meiner ungeschickten Hände Arbeit. — Der Teppich — gelt, der ist etwas bunt? — Ich habe just kein schöneres Muster gehabt und wollte ihn doch schnell fertigen, damit —" — „Wie Alles Ihrer Hände Werk? Wie soll ich das Gefühl aussprechen?" — „O, ich bitte, loben Sie mich nicht allzusehr, ich werde sonst eitel. Wenn die tausend Hausorgen nicht wären, ich wollte schon Besseres zu Wege bringen. Noch einmal: nehmen Sie vorlieb und vergessen nicht, warum ich Sie bat."

„Eine originelle, aber treffliche Frau," sagte der gute Major zu sich selber. „Wie hab' ich sie verkannt! Die Güte und Ehrlichkeit selber, und die spießbürgerlichen Reste, die an ihr kleben blieben, machen sie noch pikanter. Pfui, Du böser Auerbach! In diesem Hause will ich leben und sterben, da ich doch einmal nicht so klug war, eine Elise zu finden. — Wie schön sie zu bitten weiß! und die niedliche Schlaubeit neben der Herzlichkeit! Wie fein sie mich zum Hüter ihres Mannes bestellte, die kleine Eifersüchtige! Kurz, sie gefällt mir um und um. Wie ich's nur anfangs, um ihre übergroßen Gefälligkeiten zu vergelten?"

Er dachte an irgend ein kostbares Geburtstagsgeschenk für sein Pätzchen, aber die Gelegenheit, zu vergelten, ließ sich nicht so lang erwarten. Von nun an präsierte das Kind alltäglich bei Tische, mit all seinen Unarten, seinem Geschrei und seinen stets wiederkehrenden Dressurpöffen und Dressurzärtlichkeiten. An ein vernünftiges Wort war bei Tische nicht mehr zu denken. Erschien das Dessert, so erhielt Emil das Kind von der Mutter, stopfte es mit Leckereien, und die häusliche Zärtlichkeit wurde von Papa und Mama um die Wette zur Schau getragen; für den dabei sitzenden Gast ein leidiges Schauspiel, das täglich mit denselben Akten, Verwandlungen, Späßen und Katastrophen aufgeführt wurde. Zum Unglück hielt die Tafel selbst den Major nicht lange schadlos. Sie wurde immer frugaler, nüchterner, bald lüdenhaft, endlich karg und filzig. — Bald konnte Norbert sich nicht mehr mit den Zufällen eines einzelnen Tages trösten, und selbst Emil, der in der Freude über die Restauration seines Hausglücks die magern Brühen und die verkohlten Braten übersehen hatte, fing an zu stutzen und seine Mißbilligung, wenn auch leise, zu äußern. — Die Rüge in Scherz verkehrend, stimmte der Major mit ihm ein — und plötzlich gab es eine Scene, und auf Sonnenschein folgte Regen. Elise brach in Thränen aus und endlich in bittere Klagen, daß dem Gatten in seinem Hause nichts mehr recht sey und er sogar den Gast verleite, sie zu mißkennen. — Norbert und Emil hatten nichts Dringenderes zu thun, als die Klagende zu besänftigen und um Pardon zu bitten. Lange fruchtete es nichts; endlich begütigte sich die verletzte Hausfrau und bestand auf einem täglichen Küchenzettel von der Hand ihres Gemahls. Der Sturm lief gnädig ab; die Dame ließ sich nur an diesem Abend mit Kopfsweh entschuldigen. Paulinchen erschien aber als eine lebendige Botschaft des gekränkten Mutterherzens, dem Papa eine lärmende, bald weinende,

bald jauchzende „gute Nacht“ zu sagen und den Gast in gelinde Desperation zu versetzen.

Das Reich der Küchenzettel hob an. Sie thaten eine Zeitlang ihre Schuldigkeit. Bald jedoch gingen Zettel und Küche jedes seinen eigenen Weg. Nun kamen die Entschuldigungen bei der Suppe, die Vorklagen beim Entfalten der Serviette. Bald hatte Dieses nicht angeschafft werden können, bald war Jenes durch einen Zufall verborben worden. Den Fisch hatte die Kaze, das Wildpret der Hund gestohlen; das Ei war „strebelig“, die Milch sauer geworden; Unglück in allen Ecken! Aber wie war zu widerstehen den zarten Voraussetzungen: „Der Herr Major sey ja ein Freund des Hauses und werde es so genau nicht nehmen,“ „es fehle freilich Dies und Das und Jenes, weil Alles so theuer, was das Gut selbst nicht bringe, aber der Herr Major wisse eine sparsame Hausfrau zu schätzen,“ oder: „er sey ja Soldat gewesen und darum genügsam von Natur und Profession,“ und was der Beschwichtigungen mehr waren. — „Nimm nicht Anstoß an den unzarten Reden meiner Frau,“ sagte Emil oft schüchtern zu Norbert; „sie klingen abscheulich, sind aber gut gemeint. Entschuldige sie mit ihrer unzulänglichen Erziehung. Es wird schon anders werden.“ — „Meinetwegen,“ seufzte dann Norbert gewöhnlich; „’s thut ja nichts. Laß uns aber heute reiten und auswärts zu Nacht essen. Es wird uns Beide zerstreuen.“ — Ein Näheres wurde vor der Hand nicht über das figliche Thema gesprochen.

Als aber nach und nach der Nebel anwuchs und das Wetter immer drohender wurde, trotz der freundlichsten Gesichter und höflichsten Versicherungen, als zwischen den Freunden eine trennende Kluft sich räthselhafterweise aufthat, die sie oft Tagelang hinderte, einander zu sehen, die Speisestunden abgerechnet; als sogar die Gemälde des Majors unter der übertriebenen Reinlichkeitswuth der Hausfrau litten, die, mit eigener Hand öfters segnend und putzend,

die ungetrockneten Bilder mit Staubwolken heimsuchte; als die Ruhe und Stille um sein Quartier zur Fabel geworden war, indem unbegreiflicherweise die Laufstraße für Diener und Mägde durch Norberts Vorsaal geführt wurde; als sogar der Musentrank, der belebende Kaffee, des Künstlers Frühstück, den der Major liebte, rein und unverfälscht zu genießen, wie nur immer ein Morgenländer es begehrt — als sogar dieser braune Nektar aus der Art zu schlagen und mit demoralisirenden Thaten aufzutreten begann: da fühlte der Major in seines Herzens Tiefen sein Gewissen sich regen und Abbitte leisten dem warnenden Auerbach. Eifrig suchte er Zerstreuung in der Umgegend; nur selten, nicht selten aber mit Abneigung, willigte Emil ein, den Freund zu begleiten. — Der Major vermied auf dergleichen Ausflügen jede indiscrete Frage, jede Bemerkung, die auf Emil's seltsamen Hausstand hätte bezogen werden können. „Ist Falkenau mein wahrer Freund und hat er Vertrauen zu mir, so wird er von selbst das Lied aufspielen,“ dachte der Major. Nicht allein die Rücksicht auf den Freund, auch eine gewisse Scheu vor den Demonstrationen Elisen's verschloß ihm den Mund. Er war, um seines ehemaligen Waffengefährten Ruhe zu schonen, selber unter den Pantoffel der Frau gerathen, und nicht eifriger betrachtet der Witterungskundige seinen Barometer, als Norbert Elisen's Gesicht beobachtete, so oft er mit Emil von außen kam. Gewöhnlich zeigte es, zwar nicht auf Regen, doch auf kühl; hie und da ein Sonnenblick, dem der Major ein stilles Tedeum sang. Um jedoch diese seltenen Gnadenzeichen auszugleichen, stand eines Abends, da die Herren von der Jagd heimkehrten, das Signal von aller Stürme Sturm. Die Dame machte sich zwar nicht unsichtbar, aber sie hatte während des Soupers nicht eine Sylbe für Mann und Gast, wohl aber dann und wann für Beide einen Originalblick der Bosheit und des Grolls. So ging das fort bis zum Aufbruch in das Schlafzimmer.

„Was hat denn die Frau heute wieder vor?“ fragte der Major halb ängstlich, halb ungeduldig; denn seine Langmuth fing an zu reißen, und er fürchtete doch den Bruch. „Was weiß ich?“ antwortete Emil, der seinem Verdruß den Zügel ließ. „Schon heute Morgen, da wir abzogen, merkte ich etwas. Sie wies meinen Kuß zurück. Ich frage nicht mehr nach des Weibes Grillen.“ An den Nägeln kauend, ging er auf und nieder. Norbert hob wieder an: „Das sey Dein Ernst oder nicht: ich fordere über Elisen's Stimmung Aufschluß, denn diesmal gilt das Scharmükel mir wie Dir, und — was soll ich's leugnen? ich möchte entweder die Wurzel all dieser sonderbaren Scenen finden, oder lieber seyn — ich weiß nicht wo.“ Emil hatte dies überhört, mit seinen Gedanken beschäftigt. Dann reichte er auf einmal dem Major die Hand und sagte finster: „Hätt' ich Dir dazumal gefolgt! Du hattest es gut und vernünftig mit mir vor. Du bist glücklich; ich aber — Du glaubst nicht, wie es mir auf dem Herzen liegt, mein sauberes Glück. Gute Nacht!“

Norbert hielt ihn für diesmal nicht auf. In seinen Zimmern angelangt, dachte er zum erstenmal recht lebendig an Hirlingen und an Auerbach's von Elisen so hart geschmähte Gattin. Sein Bedienter, der ihn auskleidete, hob plötzlich nach einigem Räuspern an: „Des gnädigen Herrn Oberstwachtmeysters Freude war nun auch vorbei.“ *) — „Welche Freude?“ brummte der gnädige Herr Oberstwachtmeyster. „Je nun, die Freude mit den Blumen. Die gnädige Frau hat heute dem Gärtner befohlen, alle umzuhauen und Kartoffeln oder Sellerie in die Beete zu pflanzen.“ — „Warum dieß?“ Der Bursche zuckte die Achseln: „Ha, ich denk', um die beiden gnädigen Herrn zu ärgern.“ — „Dummes Zeug! was fällt Dir ein?“ — „Hm! wenn

*) Es ist hie und da in Süddeutschland gebräuchlich, das Imperfectum des Zeitworts „Seyn“ statt des Präsens zu setzen.

der Herr Major den Gärtner hören wollten, zu dem sie's selbst gesagt hat. Der Gärtner war noch nicht im Bette." — „Das glaub' ich, daß er noch nicht schlief, als ihm die Frau von Falkenau befohl —“ — „Ach nein — Sie capiren es nicht. Der Gärtner war draußen in dem Hausplatz.“ — „Meinetwegen, was soll ich mit dem Gärtner, der schon da gewesen ist?“ — „Nein, nein; nicht schon da gewesen. Er war wirklich noch alleweil da, und wenn Sie befehlen —“ Der Major winkte ihm, lachend und endlich verstehend, zu bleiben. „Ich hasse die Domestikenplaudereien über ihre Herrschaft. Mag sie doch gesagt haben, was sie will. Immer ist's aber unbegreiflich — nach so vielen Attentionen, die sie mir erwiesen —“ — „Was haben der Herr Oberstwachmeister gesagt?“ — Der Major erklärte, auf die Vasen, die Uhren, die Landschaften und Teppiche zeigend, was er gemeint habe. Worauf der alte Dragoner: „Mit Verlaub, Herr Major, aber das ist all nur eitel Blenderie *) gewesen.“ — „Erkläre Dich, wie so?“ — „Die Blumensträußer hat der Gärtner gemacht und hereingetragen. Die Gnädige hat aber immer gesagt zu mir: Sag Er dem Herrn Major allemal, daß ich selber die Blumen gebracht habe und alles Uebrige. So ist sie auch öfter hereingekommen, da der Herr Major schon auf's Haus zugehen, und hat sich gestellt, als ordne und puße und schalte sie da und dort, damit der Herr Major selber sie sähen und in Ihrem Zimmer attrapirten. Pure Blenderie! und so mit dem Teppich, der zu der Gnädigen Aussteuer gehört und ihr nicht gefällt von wegen den Farben. Und grad so mit den geflochtenen Blättern dort oben. Die Sophie, die Kammermamsell, hat den Krimskrams machen müssen, und sie sagt, sie hätt' es gern gethan, denn der Herr Major waren ihr lieb und werth, und sie wolle es schon einmal bei Ihro Gnaden anbringen, wenn's auf die Trink-

*) Blendwerk.

gelber losginge.“ — „Schon genug, alter Elias, schon genug,“ lachte der Major. „Ihr seyd Gesindel und Päck alle mit einander. Geh hin und schnüre nach und nach Deinen Mantelsack. Ich meine, wir seyen schon am längsten zu Falkenau gewesen; he?“ — „Nach Befehl, und will's Gott, Herr Major. Die armen Pferde werden's Ihnen danken. Der Salamander sieht aus wie ein Handwerksbursche, der vier Wochen im Spital gelegen, und den „Fütterbock“ hätte ich neulich bald aus Zeug und Geschirr verloren, so mager ist er und so dürr. Die Thiere sterben Hungers, denn der Gnädigen ist jedes Körnlein Haber zu viel, und Der und Jener führt sie alle Tag bald in den Stall, bald zum Melken, überall hin, wo man sie nicht braucht.“ — „Links um, Marsch!“ commandirte der Major dem Elias, und Elias marschirte auf seine Kammer.

Wer den Major bei Sonnenaufgang weckte, war Emil, mit freudigem Gesichte und mit Worten voll Zufriedenheit. — „Ihr sollt nicht einschlafen im Zorn, spricht die Bibel,“ begann der Herr von Falkenau. „Ich habe die Lehre befolgt, und jede Schmollwolke verscheucht, wie die Sonne die brauenden Wettergewölke zertheilt.“ Er wischte sich den Schweiß von der Stirne. — „So? ich gratulire. Kommen aber diesen Sommer sehr häufig, die Gewitter; sag an, weshalb und warum hat's gestern wieder eingeschlagen?“ — „Je nun, ein bißchen Eifersucht....“ — „Daß Gott erbarm! Also ist sie auf mich eifersüchtig? Denn im ganzen Schlosse gibt es außer ihr selbst nicht eine einzige leidliche Person weiblichen Geschlechts.“ — Emil sagte verlegen: „Ja, ja, es ist eine eigene Taktik, die meine Elise inne hat, wie noch viele andere Frauen. Wir haben in der Regel die häßlichsten Dienstboten weit und breit. Aber diesmal war's etwas Anderes. Sie hat geeifert, sie weiß selbst nicht mit wem.“ — „Brav, immer besser. Mit einem Gespenste ihrer Phantasie?“ — „Ja, etwas dergleichen ist's. Du entsinnst Dich vielleicht“

Als ich gestern zu Dir in die Stube kam, um Dich zur Jagd abzuholen, plauderten wir, während Du Dich anleidetest, von allerlei längst vergangenen Geschichten und längst verschollenen Personen; unter andern von der wallachischen Fürstin, die vor mehreren Jahren so viel Aufsehen in der Hauptstadt erregte. Ich war damals noch Offizier . . . wir beide machten der halb türkischen Dame den Hof . . . weißt Du noch?" — „Nun?" fragte der Major kalt. — Die Verlegenheit des armen Falkenau stieg. Er fuhr stotternd fort: „Ich erzählte eine Anekdote, Du eine andere. Wir lachten, wir witzelten, wir porträtirten die Bojarin mit allen Reizen, die sie dazumal besaß, und vielleicht auch nicht besaß . . ." — „Nun?" — „Stelle Dir vor," versetzte Falkenau kleinlaut, und scheu nach der Thüre blickend: „meine Frau hat geglaubt, es sey die Rede von einer gegenwärtig in unserer Nähe existirenden Schönheit gewesen, die wir erst kürzlich gesehen, gesprochen; ihre Eifersucht — ein leidiges Uebel — entbrannte, steigerte sich während unserer Abwesenheit . . ." Er blieb stecken und trommelte an der Fensterscheibe.

Der Major entgegnete langsam: „Kurios! unglaublich sogar! Deine Frau war ja nicht zugegen, da wir von jener Dame sprachen? — Emil trommelte heftiger, ohne zu antworten. „So erkläre Dich einmal!" fragte ihn Norbert etwas barsch. — Stockend versetzte Falkenau: „Sie war freilich nicht zugegen — nicht hier im Zimmer — und dennoch war sie's — denn — denn es ist allerdings schwer verzeihlich — aber —" mechanisch deutete er nach der Thüre, „sie hat Alles gehört und nach gewohnter Weise Alles übel verstanden."

„Gehorcht?" fragte nun der Major gedehnt und verächtlich; „o psui! das fehlt noch. — Jetzt, lieber Emil, jetzt erst bedaure ich Dich von ganzem Herzen," setzte er nach einigem Schweigen hinzu. — Emil riß das Fenster

auf. „He, Verwalter! auf einen Moment!“ rief er, und eilte dann hinaus, um nur das verdrückliche Tête-à-Tête los zu werden.

Der Major seinerseits befahl, den Salamander zu satteln und ritt weg, ohne zu hinterlassen wohin und auf wie lange. — Seine plötzliche Entfernung kränkte den Freund, der, wenn gleich von den Schlingen der Gattin umgarnt und von ihren Reizen verblendet, die grundehrlichste Seele von der Welt war. Er machte daher, ungeachtet der Veröhnung, seiner Elise nicht das freundlichste Gesicht. Die junge Frau, die ihre Saat reifen sah, ließ ihn den halben Tag hindurch schlendern und brummen, wie er wollte, und war unerschütterlich in ihrer guten Laune, sanft und dienstfertig, wie Emil es liebte. Kein vorschnell Wort entschlüpfte ihr, und als sie am Nachmittag bemerkte, daß Emil müde und seines Schmollens satt geworden, beschloß sie, ihrem Ziel einen guten Schritt näher zu rücken. — Sie saßen unter dem traulichen Dache des Portikus, das Kind spielte zu ihren Füßen. Schon warfen die Bäume längere Schatten. Es war um die Zeit des Tags, da dem Menschen Herz und Phantasie aufgeht. Emil betrachtete nicht selten wohlgefällig, wenn gleich verstohlen, Elisen's schönes, vom Rosenschimmer des Abends verklärtes Antlitz. Da begann sie, von ihrer Arbeit aufblickend und den lesenden Gatten ansprechend: „Des guten Majors Abwesenheit verursacht Dir wohl Langeweile, bester Emil?“ — „Sie ist mir nicht angenehm; Du kannst Dir's einbilden.“ — „Was er nur heute haben mag, daß er fortritt, ohne ein Wort an Dich zu hinterlassen?“ — „Ich weiß es, ohne daß er mir's gesagt hätte. Deiner übeln Laune geht er aus dem Wege.“ — „Om! sollst Du aber unter meinen Uebereilungen leiden, bester Mann? Er kränkt Dich mehr als mich. Du hast in Deinem Herzen Platz für mich und den Freund, das meine jedoch erfüllst Du ganz allein.“

Falkenau schaute hoch auf. Er war dergleichen zierliche

Redensarten von Elise wenig mehr gewohnt. Freundlich lächelnd umschlang er sie, die sich gehörig mit Lektüre vorbereitet hatte, und erwiderte: „Du beglückst mich sehr, Elise, mit dieser Versicherung. Glaube aber nicht weniger von mir: mein Herz ist nur Dein. Ein ganz anderes Gefühl verbindet mich mit dem Freund.“ — „Du täuschst Dich, Emil, doch bescheide ich mich. Ich schmeichle mir, zu Deinem Glück nothwendig zu seyn. Du könntest meiner eben so wenig entbehren, als Norberts.“ — „Welche Zusammenstellung! Bist Du nicht mein Weib, mein geliebtes Weib?“ — „Ich bin nicht so eitel, um zu glauben, daß ich Deinem Verstande genüge. Dort ersetze mich der Freund, und ich ertrage gern die Nothwendigkeit, meinen Emil mit ihm theilen zu müssen.“ Sie wendete sich mit einem Seufzer ab, blinzelte in's Abendroth, daß ihr Auge glänzte, wie von einer Thräne, warf dann die Seide, die sie zupfte, hin, und riß leidenschaftlich das Kind in ihre Arme. „Komm, Du liebes Wesen!“ rief sie, „ich konnte Dich vergessen einen Augenblick, Dich, meinen Trost?“ — „Bedarfst Du denn des Trostes?“ fragte Emil bewegt. — Wie durch Thränen lächelnd, antwortete Elise: „Wie, Du fragst! Wer ersetzte mir Deine Stelle, wann Du auswärts bist? wer zeigte mir Dein Antlitz, wann Du Dich finster von mir fährst, wenn nicht diese Unschuldige, Dein überraschend ähnliches Ebenbild?“ — „Ich will nicht von Dir mich wenden, will Dich nicht mehr einsam lassen; ich verspreche Dir's,“ betheuerte Emil mit wachsender Rührung: „mache mich nicht eifersüchtig auf die Kleine.“

Erste, stumme Umarmung. — „Wenn uns Norbert sähe, jetzt, gerade so, wie wir standen, da er zu uns trat,“ hob Emil an, „seine üble Laune würde dem edelsten Mitgefühl Platz machen.“ — „Glaubst Du, mein geliebter Mann? Du magst Recht haben; ich kenne die Welt nicht, vor Allem nicht die Männer; Dich selbst noch nicht aus

dem Grunde, Du loser Schelm! Doch traue ich den Ver= ehlichten, die für Weib und Kind zu sorgen haben, mehr Gefühl zu, als den Hagestolzen. Die meisten sind gräm= liche Sonderlinge, eigensüchtige Menschen, die nicht lieben, die nur hassen, die nicht trösten, die nur verwunden. Mög= lich, daß Norbert nicht gerade der Schlimmsten einer ist, aber seine Launen hat er, seine wunderlichen, schwer zu er= tragenden Launen.“ — „Woher weißt Du das?“ — „Ich will nicht davon reden, daß er oft mit mir barsch thut, daß er nicht selten auf eine beißende Art scherzt, die mir stets als wie auf meine Person gemünzt vorkömmt; ich will auch übersehen, daß er Dich recht oft tyrannisiert, seine Ansichten, seinen Willen Dir aufdringend, Dich so zu sagen zwingend, zu thun, was Dir widerstrebt. Das mag sich von eurem frühern Soldatenstand herschreiben; das geht mich nichts an, wenn es mich gleich als die Frau eines selbstständigen Mannes kränkt; ich will nur von den Klagen reden, die alle Dienstboten über ihn führen. „Willst Du kennen den Herrn recht, so frag' nur seine Magd und Knecht,“ heißt es im Sprichwort. Dem Major kann man mit dem besten Willen nichts recht machen. Er ist kritisch, pedantisch, aufbrausend, unhöflich mit den Domestiken, und gibt ihnen hie und da, so bald sie etwas versehen, mittelbare Aufträge an die Herrschaft auszurichten, die nicht fein klingen. Ich habe Dir bisher all dieses verschwiegen, und bitte Dich auch — es war unrecht, daß ich es herauschwachte — kei= nen Gebrauch davon zu machen. Ich hätte vor unserem sonst so lieben Gast keine Ruhe mehr, weil er nichts ver= gift, sondern Alles nachträgt, was Du nicht läugnen wirst.“ — „Wohl wahr,“ sprach Emil zögernd und nachdenklich, „daß Norbert ein eigenthümlicher Mensch ist; diese alle haben besondere Launen. Auch kenne ich seinen Jähzorn, er ist aber der beste Mann. Als einem solchen, als meinem besten Freund, als einem von Wunden und Schicksalen schwer heimgesuchten Offizier sollte ihm billige Rücksicht

und Ehrfurcht und Gehorsam gegönnt werden, meine ich.“ — „D, wie gern stimme ich mit Dir ein, guter Emil! doch bin ich stets in Angst, um feinetwillen meine besten Dienstleute zu verlieren. Ich nehme nichts übel, wie Du weißt; nicht einmal, daß er unsere kleine Lina, die obendrein sein Pathchen ist, seit kurzer Zeit sehr zurückstoßend behandelt. Der Mann hat Grillen, und obschon bei reifen Jahren, kein weiblich Herz, das für ihn schläge, kein Wesen, das ihn liebte um feinetwillen! das ihn pflegte um der Liebe willen! Das ist ein Unglück, gelt Emil! Du ahnest dieses Unglück?“ — „Elise! Du Engel! ich Glücklicher!“

Zweite stumme und lange Umarmung. — Elise spielte mit den Locken Emil's. Diese magnetische Manipulation stimmte ihn noch weicher und hingebender. Elise sagte mit gedämpfter Stimme: „Du kannst so lieb seyn, Emil, wenn Du nur willst — wenn nur nichts Fremdes Dich von mir drängt. Wir waren vor Kurzem noch so ungestört zufrieden. Wie freue ich mich, heute einmal nach so langer Zeit den ganzen Abend mit Dir zuzubringen! Heute wird gottlob der garstige Major Dich mir nicht entführen! Was sag' ich aber da? der liebe Major! ist er denn nicht fortgegangen, um Dich mir zu überlassen? muß ich ihm nicht danken?“

Dritte lange, seelenvolle Umarmung. — „Komm, Paulinchen, sey hübsch artig, mein Püppchen! laß uns Alles aufbieten, des Vaters Stirne zu erheitern und ihm den Freund wenigstens für heute zu ersetzen.“ — „Papa! Papa!“ — „Ach Elise! Du geliebte Lina! Es ist nichts auf der Welt, das ihr mir nicht doppelt zu ersetzen vermöchtet! — „Du scherzest. Du sagst, was Du nicht denkst.“ — „Wenn ich Dir schwöre —“ — „Du belügst Dich selbst, Emil. Wenn wir Dir Alles wären, warum verließest Du uns so oft und gingest weit weg mit Deinem Freunde?“ — „Sein Wunsch — wenn ich ihn auch manchmal ungern erfülle — die Pflicht des Gastfreundes —“

— „Das ließe ich gelten, wenn nur von einer Woche, von einem Monat der Gastfreundschaft die Rede wäre; aber Du wünschst ja, den Major für immer hier zu fesseln?“ — Schon wieder seufzte Elise, und fuhr mit der Hand über beide Augen, und strich sich die Stirne glatt. — „Es war freilich — es war mein Wunsch,“ sagte Emil stotternd und küßte der Versucherin Hände.

Elise lächelte, indem sie hinwarf: „Wir wünschen heute, was uns morgen leid thut. Nicht die Stirn gerunzelt, Männchen! Ich meine nicht Dich, sondern den Major selber. Gib Acht, er bleibt Dir nicht, er verläßt Dich nächstens. Ich will ihn darum nicht schelten. Nicht, als ob ich das Geringste gegen ihn hätte! Nein, er ist mir lieb, weil Du ihn liebst, und Du weißt, daß ich ihm thue, was ihm an den Augen abzusehen ist. — Allein die Unstetigkeit seines Charakters und Lebens wird ihn nicht bei uns dulden. Ich verarge es ihm nicht, daß er so oft sich von uns entfernt und Dich zu verlocken sucht. Was soll er, der Einsame, bei dem Schauspiel unseres Glücks? Nein, er ist nicht an seinem Platze, unsere Zärtlichkeit muß ihn unsanft berühren; sogar die heilige Liebe zu unserem Kinde muß ihn auf die Länge ärgern, ihn, der nicht Gatte, nicht Vater ist. Es war grausam von Dir, ihn zu einer Tafel zu laden, die keine Erquickung für ihn darbietet, recht grausam. — Nicht wahr, mein Herz?“

Vierte und längste Umarmung. — Mit ihren Romanbrocken zu Ende, aber auch mit ihrem Werke beinahe zu Stande, wußte nun Elise, ihr alltägliches Deutsch zu Markte tragend, liebend, küßend dem Gatten das Versprechen abzugewinnen, daß er den Major nicht zurückhalten wolle, wenn derselbe einst von Falkenau zu scheiden begehren sollte. Triumphirend verließ sie den wie betäubt Zurückbleibenden. „Wir haben's gewonnen, Lina,“ flüsterte sie dem Kinde in's Ohr und brüstete sich vor dem Spiegel. Da hörte sie ein Pferd traben. Sie sah, wie des Majors

Bedienter den Salamander auf dem Hofe hin und her führte. Ein Dolch ging durch ihr Herz. Sie rief aus dem Fenster: „Der Herr Major zurück?“ — „Schon lange,“ antwortete Elias; „der gnädige Herr haben mir beim Schlagbaum den Gaul übergeben und sind längst zu Fuß hereingekommen.“ — „Freut mich von Herzen!“ — „Abscheulich!“ zürnte sie, nachdem sie das Fenster verschlossen; „muß er gerade jetzt erscheinen, um mir einen Querstrich zu machen? Sie wußte nicht, daß das Schicksal willens war, sie durch kurzes Leid zur dauernden Freude zu führen. Daher erstarrte sie beinahe vor Verdruß und Zorn, als Emil in starker Bewegung zu ihr eintrat, seinen Hut nahm und eilfertig sagte: „Ich weiß nicht, was mit Norbert vorgegangen ist. Er scheint außer sich und ladet mich ein, mit ihm nach dem Forsthaufe zu gehen. Ich muß Dich auf ein paar Stunden verlassen.“ — „Wie, jetzt? am dunkeln Abend? Mein Gott und Herr! Das ist zu arg! Wozu wird Dich noch der Störefried vermögen!“ — „Ich muß doch wissen —“ — „Raum ist der Unglücksmensch im Hause, so geht auch schon der Kummer wieder an!“ — schluchzte Elise; „Du versprachst mir doch so heilig —! — aber was sind Deine Versprechungen? Der Verführer darf nur winken und Du folgst ihm.“ — „Elise, ich schwöre Dir —“ — „Laß mich! Du hast mir schon heiligere Eide gebrochen!“ — „Elise wie kannst Du —?“ Die Erschütterung Falkenau's benutzend, versetzte sich Elise in Wuth; „die Gegenwart jenes Mannes hat uns Alle elend gemacht!“ rief sie heulend. „Komm, Lina, komm, wir wollen vor dem fliehen, der uns nichts mehr seyn will, um nur dem Verführer zu gehorchen!“ Sie raffte das Kind auf, flog in's Nebenzimmer und schlug die Thüre heftig zu. Darob ergrimmt, verließ Emil mit demselben Getöse den Salon. — Erbost über den ungewohnten Troß des Mannes, eilte ihm Elise nach, riß die Saalthüre auf und schrie hinaus, ohne sich von der zusammenlaufenden Dienerschaft

und dem herbeikommenden Major irre machen zu lassen: „Geh hin, geh hin, Du undankbarer Mann, Du gewissenloser Vater! geh! und laß Dich nicht mehr vor mir sehen!“ Dann krachte die Thüre wieder zu und die Tragödie hatte ein Ende.

Der Major zog Emil mit sich fort, und nachdem sie in den Park gekommen waren, sprach er zum Freunde mit aufgeregter Stimme: „Gott behüte einen Jeden vor einem falschen, unsinnigen Weibe! Jetzt seh ich ein, warum der gute Albrecht Dürer lieber eine freundliche Bübin zum Weibe gehabt hätte, als eine tugendhafte Frau, die ihn zum Tode peinigte. Vergib mir, daß ich Dich dieser Furienscene aussetzte. Wozu kann uns eines Weibes Unverstand nicht verleiten? Was ich heute Morgen noch an Elise verachtete, hab' ich heut Abend selbst gethan. Einsam zu Fuß zurückkehrend, hörte ich euch zusammen reden, meinen Namen nennen, und der Satan hat mich geplagt, daß ich horchte. O der Schande! aber ich kenne nun meinen Freund durch und durch und bin froh, mir heute schon ein Asyl vor seinen Ränken bereitet zu haben. Es war ein thörichter Gedanke von mir, Dir Alles, fern von Deinem Hause, in weitläufiger Unterredung auseinander setzen zu wollen. Es genügt vollkommen, wenn ich Dir gestehe, daß ich euch behorcht habe und daß ich nicht eine Nacht länger unter Deinem Dache bleiben will. Leb wohl, leb wohl, ich bin zu sehr gekränkt, als daß ich noch, nachdem sie Deine Ehre vor dem Dienstvolke preisgegeben, viele Worte machen könnte. Sag' ihr, sie solle getrost seyn, ich würde sie nie mehr belästigen; sag' ihr, daß ich ihr verzeihe um Deinet- und um ihres Unverstandes willen. Schicke mir meine Bagage nach. Ich will's vor der Hand bei Auerbach's versuchen. Er erwartet mich mit offenen Armen, und seine Frau ist wenigstens ehrlich genug, mir vorauszusagen, daß es mir nicht lange bei ihnen behagen werde. Es soll auch nur eine kurze Station seyn, so Gott

will. Ich werde noch ein Plätzchen finden, wo ich mein Haupt ruhig und ohne verrathen und verkauft zu seyn, auf's Kissen legen kann. Adieu Bruder! Ich grolle Dir nicht, und werde von mir hören lassen. Adieu noch einmal und kein Wort mehr! Du hast Deiner Elise geschworen, mich nicht zurückzuhalten; erfülle Dein Versprechen und leb wohl!"

Der arme Gastfreund Emil war zermalmt, als wäre er zwischen ein paar treibende Mühlsteine gefallen. Die Donnerworte des enteilenden Majors klangen unaufhaltsam in seinen Ohren, und dem Donnerwetter, das ihm Elise bereitet hatte, konnte er nicht ausweichen. Da er jedoch allein in's Haus zurückkam, da der unschuldige Asmodi definitiv aus dem Felde geschlagen war, ließ die Zürnende Gnade für Recht ergehen.

2.

Der Gastfreund in Hirlingen.

Norbert trat seinen Weg nach Hirlingen nicht ohne mannigfache Betrachtungen an. Sein blindes Vertrauen hatte, wie schon öfter, einen tüchtigen Stoß erlitten. Er machte sich keine Hoffnung mehr auf ein ständiges Ruheleben im Schooße einer befreundeten Familie, wie er wohl gethan, als er gen Falkenau gereist war; er rechnete nur noch auf ein fliegendes Quartier, obendrein in schlecht vertrautem, oder gar feindlichem Lande. Er beschloß, sein Herz und seine aufrichtige Zunge gefangen zu nehmen, nicht mehr ein hingebender Freund, sondern ein wißbegieriger Beobachter zu seyn. Er schämte sich der Neue, die ihn zu

Falkenau beschlichen; er freute sich mehr als je, seinem Junggesellengrundsatz treu verblieben zu seyn. „Ich werde jetzt,“ sagte er sich, „das zweite vor der Welt prunkende Eheglück kennen lernen; es soll mein Studium seyn, diese Maske zu durchschauen. Um mich jedoch zum Forscher recht tüchtig zu machen, will ich an Auerbach's Hause nicht mehr reellen Antheil nehmen, als wie an einem gewöhnlichen Wirthshause. Warum auch nicht? Wird mein Leben darinnen nicht verlaufen wie in einem Gasthose? Mit Affektation aufgenommen, werde ich in ein paar Tagen ein alltäglich Gesicht, ein paar Tage weiter nachlässig behandelt, noch acht Tage weiter an allen Ecken überlästigt seyn. Das ist einmal der Lauf der Hospitalität, der bezahlten, wie der aus Freundschaft geleisteten. Ich will mich einrichten, daß ich jeden Augenblick fertig sey, meine Zechen zu bezahlen und abzureisen, stets bei der Hand, den Abschied zu empfangen ohne Kummer, oder meine Dimission zu geben, ohne es zu bereuen. Statt eines Verlustes muß mir alsdann der Gewinn bleiben, mit den Menschen in ihrer Häuslichkeit, und mit dem gepriesenen Stand der Ehe insbesondere in allen seinen Nuancen gründliche Bekanntschaft gemacht zu haben.“

Ohne sich viel Vergnügen von seinen Forschungen zu versprechen, verfolgte der alte Student nichts desto weniger seinen Weg mit Muth, und rechnete auf seine Intermezzo's, die ihm das gesellschaftliche Leben in dem Städtchen bereiten würde. Wie klein auch Hirlingen seyn mochte, so hatte es doch einige Hilfsmittel für den fremden Gast in Bereitschaft, wenn er sich von Auerbach's Hause für Augenblicke zu trennen begehrte. Er war doch nicht gezwungen, wie in Falkenau, entweder sich auf seinem Zimmer zu isoliren, oder Stunde für Stunde, Minute für Minute die argwöhnischen Blicke und die falschgemeinten Höflichkeiten einer ungünstig gestimmten Hausfrau auszuhalten.

Was den Empfang bei Auerbach betraf, so hatte sich

der Major geirrt. Es waltete dabei keinerlei Affectation ob; er wurde aufgenommen, als sey man schon längst gewöhnt, ihm von Zeit zu Zeit Quartier zu geben. Sein Logis war, wie es ein alter Freund verlangen durfte: einfach, prunklos, jedoch mit allen Bequemlichkeiten versehen. Das Haus an und für sich hatte viel Altväterisches, und stimmte, so wie der Garten, eben nicht heiter. Dieser Geist der Stille und Ruhe war auf die Bewohner des Hauses verpflanzt worden. Die Dienstleute thaten emsig, aber geräuschlos ihre Geschäfte. Herr und Frau des Hauses, die am zurückgezogensten wohnten, waren einsylbig; ihre Anwesenheit wurde kaum bemerkt. Der Major horchte vergebens nach dem Zankteufel, der, zufolge der Versicherung Elisen's, in Küche und Keller und Kammern rumoren sollte. Selbst Auerbach, auswärts so lustig und lebendig, nahm mit dem Eintritt in seine vier Pfähle etwas Herrnhuthisches an. Der Umgang mit ihm und seiner Frau war dessen ungeachtet leicht und ungezwungen und sagte dem Gast, dessen Natur ohnedies ernst und tief war, trefflich zu. Die Eheleute begegneten sich mit einem gewissen ceremoniösen Schilff, der Uebereinkommen zu seyn schien. Sie lebten — wie es Norbert vorkam — eine verträgliche Prosa durch. Der Tag wurde den Geschäften und dem Gast gewidmet. Nach dem Thee, der bei Auerbach die Stelle des Abendessens vertrat, zogen sich die Gatten bald in ihre entlegenen Zimmer zurück und überließen dem Hausfreunde, seine Abendstunden zuzubringen, wie es ihm beliebte; eine Sitte, die dem Major zwar etwas langweilig vorkam, die er aber bei dem guten Einverständnisse der Leute und ihrem so natürlichen Wunsche, eine kurze Spanne des Abends ungestört einander widmen zu können, sehr in der Ordnung fand.

So verging Tag für Tag, und Norberts Vertrauen in seiner Freunde Gastlichkeit befestigte sich immer mehr, und gerne hätte er diesem Vertrauen die längste Dauer prophe-

zeit, wenn nicht zu Zeiten gewisse Zweifel in ihm aufgedämmert wären, die sein Urtheil im Schwanken erhielten.

Er bemerkte nämlich, daß Auerbach stets bemüht war, so oft er mit Anna zu fremden Leuten kam, eine besondere Poesie an die Stelle der hausbräuchlichen Prosa zu schieben. Er floß über von der Liebenswürdigkeit gegen seine Frau, er hatte für sie die süßesten Namen in Bereitschaft, er behandelte sie wie der schwache Vater sein verzogenes Kind; seine Stirne hatte für sie keine Runzeln, sein Mund keine ernste Zurechtweisung, keinen Tadel; sein Wille war stets bereit, sich dem ihrigen unterzuordnen. Es ist wahr, daß Anna von diesem so freigebig angebotenen Gehorsam nie Gebrauch machte. — Dagegen ertappte Norbert gar manchmal daheim auf des Freundes Stirne eine finstere, wenn auch schnell vorüberziehende Wolke, in seinen Augen den unsteten Blick des Aufpassers, auf seinen Lippen das trockene Wort der Willkür oder das absolute „Ja und Nein,“ oder das „Meinetwegen“ eines gnädigen Herrn, der seine Gnade nicht gering anschlägt.

Anna blieb sich immer gleich, innen wie außen. Sie erwiderte nicht die blendende, außerhäusliche Liebespoesie des Gatten, sie vergalt ihm nicht daheim die strenge Miene, die despotische Rede. — Sie kam dem Major wie der verkörperte gelassene Verstand vor, der seinen gutgemeinten Rath erteilt und klüglich schweigt, wo er nicht begriffen wird. Kein vergeblich Wort, kein ruhmrediges Pochen auf ihre gediegene Bildung, kein gespreiztes, damenhaftes Zieren war ihr irgend vorzuwerfen; doch fehlte ihr, was der Major mit Worten nicht zu bezeichnen wußte: die Seelenwärme, das Herz, das empfindet. — Ihr Gespräch war anziehend und werthvoll, ihre Sprache und ihr Witze fein, ihr seltenes Lächeln hinreißend. Vor Allem Abends, wenn des Kamins trauliche Flamme — der Herbst war kühl und naß herangezogen — die kleine Gesellschaft um sich versammelte, konnte Anna so liebenswürdig seyn und

sprechen, daß Norbert mit der regsten Theilnahme zuhörte und gern den Glockenschlag überhört hätte, der das frühzeitige Couvre-feu verkündigte. — Aber Freund Auerbach überhörte die Stunde nicht. Schon eine gute Weile, bevor sie schlug, wurde er gewöhnlich unruhiger, ging hin und her, wie ein Gelangweilter, traf alle Anstalten zum Aufbruch, und sein Abschiedswort: „Komm, Anna; gute Nacht, lieber Freund!“ klang gerade wie: „gottlob, wieder ein Tag mit seiner Plage vorüber!“ Anna säumte nicht, die Conversation abzubrechen, und entfernte sich stets mit stiller Verbeugung. Nicht selten überraschte den Major der Ausdruck der Traurigkeit in ihrem Auge.

Sich selbst überlassen, suchte der Major hie und da die Gesellschaft der verständigen Leute im Städtchen, auf ihrem sogenannten Casino. Diese Anstalt war nicht die glänzendste und Hirlingen völlig entsprechend. Ihr Lokal bestand in drei Räumen, die ein sein Interesse berücksichtigender Schenkwirth dem Vereine wohlfeil vermietet hatte. — Der erste der genannten Räume stellte eine Billardstube en miniature vor; denn kaum hatten die Spieler Platz, ihre Queues zu handhaben, und wer zur Thüre herein kam, stand immer in Gefahr, entweder von einem Billardstabe über die Nase geschlagen oder von einem sich umhertummelnden Spielgast auf den einschreitenden Fuß getreten zu werden. Als der Major, die großmächtige Kriegergestalt, zum ersten Mal dort erschien, bewillkommte ihn in einem und demselben Moment der niedrige Thürbalken mit einer Stirnbeule, der just im Feuer liegende Billardeuer, dessen Queuekolben nach dem Eingang sah, mit einem tüchtigen Stoß auf die Brust, die überrascht zurückprallende Kellnerin mit der Fluth eines Bierglases auf den linken Arm.

„Pardonnez - moi suspendu!“ rief der über seinen ungestaltlichen Angriff sehr bestürzte Spieler, ein Subalternbeamter bei dem Amts-Gericht, mit vielen Bücklingen: „es thut mir auf Ehre recht leid, Sie touchirt zu

haben, Herr Major. — Von Tausend, ein solcher Empfang ist eben nicht angoulem!“ — Der Major, obschon betroffen von der seltsamen Sprache dieses Mannes, erkannte mit Dank die Herzlichkeit, womit derselbe ihm das Bier vom Armel trocknete, und nicht eher sich zufrieden gab, bis er den Verunglimpften mit heiler Haut in den zweiten der Casinoräume, in das sogenannte Lesezimmer, gebracht hatte, worauf er mit einem: „J'ai l'honneur!“ die Hand militärisch an die Stirn legte und auf sein Schlachtfeld zurückeilte.

Die würdigsten Häupter der Stadt, weiße, graue und braune bunt durch einander, ein Fähnlein von fünfzehn bis achtzehn Mann, Rathsherrn, Bürger und Kellermeister, saßen um zwei Tische versammelt, mit jungem Bier und alten Zeitungen beschäftigt, rauchend und schnupfend, und starrten den Fremden verwundert, manche von ihnen voll mißbilligenden Staunens an. „Wer ist der Fremde? — warum kommt er mit so viel Geräusch? — ist er schon eingeführt und von wem, und sollte er wagen wollen, unter uns, die wir ihn nicht kennen, Platz zu nehmen?“ Sie standen auf allen Gesichtern geschrieben, diese ernsthaften Fragen, und nicht einer der Sitzenden rückte den Stuhl, um dem Fremden ein Plätzchen einzuräumen. Norbert wußte, daß der Eintretende zu grüßen hat, aber fürwahr, die Herren in Session wußten es auch, und nicht eine ihrer Mienen veränderte sich, bis das Compliment des Majors gefallen war. Dann neigten sich, wie die Aehrenhäupter im Winde, die respektablen Köpfe, und das Plaisir ging wieder seinen Gang fort, ohne daß von dem Ankömmling weiter Notiz genommen wurde, zum Mindesten nicht offiziell. — Sein Posten, gleichsam ein verlornes, war mit nichts angenehm; er dachte auf einen besonnenen Rückzug. Da erbarmte sich seiner, überwallend von höflichen Complimenten, ein kurzer, dicker, runder Herr, mit schwachgeputztem Haupte, der ihn schon einmal in Auerbach's Gesell-

schaft gesehen hatte. — „Das ist schön, Herr Major, daß Sie uns einmal besuchen. Belieben Sie, hier herein zu spazieren; ich gebe mir die Ehre, Sie selber einzuführen, da Herr Auerbach es übersehen hat, obschon Ihr Rang, Ihre Verdienste und Ihr Herkommen Sie billig von aller dergleichen Formalität an und für sich dispensiren.“

Seinem Beschützer willig folgend, befand sich der Major gar zu bald im dritten Raume des Casino, der das Sanctissimum desselben bildete. Die Götter und Helden ersten Ranges saßen darin, neun oder zehn Köpfe stark, um den mit Wachstuch beschlagenen Tisch. Die Stühle waren gepolstert, mit Leder überzogen; die milde Wärme eines nachbarlichen Backofens, der seinen Bauch in das winzige Zimmer ragen ließ, temperirte, wie die Hirlinger zu sagen pflegten, die Luft. Ein Fenster, ein Spiegel, ein Wandschrank, der die Archive und Bücher des Casino enthielt, eine Landkarte, den russisch-türkischen Kriegsschauplatz vorstellend, zwei messingene Leuchter und ein Spiel Karten mit dazu gehöriger Schiefertafel und Kreide — von weitern Geräthen und Zierden war in dem Stübchen nichts zu sehen.

Norbert's Protektor ergriff seinen Klienten beim Arm, verbeugte sich und rief mit geflügelter Zunge, solcher Anreden gewohnt: „Herr Amtmann, Herr Justitiar, Herr Assessor, Herr Oberförster, Herr Physikus, Herr Amtskeller, Herr Dekan, Herr Steuerinspektor,“ er berücksichtigte nicht die Rangordnung, sondern nur die zufällige Ordnung der Tafelrunde, „ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Oberstwachmeister außer Dienst, den Herrn Baron von Norbert vorzustellen.“ Die Herrn im Allerheiligsten besaßen schon mehr Lebensart als die im Pandämonium. Sie fuhren mit Geräusch von ihren Sizen auf. Einer nach dem Andern erwiederte feierlich des Majors Begrüßung, sich tief verbeugend. Der Vorsteller in eigener Person verrichtete den letzten Büßling mit den Worten: „Seyn

Sie uns herzlich willkommen!" Er war ein pensionirter Kameralverwalter, der Sekretär und *Maitre de plaisirs* des Vereins, trug einen grauen Jagdrock und sogenannte Kanonenstiefeln, und wurde wegen der letztern gewöhnlich nur der Herr Kanonikus genannt.

Nun aber folgte eine beunruhigende Stille. Keine Zunge rührte sich. Zu dem Major aufsehend, schienen sie Alle das „Aller Augen warten auf dich!“ zu beten. Endlich begann wieder der Kanonikus: „Ist Ihnen gefällig, Herr Major, Platz zu nehmen?“ Sie schauten sich verlegen an: der Raum war schmal zugemessen. Drei Personen konnten allenfalls noch sitzen und zwei waren draußen beim Billard beschäftigt, jeden Augenblick zu erwarten, um Theil zu nehmen an dem Augen- und Ohrenschmause, den zu geben der Fremde prädestinirt war. Die Verlegenheit war groß, aber der Kanonikus bemerkte, der Herr Rittmeister — ein alter Ueberrest der verschollenen Landdragoner — liege an seiner Gicht darnieder, und sein gewohnter Platz sey daher vakant, daher provisorisch zu besetzen, daher der geeignetste für den unvermuthet bescheerten Gast. — Mit Aclamation wurde der Platz dem Major geöffnet, der nun zwischen dem Oberförster und dem herbeigekommenen Amtsaktuar — seinem unfreiwilligen Beleidiger — gegenüber dem Amtmann und dem Steuerinspektor, welche Beide, durch den Backofen getrennt, die Ehrensessel behaupteten, wohl eingepfercht war.

Norbert kannte und verstand seine Leute sehr bald. Der Oberförster, gerade das Widerspiel von den Forstmännern in Komödien und Romanen, war dergestalt der submissesten Höflichkeit und süßesten Redensarten voll, daß er Lächeln und Bedauern erregte. Der Aktuar, ein ganz guter, aber roher Mensch, der, obgleich schon bei Jahren, die Studentenhaut noch nicht abgestreift hatte, trieb noch die Poffen der Hochschule, trank zu, sang vor, hatte seine Witze am Schnürchen und gefiel sich in einem burlesken Jargon, der an seinen Gesellschaftern willige Belacher fand. Der Amt-

mann, ein Fuchs mit weißen Haaren und braunem Gesichte, kategorisch absprechend, oder stilllächelnd sein Besserwissen an den Tag legend, eitel mit Ringen und Tabackspfeifen, ein günstiger Freund des Justitiars und Assessors, die als Nullen figurirten, des Oberförsters herablassender Gevatter und dem Aktuar ein gnädiger Herr, da er ihm erlaubte, den lustigen Rath zu spielen, und gegen einige aus der Gesellschaft hie und da über die Schnur zu hauen. Jen-seits des Backofens thronte der Steuerinspektor mit grauem Schopfe, spitziger Nase, malitiösen Augen; heftig schnupfend, langsam nippend, affenhaft in seinen Geberden, faustisch in seinen Reden.

Der unbefangenste Beobachter konnte bald merken, daß die werthe Gesellschaft in zwei Parteien gespalten war, die zwar einander scheinfreundlich beleckten, aber im Grunde recht spinnenseindlich zerkrakten, wo sie nur konnten. So wie der Amtmann links vom Backofen an der Spitze seiner treuen Schaar saß, so kommandirte rechts vom Backofen der Steuerinspektor den kolossalen Dekan, dessen niedrige Stirne wenig versprach, den Physikus, einen aufgeblasenen Rechthaber, der die Blutigel liebte und die Homöopathen verdammt, den Amtskeller, einen geschickten, aber an höherer Intelligenz sehr schwächlichen Zahlenmenschen, den ehemaligen Apotheker, der zu Allem lächelte, aus guten Gründen, und größtentheils sich dem Billard widmete, obgleich ihn der Aktuar täglich brandschakte; endlich noch gewissermaßen den Kanonikus, obwohl sich derselbe gemeinlich neutral hielt, seiner Friedfertigkeit, seiner Casinowürde und seinen diversen Societäts-Geschäften zu Liebe. — Jedes der Parteihäupter hatte seinen Adjutanten. Persönlich fochten sie nur den Kampf der feinen Bosheit, die da lächelt und tändelt, während sie vernichtet; bedurften sie jedoch der himmelstürmenden Grobheit oder des Hanswursts, der das Volk elektrisirt, so

wurden der Physikus und der Aktuar die Vorseher ihrer respektiven Parteien.

Die erste Erscheinung des Majors bewirkte einen Waffenstillstand, einen vorläufigen mindestens, zwischen den Scharmüchellustigen; sie vereinigten sich, um dem Soldaten nach ihrer Weise auf den Zahn zu fühlen und ihre Neugier an ihm stumpf werden zu lassen. Sie verschmolzen sich endlich, um ihre eigenen Personen vor ihm in's schönste Licht zu stellen. Da ein jeder von den Beamten sich schmeichelte, noch eine Zukunft des Fortschritts in Würden und Besoldung zu erleben, und von der Hauptstadt allein aller Segen zu erwarten war, so durfte ihnen nicht gleichgültig seyn, was ein Hauptstädter, wie der Major, der ohne Zweifel Connexionen und vielvermögende Freunde dort zurückgelassen, etwa von den Fortschrittlustigen halten mochte. Für's Erste sagten sie ihm: Hirlingen sey der unausstehllichste Ort, ein Fegfeuer, und nicht im Geringsten werth, so ausgezeichnete Männer zu besitzen; für's Zweite, seine, des Majors, Erscheinung sey ein wahrer Festtag für ihre nach feinerer Lebensart durstigen Seelen. Zum Dritten warnten sie ihn vor den außen sitzenden Großphilistern, als vor einem Pack eigennütziger und grobhäutiger Bursche, die der liebe Gott im Zorn auf die Erde geschüttet habe. — Der Amtmann, der stets mit der Bürgerschaft gespannt lebte, gab eine erbauliche Schilderung der Philisterhölle zum Besten, und strich, den eigenen Bart krauend, die blühenden Hoffnungen der Beamten heraus, die zu den Freunden der Residenz oder der Landvogteien einzugehen bestimmt seyen und daher mit frischer Geduld das bische Fegfeuer zu Hirlingen aushielten.

Der Major hatte nicht Ohren genug, dem weitschweifigen Kram zuzuhören, und nicht genug Augen, um die gemischten Arabesken zu fassen, womit der Steuerinspector, verborgen hinter der Backofenbastion, seines Todfeindes Worte begleitete und commentirte. Der Dekan grinste

wie ein Faun, der Physikus stimmte offen in den Hohn des achselzuckenden, händereibenden, kopfschüttelnden, fragen-schneidenden Inspektors, der Apotheker lachte, wie gewöhnlich, der Amtskeller drohte dem Spötter gutmüthig mit dem Finger, bis der Amtmann, sich vorbeugend, gebieterisch fragte: was es denn gebe? — Der Amtsphysikus hatte schon eine grobe Antwort auf der Zunge, und dem Major wurde vor einer Schlacht himmelbange, als zu allem Glück das Blatt sich wendete. „Die Zeitungen!“ rief der Aktuar mit seiner originellen Stimme, die einst Stentors gewesen, aber von der Zeit sehr beeinträchtigt worden war. — Der Postbote brachte das Packet in das Stübchen. Flink wie ein Sperling war der Kanonikus auf den Beinen, das Päckchen zu empfangen. — Alle Zungen ruhten mit einem Male. Die Zeitungen in der Linken, ein blankes Messer in der Rechten, trat der Kanonikus zum Tische, putzte mit wichtiger Miene die Lichter, ein Geschäft, welches er allein den ganzen Abend hindurch verrichtete, legte die Zeitungen, die unordentlich gepackten, regelrecht zusammen, schnitt sie auf und vertheilte sie mit dem Aplomb täglicher Gewohnheit in die feierlich ausgestreckten Hände seiner Leser. Ein Jeder empfing sein Lieblingsblatt. Die, so nichts empfangen, weil nicht für jeden Mann eine Zeitung vorhanden, guckten ihrem Nachbar auf amerikanische Manier über die Schulter, und buchstabirten, wie sie konnten, oder warteten mit Geduld ab, bis die Reihe des Genusses an sie kam. — Der Kanonikus, selber nicht lesend, beaufsichtigte den Zeitungschmaus, putzte alle Brillen der Versammlung mit einem Lederstreif, den er in der Westentasche führte, sauber ab und überreichte sie alsdann mit Gruß und Verbeugung dem Eigenthümer. Er buldete nicht das mindeste Sternlein an den Kerzen; so wie er bemerkte, daß ein Gast etwas gepreßt zu athmen schien, öffnete er das Fenster, um den Tabacksdampf hindurch zu lassen; keine halbe Stunde ver-

ging, ohne daß er auf die Uhr gesehen und die Zeit verkündet hätte. Er zählte und mischte die Karten der Spielenden, hielt ihnen Buch mit der Kreide; er besorgte die Fidibus, deren sich die Herrn bedienten, er schlug Feuer, wenn's nöthig war. Er dolmetschte der Kellnerin die Gesinnungen und Beschwerden aller Mitglieder, machte den Vorkoster in jeglicher Art und hielt einen Barometer pro patria. Er rastete nimmer, mit einem Worte, und jeder seiner Athemzüge war dem Casino geweiht, das er stiften und aufblühen gesehen. Mit der rührendsten Hingebung hatte er sich zum Sklaven dieses Casinos erniedrigt und seine ganze pensionirte Existenz demselben leibeigen gemacht. Seine Aufopferung ging so weit, daß er sich schon in jenen Stunden auf seinem lieben Casino einfand, da weiter Niemand zu kommen pflegte. Lieber saß er dort mutterseelenallein, als daß ihm Jemand hätte sagen dürfen, daß um so und so viel Uhr gar kein Gast im Casino gewesen. — Für alle diese Dienste verlangte er nichts, als einen für ihn eigens bestimmten Sessel, ein eigenes Schoppenglas und Punkt halb neun Uhr Abends die zweite Flasche Bier. Wehe der Kellnerin, die den Glockenschlag versäumte oder die ad usum Canonici bestimmte Lichtpuße nicht herausgab.

Nach dieser Abschweifung die der gutherzige Sekretär und Kanonikus wohl verdient hat, ist von des Majors erstem Casinoabend nur noch so viel zu sagen, daß, ein paar Sticheleien abgerechnet, die Norbert aus Mangel an Lokalkenntniß nicht verstand, Alles in Ruhe und Frieden abging. Nachdem sich der Amtmann und der Steuerinspektor, die Beide zur selben Stunde zu Nacht speisten, wegbegeben hatten, als just für den Kanonikus die zweite Flasche gebracht wurde, gestaltete sich das Zusammenseyn der Uebrigen sogar recht bequem und freundlich. — Norbert blickte in eine neue Welt. Das Triviale und Beschränkte irrte ihn nicht, um der Neuheit willen. Die Gesichter der ein-

gerosteten, selbst zu Philister gewordenen Herrn beschäftigten Norbert's Malergeist. Er hielt sie eines nähern Studiums nicht unwerth.

Um sich mit ihnen bekannt zu machen, ohne allzuviel Mühe und Zeit daran zu setzen, wendete sich Norbert zuerst fragend an seinen Freund Auerbach. — „Ich weiß nichts von jenen Gesellen allzumal,“ lautete die geringschätzige Antwort, „und will Dir rathen, ihnen nicht zu nahe zu kommen. Der Kleinbürger in größern Städten ist schon ein abschreckend Unthier; in einem Landneste wie Hirlingen ist vollends nichts mit ihnen anzufangen. Wenn nicht meine väterlichen Felder in dieser Gemarkung lägen, wenn nicht meiner allerliebsten Anna Vater nur ein paar Stunden von hier wohnte, ich würde mich hüten, in Hirlingen zu bleiben. Doch thue ich mein Möglichstes, mir die Leute, Beamte und Bürger, glimpflich vom Halse zu halten, ohne daß sie's merken. Folge meinem Beispiel.“

Der Major adressirte sich nun an den allwissenden Canonikus, die lebendige Chronik des Städtchens. Er fand in demselben einen bereitwilligen Mann, aber einen Mann des Friedens und der Versöhnlichkeit, der Alles in's Schöne malte, und eben weil er keinen Schatten anbrachte, alle seine Bilder verdarb. — Endlich in einer bessern Stunde kam Norbert mit dem Aktuar in's Gespräch, lenkte dasselbe, wie er für gut fand, und brachte seinen Mann bald dahin, daß er unter vier Augen in fecken Umrissen die Gesellschaft der Honoratioren schilderte, wie sie lebte und lebte.

„Ma foi,“ begann der Aktuar mit gutmüthigem Augenausschlage und spöttischem Munde: „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn Sie voraussetzen, daß wir ein unruhig Völklein vorstellen. Doch kann's nicht anders seyn, und überall finden Sie dasselbe; nur zeichnet es sich natürlich in Landnestern schärfer als an andern Orten. An denselben Pflug gespannt, in denselben Pferch zusammengebrängt, kennen wir unsere respectiven Schwächen ganz

genau, und eine Finte greift nicht durch. Darum schätzen wir uns nicht besonders, darum sind wir mit Allen, selbst mit den Vorgesetzten, familiärer als irgendwo, und suchen vergebens unsere Rang-Autorität zu behaupten. Diese bekommt ein Loch, weil unsere Nebenleute uns mit Haut und Haar auswendig kennen, und weil es nicht möglich ist, eine gewisse Distanz zwischen sie und uns zu schieben, die, wie man weiß, eine optische Täuschung sehr begünstigt. Allons! auf diese gründliche Einleitung hin erlauben Sie, daß ich mein Glas leere und den edeln Most aus meiner Kehle wasche. Wären Sie einer der Unsrigen, ich würde Ihnen ganz sibel ein Viertelchen vortrinken; aber bei Ihnen leidet's der Respekt nicht, parole d'honneur. Auf Ihre Gesundheit also!"

Nachdem der Sprecher getrunken, mit seinem Schnupftuch säuberlich den Mund abgewischt und den Schnurrbart gestrichen, fuhr er in obigem Tone fort: „Sie werden mir ferner erlauben, in meinem Bericht, wenn nicht mit Spitzbuben, doch mit Spitznamen aufzutreten. Die Spitznamen sind der Haupttragbalken einer kleinstädtischen Unterhaltung; ein Feder; der unsern Zauberkreis betritt, erhält den seinigen, und auch Sie haben bereits den Ihrigen, den ich aber noch nicht sage, und von selbigen, größtentheils pittoresken Benennungen kann ich Ihnen den besten Bescheid geben, indem ich selber sie fabrizire, quoad Hirlingen.“

Der Major versicherte seinen Mentor der größten Aufmerksamkeit, und der Aktuar ging weiter in seinem Text, nachdem er sich geschmeichelt verbeugt hatte. „Besagte Spitznamen, was ihre vollständigste Vollkommenheit betrifft, stehen einen Grad über der Möglichkeit. Sie umfassen gewöhnlich das Plastische im bezeichneten Individuum und zugleich einen wichtigen Moment aus seiner Lebensgeschichte oder seine Charakteristik in nuce. — Da ist

z. B. unser Edelkaffer*) —“ — „Wie sagen Sie?“ — „Ich meine ganz simpliciter Ihren Freund, Herrn Auerbach, der als Landwirth zu den Kaffern gehört, dabei aber die Nase hoch trägt, wie ein Edelmann aus der Urzeit, und wahrhaftiglich einmal den Versuch gemacht hat, sich zum Baron stempeln zu lassen, was ihm zwar nicht gelang, aber seinen Spitznamen total rechtfertigt.“ Der Major wurde roth. „Lassen wir diese Schwäche bei Seite,“ sagte er freundlich. „Wir Deutsche sammt und sonders sind gar eifrige Titeljäger. Wir schenken sie auch gar freiwillig denen, die keine haben. Ich, zum Beispiel, gelte hier als ein Freiherr, und habe doch nicht die Ehre, ein solcher zu seyn. — Auerbach, um wieder auf ihn zurückzukommen, ist zwar ein Plebejer, aber ein sehr ehrlicher Mann, der jeden Stand zieren würde, wie ich glaube.“

Der Aktuar, etwas verblüfft von dem Ernste des Majors, beeilte sich, einzustimmen und Auerbach's gute Seiten hervorzuheben. „Ohne Zweifel ist Ihr Freund ein Ehrenmann, par dieu! nicht capabel, das zu leugnen!“ sagte er. — „Ein zärtlicher Gatte,“ setzte der Major hinzu, und mit einem fast unmerklichen Satyrlächeln fügte der Aktuar bei: „Die ganze Stadt sagt's. Vox populi, — was wollen Sie mehr? — Lassen wir's. — Ich will das Kapitel „Auerbach“ beschließen; — wenn ich Ihnen jedoch von den Uebrigen vorplaudern soll, so müssen Sie mir nicht mehr in die Parade fahren, oder ich schweige, wie Lucius, der Hecht, foi de Chevalier!“

Norbert nickte lächelnd: „Weiter, weiter, Chevalier.“ — „Ja, ja, da haben Sie gleich einen auf mich selber angewendeten Spitznamen, unter welchem ich im ganzen Lande bekannt bin. Es war eine schöne Zeit,“ — des Actuars Stimme wurde wehmüthig und weich — „eine schöne Zeit, da meine Commilitonen mich zum Ritter schlugen, weil ich

*) Kaffer ist so viel als Bauer

das Vorbild aller chevaleresken Tugenden zu seyn mich bestrebt hatte, und zwar nicht ohne Erfolg, wahrlich nicht ohne Erfolg! Ach, die Zeiten sind vorbei! Wo sind meine Hoffnungen hin? Ich dachte nicht, in Hirlingen zu leben und zu sterben! Höheres war mein Ziel, und ohne meiner Examinatoren Barbarei und Rabale — doch lassen wir's; excusez. Aber war's nicht absurd von dem Staatsrath Ueberflug, mir zu sagen, ich hätte allzuvielerlei gelernt, um etwas zu wissen? Ein oxydirter Mensch, der Staatsrath! Lassen wir's, noch einmal!"

Des gutherzigen Aktuars Melancholie verschwand im nächsten Glase, und er fuhr mit gewohnter Lustigkeit fort: „Freudenreich, hast du's gleich! wer wollte sich mit Grillen plagen? Partitur! Bin ich nicht immer noch der alte Seibelman, Aktuar Chevalierque? Ich will seyn, wie unser Dekan. Er ist ein Prachtstück von Sorglosigkeit, Selbstzufriedenheit und Marmottismus. Die glücklichsten Quaraktere unter der Sonne! Ein Mann, wie kein zweiter auf Erden, unser Dekan: ein Licht, aber unter dem Scheffel; ein Quavalier unter den Leviten; ein scharfes Messer ohne Klinge, das sein Hest verloren hat; ein eigentlicher Vormund der Armen, indem er ihnen Alles vom Teller speist; ein Schatzmeister himmlischer Weisheit — er gibt davon kein Stäubchen heraus; aber belehnt mit großen Gütern auf Borneo.“ — „Wie sagen Sie?“ fragte Norbert auf's Neue, ganz confus von den barocken Redensarten, auf welchen der Aktuar fröhlich hinschwamm. Aber plötzlich lächelte der Major als wie beschämt und sagte leiser: „Verzeihen Sie. Ich war in der That allzu bornirt, um den Witz zu fassen. Nur weiter.“ — „Mit dem geistlichen Herrn wären wir fertig. Unsere weltliche Obrigkeit ist der Pascha, auch der „Allerärgste“ genannt. Er ist aus der Stadt Kerms gebürtig, folglich nicht weit her; sie liegt nur sechs Stunden von da; ein tüchtiger Jurist und ein Mann, der die Welt gesehen. Er hätte Aller

Geist und Herzen unbedingt unterjocht, wenn nicht seine Frau bei ihm den Meister spielte und wenn nicht der Steuerbeamte ihm Widerpart hielte. Wer ein Homer wäre, um die Fehden des Pascha und des Steuermanns zu erzählen, ihre Thaten zu besingen und deren Ursprung! Dieser reicht hinauf bis Anno — Anno — enfin, bis zu einer Zeit, da die Herren noch jünger waren und noch keine Kalifabrik auf den Häuptern trugen. Als würdiger Ajax unsers Gegners präsentirt sich der Mercurial. —

„Wer ist denn das?“ — „Pardon, ich meine den Physikus. Seine Frau ist hübsch, aber eine Gans; sie hat einiges Vermögen, aber sie ist eine Gans; sie ist fromm, aber eine Gans ohne alle und jegliche Bildung. Da ihr Mann hieher versetzt wurde, beeilte sie sich, ihren Bekannten zu melden, er sey Amtssibibus und Mercurial- (Medicinal-) Referent geworden. Hier also — doch wir werden unterbrochen. Da kömmt der Citronenbaum, unser Exapotheker, ein trauriger Taubmann, gelb und sauer wie die Frucht, nach welcher er getauft ist. Sie sollten den Tauben sehen, wie er einer Stadtanekdote, die zum Besten gegeben wird, seinen Beifall zulächelt, ohne sie zu verstehen, und wie er alsdann, unmittelbar darauf, dieselbe Anekdote feierlich zu erzählen beginnt! Das gehört auf die Bühne, mille tonnerres! Was gilt's, er engagirt mich wieder zu einer Partie?“

Nach dem Apotheker trat ein seltener Besuch ein, Norberts Freund, Auerbach. — „Ei, wie kommt das?“ fragte der Gast den Gastfreund; „Du läßt Dich hier sehen? um diese Stunde des Abends, welche Du gewöhnlich mit dem Kleinod des Hauses und Herzens in einsam traulichem Gespräche zubringst?“ — Auerbach machte ein sonderbares Räthselgesicht, warf sich auf einen Stuhl und versetzte: „Lieber Freund, das häusliche Glück ist manchmal monoton. Auch ist meine liebste Anna nicht wohl und hat dem Schlummer Audienz gegeben. Wie amüfirst Du Dich?“ —

Der Major zuckte die Achseln. „Die Gesellschaft bleibt heute lange aus,“ bemerkte er, „sogar der Kanonikus ist seinem Posten untreu geworden.“ — „Sie haben ein Spielchen beim kranken Rittmeister, doch werden sie bald eintreffen, um Dir das Leben zu versüßen,“ spottete Auerbach, in dessen ganzem Wesen eine gereizte Stimmung nicht zu verkennen war. „Schließe Dich nur fest an die Spießbürger, weil Du doch nicht mehr verstehst, einen angenehmeren Zeitvertreib zu finden.“ — „Was meinst Du damit?“ Auerbach lacht etwas gezwungen: „Denke nur an frühere Zeiten, da der Major noch im Premierlieutenant verpuppt lag und Dein Freund ein beförderung- und soldatenlustiger Kameralist war, der alle Deine Wege und Stege, Ränke und Schwänke kannte: hätten wir dazumal eine Unterhaltung, wie man sie hier hat, für möglich gehalten?“ — „Die Zeiten gehen dahin und wir mit ihnen.“ — „Zum Theil wahr. Dennoch — steh — ich bin ein Ehemann — mit mir ist Alles vorbei — ich bin damit höchlich zufrieden. Du aber — ein stattlicher Mann mit Rang und Orden, bist ledig und frei. Du könntest noch viel Glück machen. Hirlingen hat niedliche Frauen aufzuweisen, die sich wohl gerne den Hof machen ließen; Du bist aber von Stein. Ist diese Kälte reell oder nur eine Maske, Du heuchlerische Seele?“ — „Wie Du da redest, Auerbach! mir ist, als wären der Premierlieutenant von damals und der Major von heute zwei sehr verschiedene Personen. Was der Jugend wohl ansteht, paßt für das Alter nicht mehr.“ — „Nicht? nicht? wirklich nicht mehr?“ Auerbach guckte dabei dem Major mit unsteter Neugierde in die Augen. „Wahrlich, ich muß Dich loben. Eine Resignation, wie diese —“ — „Nenne es Besonnenheit; der Ausdruck ist besser. Mich dünkt, ein jeder Mann müßte mit den Jahren diese Tugend lernen. Würdest Du anders seyn an meiner Statt?“ — „Hm, hm! Du nimmst die Sache ernsthaft! Ist mit Dir kein

Scherz möglich? Nun freilich würde ich an Deiner Stelle — nun, das versteht sich ja. Aber sey nicht böse, hörst Du? ich bin heut etwas verdrießlich und der Spaß gelingt mir nicht.“ — „Allerdings kann der Mensch nicht für seine Laune stehen, lieber Friß, und ich höre nicht gerne von Deinem Verdrusse. Aber sonderbar ist immer, daß Du glauben magst, ich könnte Dir um eines Scherzes willen böse seyn.“

Auerbach stand rasch auf und ging an das Fenster, hinausschauend in den dunkeln Abend. — „Was ist nur heut dem Menschen?“ fragte Norbert sich selber, aber mit halblauten Worten: „ich kenne ihn nicht, er kömmt mir ganz fremd vor.“ — „Der Herr Baron haben vollkommen Fug und Recht, dieses vorauszusetzen,“ antwortete ihm die Stimme des Kanonikus; „es ist auch so, wie Sie sagen. Ich zerbreche mir seit zwei Tagen darüber den Kopf.“

Norbert sah auf: einige der gewöhnlichen Tafelherrn, unter ihnen der Kanonikus, waren, ohne von ihm bemerkt worden zu seyn, gekommen und hatten ihre Plätze eingenommen. Der Major fragte, immer noch mit Auerbach beschäftigt, den Kanonikus: „Seit zwei Tagen schon? Und ich bemerkte nicht —? es ist seltsam. Warum ist der Mann, wie Sie selbst finden —“ — „So fremd, Herr Baron? Ja, das mag wohl hauptsächlich daher rühren, daß er nicht von hier und daher Niemanden bekannt ist, die Frau von Fingerlein ausgenommen, bei welcher er wohnt, just hier gegenüber.“ — „Ja, von wem reden Sie denn?“ schwebte dem Major auf der Zunge; indessen kam der Aktuar heran und sprach: „Es steht einmal fest, daß der Herr der Auditor vom vierten Infanterieregiment ist und hier auf Besuch bei seiner Tante liegt. Aus dem Besuch wird jedoch ohne Zweifel eine Heirath mit der Fräulein Pepi. Ich schwör's auf mein Schwert! sie ist die Cousine des Auditors, der eigentlich ein Anglomane ist, weil er nach Herzen angelt, und besser noch, ein Angel-

sachse, da er Sachse heißt, wie wir auf der Polizei bereits zur Genüge wissen."

Chevalier schnalzte mit der Zunge den Schlüsselpunkt seiner Eröffnung, und während die Mitglieder der Tafelrunde beifällig murmelnd und commentirend den Bericht verdauten, zupfte der Aktuar den Major verstohlen am Rocke und zeigte nach dem Fenster, wo Auerbach noch immer unbeweglich stand. „Drüben wohnt sie," flüsterte er dem Major zu, „er kann von hier aus sehen, wie sie dem Auditor die Hand gibt; merken Sie? Sehen Sie? Kopf an Kopf lehnen sie am Fenster, und die große Nachthaube der alten Fingerlein schwebt über der Gruppe wie eine segnende Fledermaus. Er stirbt vor Eifersucht und Verdruß noch diese Nacht: de profundis!" — Sind Sie im Kopfe verwirrt oder benebelt?" fragte der Major verwundert. „Sie schwagen mir Dinge vor, von denen ich nicht eine Sylbe verstehe!"

„Der Laffe!" brummte Auerbach grollend im Vorübergehen und eilte aus dem Zimmer. — Die Anwesenden, die um des Kaisers Bart stritten, wie gewöhnlich, bemerkten, zwei ausgenommen, seine Entfernung nicht. Der Major sagte aber zum Aktuar: „Wem galt die Artigkeit? Ihnen, mein Herr?" — „Behüte Gott, sans façon. Nicht mir, nicht Ihnen, aber dem glücklichen Auditor." — Der Aktuar winkte seinem Zuhörer und führte ihn durch's bürgerliche Pandämonium in die Billardstube hinaus. Dort übte sich der Citronenbaum in zierlichen Spielkünsten auf eigene ein siedlerische Faust. „Was ich Ihnen zu vertrauen habe," sprach Chevalier, „kann ich Ihnen keck vor diesem Mann entdecken. Er bringt nichts aus, ich stehe Ihnen gut dafür. Ein Bierundzwanzigpfünder dürfte ihm den guten Morgen bieten und er dankte nicht dafür, der höfliche Mann. — Ich will Ihnen nur sagen, wenn Sie's nicht schon wissen, daß der zärtlichste Gatte in Hirlingen, unser trefflicher Edelkasser, neben seiner überromantischen Liebe

zu seiner holdbesten Anna, die indessen eine Musterfrau ist, wie man sagt, noch eine Andere im Herzen hegt und pflegt und trägt: Fräulein Pepi von Fingerlein. Er ist seit dem letzten Wurstschmause im silbernen Mond und seit dem Bohnenschnitt bei Oberförsters völlig in das Mädchen verliebt, thöricht verliebt, obschon man von dem Fräulein singen kann, wie es in Orgelmanns Liede heißt:

„Fünf Schuh, sechs Zoll und dreißig Jahr
Hat sie gemessen auf ein Haar.“

Jedoch, die Liebe ist blind, und Herr Auerbach versteht die Kunst, ein paar Duzendmal des Jahrs mit seinen Liebchen zu wechseln; sentimental, schwärmerisch, jugendlich-respektvoll — verstehen Sie mich recht? Sein Herz ist jung verblieben und der charmante Schmetterling saugt nur den obersten Thautropfen aus dem Kelch der Rose; den Champagnerschaum, den die Natur so verschwenderisch aus der Isis geheimnißvollem Schleier, den Augen der lautlosen Nacht, und dem Balsam, welchen die Engel — und so weiter, sonst bleib' ich stecken, foi de Chevalier! Sie verstehen mich aber hinlänglich.“

„Ein alberner Don Juan also?“ versetzte Norbert mißbilligend; „wie ist das nur möglich, da seine Frau ein Muster ihres Geschlechtes? Wie kommt's denn, daß in Krähwinkel Alle nur vom häuslichen Glück jenes Paares zu reden wissen? Krähwinkel lobt selten; es liebt zu schimpfen.“ — „Das Strahlende zu schwärzen u.; sehr wohl, Herr Major. Aber des guten Herrn Auerbach's Lieblingsstudien werden nicht beachtet. Was die Weiber davon schwätzen, nescio; doch sind ihm alle gut, weil eine Jede sich Hoffnung machen darf, ihn zu beherrschen, wenn an sie die Reihe kommt. Der Frau hingegen sind sie Alle gram, weil diese, an Geist und Sitte ihnen weit überlegen, sich stets von ihnen entfernt hält. Unsere alten Herren zählen keine Liebenschaft für etwas Rechtes, wenn sich daraus

nicht Skandal ergibt; und die jungen Leute in Hirlingen — mein Gott, Herr Major, hier stehen sie alle in meiner Person vereinigt," — das bemooste Haupt schlug beschämt die Augen vor dem staubigen Spiegel nieder, — „und wenn ich auch nicht zu schweigen wüßte, wie ich's weiß, so würde ich schon reinen Mund halten, um die Grauköpfe — alle durch die Bank mit ihren Gehälften in Krieg und Noth — mit des Edelkassers stupendem Heiraths-, Ehe- und Lebensglück ärgern zu dürfen, wann es mir beliebt.“

Norbert begab sich mit ganz eigenen Gedanken und Vermuthungen nach Hause. Durch Chevaliers unzarte, aber wahrhaftig lautende Berichte war der Vorhang zerrissen worden, der ihm bisher Auerbach's Thun und Lassen und Gesinnung verborgen hatte. Der Major sah sich wieder getäuscht, sah abermals im Geiste die Thüre des Gastfreundes hinter ihm, dem Scheidenden zufallen, und malte sich — ebenfalls im Geiste — das Leben eines Einsiedlers lieblicher aus, als seine bisherige Existenz unter feindlichen Freunden. — Die Begegnisse entsprachen schon an demselben Abend seinen Ahnungen.

Seines Bedienten benöthigt, schellte der Major demselben. Der arme Schelm, der schon die kleinstädtische Sitte, mit den Hühnern zu Bette zu gehen, angenommen, schlief fest und hörte die Glocke nicht. Der Major ging nach des Burschen Kammer, um ihn zu wecken. Er mußte an den Gemächern des Hausherrn vorüber, und schritt leise, um nicht Auerbach oder dessen Gattin im Schlummer zu stören; da hörte er zu seiner Verwunderung noch eine laute Stimme, die Stimme seines Freundes. „Nicht übel, Madame, wahrhaftig nicht übel. Sie spielen die unschuldig Beleidigte zum Entzücken.“ Anna antwortete nur wenig, dem Major nicht verständlich. „Nichts da! schweigen Sie! ich habe helle Augen, verstehen Sie mich? Ich bin hier der Meister, ich habe zu wünschen und zu befehlen. Sie haben zu gehorchen. Thun Sie, wie ich gesagt habe.“

Höflichkeit, kühle Höflichkeit: guten Morgen, guten Appetit, gute Nacht; — Punktum, nichts weiter, oder —“ Anna's Erwiederung nach einer Pause wurde im bestimmten Tone gerechter Mißbilligung gegeben. Obschon etwas ausgedehnt, war sie jedoch so wenig verständlich, als die vorige. „Warum nicht gar, Madame! Wollen Sie mich als einen eifersüchtelnden Nachtwandler an den Pranger stellen? Nichts da! Ich hab' ihm einmal mein Wort gegeben, und will nicht wie der Narr in Falkenau den lächerlichen Vorwurf auf mich laden, als sey ich inconsequent oder schwach, oder von eines Weibes Launen abhängig. Das Dekorum muß beobachtet werden; im Uebrigen Alles, wie ich's vorgeschrieben habe, ein = für allemal. Genug, und schlafe wohl, mein Püppchen.“

„Ja wohl, genug!“ sagte der Major für sich, da er wieder auf seinem Zimmer war. „Was mir schwante, trifft bereits ein, und wenn ich nicht irre, und wenn — wie nicht zu zweifeln — die Leute von meiner Wenigkeit gesprochen haben, so kommt dießmal das Donnerwetter von Seiten des heuchlerischen Mannes, der mit seinem armen Weibe ein wahres Raßenspiel treibt. Nun, es komme, wie es mag. Der Abmarsch ist wieder einmal vor der Thüre, und ich weiß nicht einmal warum? kann mir's nicht denken. Dennoch will ich dießmal temporisiren und den faden Herrn anlaufen lassen, wenn's Zeit ist.“

Dieses konnte gleich am andern Morgen geschehen. Auerbach erschien unmittelbar nach dem Frühstücke bei seinem Gast, und seine Stirn war eben so heiter, als sie am verwichenen Abend trüb, finster sogar gewesen. — „Ich bin im Begriff, eine kleine Tour nach Althaus zu machen, um meinem Pächter das Gewehr zu visitiren, wie man zu sagen pflegt. Willst Du mitkommen?“ — „Ich danke, mein Freund, die Witterung thäte meiner Wunde nicht gut. Erlaube, daß ich zurückbleibe.“ Ueber des Freundes glatte Stirn flog schon wieder ein leichter Nebel. Er

versetzte bedauernd: „Wie Schade! ich wäre so gerne mit Dir gewesen; indessen, wie Du willst: unter Freunden, zwischen Wirth und liebem Gast kein Zwang. Nur thut mir leid, daß Du den Tag als ein Eremit verleben wirst. Stelle Dir vor, meine liebe Anna ist kränker geworden. — Du wirst allein speisen.“ — „In Gottes Namen. Ich theile dann das Loos so mancher asiatischen Majestät. Doch bedaure ich Deine Frau von Herzen. Du wirst nicht versäumen, einen Arzt —?“ — „Behüte, noch ist für den Arzt nichts zu thun. Es wird sich geben; gereizte Nerven und dergleichen. Du weißt ja, wie die Weiber sind. Sie ist schon besser als gestern Abend. Hörtest Du nicht vielleicht, da Du heimkamst, etwas Geräusch in unserm Schlafzimmer?“ — „Nicht doch. Ich war vom Schwagen müde, und habe fest geschlafen.“ — „So? desto besser. Ich fürchtete schon, wir hätten Dich vielleicht gestört. Hast Du gestern viel Spaß gehabt unter den Philistern? Wahrlich, Hirlingen ist und bleibt ein elendes Nest. Die Albernheit liegt hier auf Werbung, und die Langeweile steht Schildwache.“ — „Die militärische Figur ist nicht übel für einen Civilisten.“ — „Wahrhaftig? Doch besinne ich mich so eben, daß ich Dich wegen der Figur, die ich gestern im Casino Dir gegenüber spielte, um Verzeihung bitten muß. Du weißt selbst, wie ein Tag nicht gleich ist dem andern, wie unsere Laune buntscheckig wechselt, wie tausenderlei Erlebnisse auf uns einströmen. Meine Geschäfte sind so mannigfaltig — ich hatte just mit einem Burschen zu thun, der sammt seiner Handlungsweise mir nicht aus dem Kopfe ging.“ — „Wozu die Entschuldigungen, lieber Freund? Du hast mich nicht beleidigt.“ — „Ich freue mich, wenn Du's einsehst. Zu Hause wurde ich alsbald ein Anderer. Ich darf nur in das liebe, herzige Gesicht meiner Anna sehen, um augenblicklich sanft zu werden wie ein Lamm. — Findest Du nicht selbst, lieber Norbert, daß meine Anna einem Engel der Anmuth und Versöhnung gleicht?“

Auerbach sprühte scharfe Pfeile aus seinen Augen, da er den Major fixirte. Norbert entgegnete kaltblütig: „Du weißt bereits, daß ich das Gesicht Deiner Frau für eines der interessantesten erklärte.“ — „Freilich, Dein Maler-Auge ist competent. Anna's schöne Augen konnten keinen gerechtern Beurtheiler finden. Ihre Augen sind köstlich; nicht wahr, Norbert? und ihre Stirne, ihre Stimme vor Allem — he, was sagst Du? Gestehe — was die ganze Welt schon sagte — gestehe, daß ich glücklich bin, ein solches Kleinod zu besitzen.“ — „Nicht das Haben macht das Glück aus. Du bist glücklich, wenn Du die Perle verdienst, die sich von Dir finden ließ.“ — „Zweifelst Du?“ fragte Auerbach etwas argwöhnisch. Norbert schüttelte lächelnd den Kopf. — Beruhigter sagte Anna's Gatte: „Du lässest mir, wie ich hoffe, Gerechtigkeit widerfahren. Nie hat ein Mann sein Weib mehr geliebt als ich, nie es gepriesen und geschmückt und getragen wie ich. Ich kenne nur zwei Güter in der Welt, die ich nicht missen mag, Anna und Dich!“ — „Du guter, aufrichtiger Fritze!“ antwortete der Major mit Emphase, den Fortgehenden umarmend. Aber hinter ihm drein murmelte er in den Bart: „Du verlogener Schalk von einem guten Freunde! Wo will das Larvenspiel hinaus?“

Er speiste, wie Auerbach vorausgesagt, allein, und betachtete seinen Elias, nach dem Befinden der Dame zu fragen. — Der Bediente brachte einen höflichen Dank zurück und zugleich die etwas überraschende Einladung, der Frau vom Hause ein Viertelstündchen Besuch zu schenken. Natürlich gehorchte Norbert auf der Stelle, und fand seine Wirthin, wie er sich vorgestellt hatte, ganz wohl und gesund, aber mit bekümmertter Miene auf dem Sopha sitzend. Sie bat ihn, neben ihr Platz zu nehmen, und hob nach den ersten Gewohnheitsformeln plötzlich mit einem Seufzer an: „Ich habe Ihre Muße nicht umsonst stören wollen, bester

Freund. Mit schüchterner Zunge und schwerem Herzen, schwerer als Sie sich einbilden mögen, zwingen Sie mich, Ihnen eine Bitte vorzutragen, da der Augenblick gerade so günstig ist."

Der Major nickte stumm, aber erwartungsvoll. Der Blick und die Miene der Frau versprachen etwas Ungewöhnliches. Mit der klangvollen Stimme, die schon früher Norbert's Herz gerührt hatte, fuhr Anna fort: „Ich will keine Umschweife machen, will Ihnen keine Lügen sagen. Dergleichen Ränke des geselligen Verkehrs wären der Achtung, die ich für Sie hege, allzu unwürdig, ein Hohn gegen die Freundschaft, die Sie mir bewahren, wie ich hoffe. Meine Bitte wird nicht höflich, aber herzlich seyn, und Sie werden einwilligen, weil Ihr Verstand und Ihr Herz mein Anliegen unterstützen müssen. Bleiben Sie nicht lange hier, in unserm Hause. Verlassen Sie uns und schieben Sie Ihre Abreise nicht zu lange auf.“

Wenn gleich auf eine seltsame Eröffnung gefaßt, bestürzte den Major der brüste Vorschlag, zu gehen, so sehr, daß er einer Minute bedurfte, um sich zu sammeln und gepreßten Herzens zu erwiedern: „Der Schlag ist hart, grausam Ihr Befehl, Madame; doch will ich als Mann von Ehre, der Ihr Geschlecht hochachtet, Ihnen, ohne zu säumen, willfahren; nur bitte ich um das Warum.“ — „Wie sich von selbst versteht, mein Freund, denn von nun an nenne ich Sie herzlich mit diesem traulichen Namen,“ erwiederte Anna entschlossen, und sah so freundlich aus, als es der Moment gestattete. „Es ist eingetroffen, was ich schon bei der ersten Einladung, die Auerbach an Sie ergehen ließ, befürchtete. Er ist auf Sie eifersüchtig, und ich würde eine dauernde Hölle im Hause haben, wenn Sie nicht weggingen; denn er peinigte mich eher zu Tode, ehe er Ihnen eine Sylbe von seinem Hirngespinnste sagte. Sie werden diese Verschlimmerung meiner Lage nicht begehren, mein Freund?“ — Sie reichte dem Major die Hand. Er

küßte sie, blickte dann auf zum Himmel, an die Wände, rings um sich her, wie ein Zerstreuter. „Raum weiß ich, ob meine Ohren recht gehört haben?“ sagte er. „Eifersüchtig? Auf mich? Der Argwohn ist ja völlig vom Himmel herunter gegriffen!“ — „Auerbach glaubt selbst nicht daran,“ bekräftigte Anna mit Achselzucken: „ihm ist jedoch kein Mittel zu schlecht, mich zu peinigen. Er glaubt nicht an seinen Heuchelkram, und gäbe doch etwas drum, wenn Wahres daran wäre.“

Norbert horchte hoch auf. „Wie vermag ich zu begreifen?“ fragte er. „Der Nimbus, der bisher vor der Welt, vor mir selber Ihre Ehe umgab —“ — „Ist ein falscher, falscher Flitterglanz, mein Freund, ein Kirchweihstand, nichts weiter,“ entgegnete die Frau mit schmerzhaftem Ausdruck. Sie bedachte sich alsdann eine Weile, ehe sie wieder anhub: „Sie werden mein Geständniß nicht mißbrauchen. Sie gehören nicht zu dem Pöbel, dem wir schon so lange ein Schauspiel geben, um seiner Neugier und Schadenfreude unsern wahren Zustand zu verbergen. Ich bin Ihnen sogar schuldig, da ich Sie von hier verbanne, Ihnen meine Lage zu entdecken. Ich thue es mit wenigen Worten. Sie errathen schon, was ich etwa verschweige. Die Geschichte meiner Ehe ist die von Tausenden. Auerbach, der sein Erbgut antreten mußte, suchte eine Frau; mein Vater, der einen reichen Schwiegersohn suchte und in seinen Kindern keinen andern Willen als den seinigen aufkommen ließ, gab mich dem Werber zur Gattin. Eine einzige jugendliche, thörichte Neigung ausgenommen —“ die Stimme der Dame zitterte bei diesen Worten — „hatte mein Herz noch nicht gesprochen.“

„Ohne Liebe wurde ich Auerbach's Lebensgefährtin,“ fuhr Anna fort; „liebeleer bin ich geblieben bis auf den heutigen Tag. Auerbach hat nicht verstanden, mich zu gewinnen; er hat jedoch meine Gesinnung bald begriffen,

und da er nie hoffen darf, mir lieb und werth zu werden, so hat er ein System der Folter bei mir in Anwendung gebracht, das eine Frau, die weniger Stoikerin wäre, als ich, schon zu einem Gclat vermocht haben müßte. Vor der Welt der zärtlichste Gatte, tyrannisirt er mich unter vier Augen, sagt mir in jeder Minute, es thue ihm leid, so verfahren zu müssen, aber ich wolle nur gezwungen, nicht aus Liebe, ihm gehorchen, und was dergleichen Deklamationen mehr sind. Von einem Tag zum andern läßt er regelmäßig seine Eifersucht auftreten. Jedes männliche Geschöpf sey in mich verliebt und ich sey geneigt, ein jedes zu erhören, behauptet er, bald Schmerz, bald Zorn äußernd, mit einer Standhaftigkeit, die empören oder Mitleid erregen würde, wenn sie mehr wäre als Heuchelei und Lüge, die ich verachten muß. Ich sage nicht, daß er mich nicht gerne auf einer, auf der leisesten Schwäche ertappen würde; er ist eine männliche Kokette und möchte, seine eigenen Fehler zu beschönigen, mir etwas, wenn auch das Geringsste, vorzuwerfen haben. Den Gefallen thue ich ihm zwar nicht, aber ich suche meine Plage so viel als möglich zu erleichtern. — Ich vermochte meinen Quäler kalt abzuweisen, so lange er seine Eifersüchteleien auf die wenigen Männer beschränkte, die wir von Zeit zu Zeit auswärts sehen. Aber da er nun auf den grausamen Gedanken gerathen ist, Sie, unsern Hausgenossen, in dieses alberne und elende Spiel zu ziehen, so sehe ich nur einen fortdauernden Jammer und Kampf voraus, ein ewiges Leiden. Auerbach würde mit seinen Blicken und Worten Stunde für Stunde von meinem Leben hinhorden, Sie, mein theurer Freund, würden in ein finsternes Räthsel verstrickt bleiben — denn er hat mir verboten, Ihnen das Geringsste von seinem sogenannten Argwohn zu entdecken — in ein Räthsel, das endlich Ihr Verstand gelöst haben würde, ohne Zweifel; aber — würden Sie Ihrem Unmuth alsdann gebieten können? müßte ich nicht zwischen beiden Freunden von Tag

zu Tag eine furchtbarere Katastrophe befürchten? einen Zwiespalt, der uns Alle betrüben, auf uns Alle ein zweideutiges Licht werfen würde? Sie müßten unserer Gastfreundschaft fluchen, als ob Ihnen Meuchelmörder dieselbe gewährt hätten! Ich hätte verloren, was mir lange Jahre stiller Entfagung und geheimen Duldens erhalten haben: meinen unbescholtenen Ruf. Gott weiß, wie ich mit mir selber kämpfte! Endlich hat der Entschluß, mich Ihrer Rechtlichkeit anzuvertrauen, den Sieg davon getragen. Sie werden mich ganz verstehen und thun, was in dieser besondern Lage einem edeln Manne geziemt."

Anna's Stimme war so weich und süß, ihr Blick so sanft, ja zärtlich geworden, als sie ihre Anrede schloß, daß Norbert, wäre er auch nicht mit sich selber im Reinen gewesen, unmöglich ihrem Ansinnen nicht hätte entsprechen können. „Sie sollen mit mir zufrieden seyn, Madame," sagte er ehrerbietig. „Ich will nicht dem verirrten Freunde, noch Ihnen zu nahe treten. Darum schweige ich von ihm und sage zu Ihnen kein Wort von den Dornen, die Ihr edles Herz zerfleischen. Wollte Gott, ich wäre der Unglücklichste von uns Dreien!"

In Anna's Auge blitzte eine Thräne. „Wir Alle haben unser Leid auf Erden," sagte sie mit engelgleicher Milde, „tragen wir's geduldig. — Wie wollen Sie's jedoch anstellen, schnell von hinnen zu reisen, in dieser Jahreszeit? Auerbach wird es nicht zugeben wollen; und wenn Sie ihm die wahre Ursache angäben —" — „Sorgen Sie nicht, beste Freundin. Ich weiß, was ich Ihrem Frieden schuldig bin. Dem alten Soldaten wird doch bei so besonderer Veranlassung eine Kriegslist zu Gebote stehen? Ich meine, der falsche Friß hat verdient, daß ich ihn mit gleicher Münze bezahle. Geben Sie sich zufrieden, liebe Frau. Morgen bin ich auf dem Wege nach Kerms."

Die Rückkehr des Gemahls, angemeldet durch die

Hausglocke, beendigte das Gespräch. Norbert ging seinem Freunde entgegen. „Du kommst,“ sagte er, „und ich habe die Absicht, zu gehen.“ — „Wohin?“ — „Ich will einen Spaziergang über die nachbarliche Grenze machen und in Kerm's einige Tage verweilen.“ — „Welch ein Einfall! im Winterfrost?“ — „Die Witterung ist trocken, ich bedarf der Bewegung.“ — „Du spaßest; sagtest Du nicht erst heute, daß Deine Wunde —?“ — „Richtig, aber ich habe mich beim Arzt Rath's erholt: ich kann reisen ohne Gefahr und Uebelstand. Ich gehe zu Fuß; die heitere Luft wird meine Kräfte neu beleben.“ — „Ich kann's noch immer nicht glauben! Weißt Du was? ich gehe auf ein paar Tage mit.“ — „Bewahre! ich könnte Dich unmöglich brauchen.“ — „Wie so? wie das? verbotene Wege sind nicht die Deinigen.“ — „Um! wer weiß?“ — „So?“ — „Ein Maler hat seine Geheimnisse wie ein Priester. Merkst Du nicht?“ — „Nicht doch.“ — „Nun denn: ich habe ein Porträt zu malen übernommen, dessen Gegenstand nicht will, daß man davon wisse, davon rede.“ — „Ah so, eine schöne Frau, ganz sicherlich?“ — „Nicht übel, auf Ehre, Oedip. Aber ein Mehreres erfährst Du nicht von mir.“ — „Meinetwegen — ei — bin ich etwa neugierig? Wünsche gute Unterhaltung. Wann gehst Du ab?“ — „Morgen früh, denk ich.“ — „Gut, und wann kehrst Du wieder?“ — „Ich kann den Tag nicht bestimmen.“ — „Bald?“ — „Gewiß.“ — „Recht bald?“ — „Nun ja doch.“ — „Mir ist immer, als hättest Du einen Schwanz vor. Sage mir: Du bleibst nicht lange weg?“ — „Ich denke nicht.“ — „Sieh, Norbert, wenn Du das thätest, oder wenn Du — ich würde Dir's nie vergeben.“ — „Bah, lasse ich nicht meinen Elias und seine Gäule zurück? Genügt Dir nicht die Caution?“ — „Ach, vollkommen; aber 's ist recht fatal, daß Du gehst, wenn auch nur auf kurze Zeit. Ich habe mich dergestalt an Dich gewöhnt, meine Anna kann gar nicht mehr ohne Dich seyn.“ — „Wahrhaftig?“ — „Auf

mein Wort. Unsere Abende werden einstäblicherisch verstreichen, wir werden sie zählen mit Schmerzen." — „Warum nicht gar! Ihr werdet Euch ohne mich ganz köstlich unterhalten, ich wette.“

Die Miene, die der Major bei diesen Worten unwillkürlich annahm, befremdete wahrscheinlich den Freund, denn er unterließ die weitere Bestürmung und war den Abend hindurch der liebenswürdige Gentleman wie ehedem. Von des Majors kleiner Reise wurde nur noch gesprochen, da Auerbach bemerkte, daß seine Gattin, von Uebelbefinden belästigt, sich entschuldige, nicht beim Lebewohl zu erscheinen; auch sey die kleine Wanderung zu geringfügig, um eines ernstern Abschieds zu bedürfen. Anna werde dagegen recht bald, wie sie hoffe, dem werthen Gaste ein freundliches „Willkommen“ zurufen, versicherte Auerbach schließlich. Seinen Dank vermeldend und früher in's Quartier aufbrechend, um nicht seinen wohlgemeinten Plan durch seine steigende Wehmuth zu verrathen, zog sich Norbert in sein Gemach zurück und gab seinem Elias im engsten Vertrauen den Befehl, die ganze Bagage nach und nach zusammenzupacken und eine weitere Aufbruchsordre mit Pferden und Gepäck abzuwarten.

Er ging Morgens so früh als möglich aus dem Hause, ohne dem falschen Freunde Adieu zu sagen. Eine Frauengestalt winkte ihm, da er zu Anna's Fenster hinaussah, mit dem Schnupftuche ein Lebewohl, und verschwand alsdann eiligst. — Ein unverhoffter Begleiter gesellte sich in der laut- und leblosen Hauptstraße Hirlingens zu dem sinnenden Wanderer: Herr Seibelman, der Aktuar. „Ei so früh, Herr Major, an diesem himmelherrlichen Wintertage? Gehen wir zusammen, Sie Chevalierque?“ Norbert sagte dem ebenfalls zur Fußreise Gerüsteten, was ihm dienlich schien, und der Aktuar versetzte erfreut: „Uns leiten dieselben Sterne von ungefähr; auf Ehre, marcoquewürdig, daß wir einen Weg zu gehen haben, drei Stunden lang.

Nun, ich werde Sie begleiten und führen wie ein Compaß. Ich bin vier Meilen in der Runde so bekannt wie Schreiber's Guido Kent *) am Rhein- und Lahnstrom. Wenn ich meinen Augenschein als Amtskommissär abgemacht haben werde, bin ich im Stande, Sie von Kerms abzuholen. Indessen disponiren Sie en blanc über Ihren Servus und schlagen wir gefälligst diese Allee von Languedokern ein, die unsere Straße begrenzen." Auf diese Bemerkung hin betraten die Spazierenden die Allee von hohen Pappeln, die sowohl nach der Grenze als nach dem alten Kerms führte.

*) Guide sur le Rhin.

I n h a l t.

	Seite
Das Testament des Bucherers	1
Die Fastfreunde. Episode aus dem Leben	103

58591297

